Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Sonderlinge.

Bregenzerwälder

Lebens- und Charakterbilder

aus neuester Zeit.

Von

Franz Michael Felder.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1867.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel:

Auf dem Kirchenplatze 1

Zweites Kapitel:

Beim Adlerwirth 17

Drittes Kapitel:

Der Freimaurer 35

Viertes Kapitel:

Ein unglücklicher Vater 67

Fünftes Kapitel:

In Feld und Haus 87

Sechstes Kapitel:

Wie es beim Barthle zugeht 114

Siebentes Kapitel:

Wie Sepp den Franz besucht und was er dabei erfährt . 137

Seite

Achtes Kapitel:

Ein Sonderling als Küher 162

Neuntes Kapitel:

Der Alpsonntag 200

Zehntes Kapitel:

Folgen des Alpsonntags 236

Erstes Kapitel.

Auf dem Kirchenplatze.

Einer der unfreundlichsten Monate seit Mannesdenken war wol der Heumonat des Jahres 1859. Der Nebel hing so dicht auf die Häuser herab, als ob er sich in den Aesten der die Dörfer des Bregenzerwaldes umgebenden Tannenwälder verwickelt habe und gar nicht mehr fortkommen könne. Nun schüttete der langweilige Gast Regen über Regen auf die schon völlig in Weiher verwandelten Wiesen, wo Gras und Heu schwarz und grau hervorlugte. Schon seit Wochen hatte sich die Sonne nicht mehr sehen lassen, daher wurde denn endlich am dritten Sonntage des Monats in dem Dorf, ob welchem der Nebel am dichtesten lag, ein Psalter um gutes Wetter gebetet.

Alle Stühle in der Kirche waren voll, was an Sommersonntagen sonst Nachmittags wol selten der Fall ist. Nicht nur der arme Taglöhner, dem jede verdienstlose Stunde ein Loch in die Hausrechnung macht, auch der wohlhabendere Bauer hatte Sonnenschein sehr

nöthig, für das Vieh auf den Alpen sowol, als für das Heu, welches — gemäht oder ungemäht — im Wasser lag und zu faulen begann. Es beteten daher auch Alle so laut und „ernsthaft", wie wenn der Psalter dem in der Gemeinde zuerst Sterbenden zukommen sollte. Es währte eine gute Stunde, bis die 150 Ave Maria gebetet waren, und dann auch noch die Litanei zur göttlichen Vorsehung und die drei Vaterunser zum Andenken an die glückliche Heimkehr der Bregenzerwälderinnen aus dem Schwedenkrieg, die im Sommer jeden Nachmittag gebetet werden. Hernach aber wurde dann das Schlußlied gesungen und der Gottesdienst war zu Ende.

Wenn schon Städtern und anderen Stubenmenschen das Wetter als Anknüpfungspunkt ihrer Gespräche dienen muß, so ist das noch viel mehr bei Bauern der Fall, deren Wohl und Wehe gänzlich von der Witterung abhängt. Die aus der Kirche kommenden Mädchen und Weiber dachten selbstverständlich vor Allem an ihre neuen Kleider. Zwar schützte der großmächtige rothe Regenschirm die fast pyramidalische Kopfbedeckung von dunkelblauer Wolle und die blauseidenen Aermel; aber ohne die schwarze, so leicht den Glanz verlierende Juppe, die allenfalls aufgeschürzt werden konnte, war auch noch des auf den schlechten, schmutzigen Wegen von so vielen Gefahren bedrohten grünen Unterrocks mit den rothen Spitzen zu gedenken, und der kirschblüthenweißen Strümpfe, die neugierig darunter herauslugten. Es galt, den gewohnten Bergschritt zu mäßigen, so städterisch als

möglich aufzutreten und doch recht schnell nach Hause zu gelangen. Die Mannspersonen aber kümmerten sich jetzt weniger um ihre Kleider als um Vieh und Heu. Alle blieben auf dem Platz vor der Kirche stehen und während sie ihre langen seidenen Zipfelkappen aufsetzten, schauten sie wehmüthig hinauf in den starren Nebel, der ihrem Psalter zum Trotz wieder ordentlich fallen ließ. Bald ging das Klagen an über dieses Schandwetter, das nun wieder die schönsten Hoffnungen zu Wasser mache. Die wenigen Alpknechte, welche den Nachmittagsgottesdienst zu besuchen Zeit hatten, erzählten, daß das Vieh auf dem weichen, nassen Boden überall mehr oder minder der Gefahr des Erfallens ausgesetzt sei, andere jammerten, daß man dieses Jahr überall nur halb so viel herausbringen werde, als gewöhnlich; „und am schlechtesten ist's mir gangen, — weitaus am allerschlechtesten!" polterte Barthle, ein großer, starkknochiger Mann, den Jedermann für mehr als fünfzig Jahre alt gehalten hätte, mit lauter, hölzerner Stimme. Dann die rechte Hand vorwerfend, während er die andere auf die scharf nach links gebogene Nase legte, fuhr er fort: „Wegen euerem Schaden thät ich keine Hand umkehren, keinen Finger krümmen; aber mir, mir geht's schlecht! Wenn unser Einer sich beklagt, dann ist's was Anderes. Beim Kreuz und am Hag und überall ist mir Heu am Schaden, wenigstens zwei Kuhwinterungen und werden rein zu Streue, rein zu nichts. Sein thut's schon grad, als ob wir keinen barmherzigen Gott mehr im Himmel hätten." Nun machte Barthle eine Handbewegung, wie wenn er wie-

der zu beten anfangen wollte und verließ dann ungewöhnlich rasch den Platz.

Die Zurückbleibenden versuchten mit den Schuhspitzen Löcher in den Boden zu machen. Barthles Küherstimme schien ihnen noch immer in den Ohren zu liegen, denn erst nach längerer Pause bemerkten Einige: „Ihnen sei ihr „kleiner Schaden" groß genug. Barthle müsse wegen seinen zwei Kuhwinterungen doch keinen Tag hungern, während ihnen jeder Kreuzer ans Leben gehe. — Doch der Barthle sei eben der Barthle und so alten Leuten müsse man ihre Wunderlichkeiten verzeihen," wurde gleich wieder mildernd beigefügt. Nur der Zimmermann Klaus schien sich mit Barthles Wunderlichkeiten nicht so schnell wieder versöhnen zu können. „Er hätte geglaubt," spottete er, „so ein betiger Mann wie Barthle könnte sich viel besser dem Willen Gottes ergeben und zum Kreuze kriechen. Wenn Andere ihm Hülfe suchend ihre Noth klagten, habe der gute Mann immer einen frommen Trostspruch, und nun, da ihm selbst einmal etwas ganz Gewöhnliches begegne, wolle er schon fast verzweifeln."

„Klaus, laß den Barthle gehen! Er ist ein Frommer und Gemeinderath ist er obendrein auch noch. Schimpfe Du lieber die Gottlosen, die in ihrem Hochmuthe sich selbst die Schuld an ihren Unfällen zuschreiben, als die Guten, welche Alles dem lieben Herrgott auf die große Rechnung setzen, die er nach ihrem Tode bezahlen soll. Das Alles ist lauter Frömmigkeit," spottete der Maurersepp, ein blasser, halb fremd gekleideter Mann, der etwa in Barthles Alter sein mochte.

„Ja, Frömmigkeit!“ eiferte Klaus, „freilich, außer im Heuet, geht er Tag für Tag zur Messe, läßt sich in alle Bruderschaften einschreiben und hat von dem ewigen Beten um die Knie herum die Lederhosen so verrutscht, daß man ihm schon auf hundert Schritte den Betbruder ansieht; aber man merkt's jetzt wieder und hat da ein herrliches Exempel von einem Beispiel, wie prächtige Leute das im Ganzen sind. Seinen Buben, den Klausmelker*), hat er wegen etlichen theuern Streichen fortgejagt, und die Marianne thät wol auch gehen, wenn sie so leicht könnte wie der Bruder, aber so Eine ist halt angebunden und muß nun mit dem Alten Trübsal blasen und Wehmuth schnupfen, Rosenkränze beten und Pfennige spalten dazu. Nicht wahr, das heißt man fromm sein?“

„Meinetwegen könnt ihr so lang bleiben, als ihr wollt und da ausmachen, wie man's nennen soll, um dabei etwas zu erwarmen,“ sagte Sepp und verließ lachend die Versammlung.

Nur Klaus lief dem Forteilenden nach, die Anderen aber schienen zum Gehen wenig Lust zu haben. In's Wirthshaus sitzen ist, besonders bei so ungünstigen Aussichten, bei weitem nicht für Jeden ein Spaß, und daheim konnte man ja noch genug Langeweile erleben. So ein Bauer weiß an Sommersonntagen, an welchen man keinen Spaziergang machen kann, die langen Stunden unmöglich herum zu bringen. Mit dem Weibe giebt's

*) Klausmelker — Nikolaus Melchior.

just nicht viel zu reden, da man ja immer beisammen ist, daher fast nur das Gleiche hört und erlebt, und bei einander sitzen wie Klötze, gar nichts Neues sehen und nichts hören und nichts denken, ist denn doch fast unerträglich. Kommt am Ende noch gar eine Base oder Nachbarin mit all ihren Schreihälsen, so ist's noch ärger. Die guten Männer, die an regnerischen Sonntagen solche Geduldsproben mit prophetischen Blicken auf sich warten sehen, und an den schon verdienten Marterkronen mehr als genug zu tragen haben, gehen daher am liebsten gar nicht heim und der Himmel muß allemal schon ein ganz besonderes Unwetter, mit Sturm und Hagel verziert, herabschicken, um einige Bauern, die sich an so einem „verworfenen Tag" irgendwo zusammenfanden, wieder auseinander zu treiben.

Auch heute hielten die noch auf dem Platze Zurückgebliebenen zusammen wie Hanf und Harz. Wenn ein Sturm kam, erfaßten sie die großmächtigen Regenschirme mit aller Kraft, schützten sich und die neuen Kleider so gut als möglich vor den Dachtraufen der Nebenmänner und plauderten, daß es eine Art hatte. Da man sich gerade nichts Neues zu erzählen wußte, redete man, wie gewöhnlich, von dem, der zuletzt fortgegangen war, nämlich vom Sepp, denn von dem Klaus wußte man nicht viel. Er war eben der Zimmerniklaus, der viel verdiente, gern trank, oft recht grob aufbegehrte und mit seinem Weib schon beinahe den dreißigjährigen Krieg durchgemacht hatte. Vom Maurersepp aber, dem sogenannten Freimaurer, wußte man schon mehr zu reden. Zwar

auch nichts Neues; aber das war ja gar nicht nothwendig, da man schon am Alten genug hatte. Es war eben am kurzweiligsten, wenn jeder sagen konnte, was er wußte und man nicht immer einen Einzigen reden lassen mußte. Der Bauer möchte immer auch gern ein Wörtlein dreinreden und ihm ist daher jede Gelegenheit erwünscht, wo er das kann und darf, während ihn beinahe jedes Gespräch langweilt, wenn er zum bloßen Zuhören verdammt ist. Von Herzen gern läßt er einen etwas schon sechsmal Gehörtes der Länge und Breite nach erzählen, wenn er sich nur damit trösten kann, daß dann das Reden auch noch an ihn kommt und er treulich berichten kann, wie, wann, wo und von wem er das schon gehört, und was er dann darüber zu seinem Weib gesagt habe.

Man redete lange davon, wie der Sepp ein Glücksnarr sei und Alles weiter vorwärts bringen könne, als Andere, obwohl er sein Lebtag halb lutherisch gewesen sei. Immer sei dem besser gegangen als Anderen, so daß er jetzt zu den Wohlhabendsten im ganzen Dorfe gehöre. Und wenn nun endlich gar noch sein Franz mit Barthles Mariannen heirathe, wie man jetzt allgemein sage, so brächten die Beiden ein Vermögen zusammen, man könnte weit gehen, bis man so eins irgendwo beisammen finde. Denn des Barthles Klausmelker komme sicher nicht mehr heim, so lange der Alte lebe, und dann werde ihm der im Testament wol auch daran denken und ihm, wie es auch nur billig und recht sei und sich gehöre vor Gott und der Welt, nicht so viel zukommen lassen als der Marianne, die auch wahrhaftig mehr ver-

dient habe, als der Lümmel. Sie habe der Haushaltung etwas genützt und gegen den Vater sei sie gewesen wie Kinder sein sollten gegen ihre Aeltern, die für sie gehauset und gespart und sie aufgezogen.

Nun fing man an Rath zu halten, auf welchen Hof die jungen Leute wol ziehen würden, wenn sie zusammen kämen; denn beide Höfe konnten sie doch unmöglich übernehmen, weil sie schon mit einem Arbeit genug bekommen mußten. Die meisten vermutheten, Franz werde auf seines Vaters Hof bleiben und Marianne zu ihm ziehen, sobald Barthle die Augen zugethan habe. Des Freimaurers Haus sei ja fast so gut als ein neues, die Güter habe er auch in viel besserem Stand als der Barthle. Ja in dem Stück sei der Sepp schon ein wahrer Kampel*). Nur schlechte, daher wohlfeile Güter habe er gekauft und jetzt seien es fast oder gar die besten im Dorf, Sepp habe viel Mist gekauft von armen Leuten, die den Dünger zwar nöthig, das baare Geld aber noch nöthiger gebraucht hätten; ja sogar Knochenmehl habe er später kommen lassen und sich allem Auslachen zum Trotz mit dem schlechten Gut mehr Arbeit gemacht als andere Leute mit besserem. Damals habe wol Jedermann gewähnt, es sei schad um die Arbeit und um Alles; aber gar so dumm müsse es doch nicht gewesen sein; Sepp habe es so weit gebracht als Einer und man sehe jetzt ein, daß so etwas ganz vortheilhaft wäre, wenn man das Geld zum Anfangen hätte wie z. B. der Barthle.

*) Durchtriebener Gesell.

Der wäre schon im Stande, dem Sepp seine neuen Kunststücke nachzumachen, aber der möge nichts Neues anfangen. Er sage: „Die Väter hätten's auch nicht so gemacht und hätten doch anständig leben können. Man brauche in Kleidung und Kost es nicht besser zu verlangen, als die es gehabt, dann werde man auch nicht nöthig haben, den letzten Tropfen und den hintersten Halm aus dem Erdboden herauszupressen. Es wäre viel gescheider, wenn man im Kleinen hausen thät und nicht so viel verbrauchen für Kost und Most, dann würde man das Knochenmehl und derlei Pfuschereien gar nicht brauchen, dann hätte jeder genug an dem, was unser Herrgott freiwillig wachsen lasse."

Darüber nun, ob Barthle recht oder unrecht habe, waren die Meinungen noch sehr verschieden und es wurde eine Zeitlang sowol dafür als dawider geredet, bis endlich der Gemeindevorsteher den Ausschlag gab, indem er sagte: „Ganz recht hat Barthle! Ein ordentlicher Bauer bleibt beim alten Brauch. Das was er hat, verwaltet er in Ehren und übergibt es einst dem Sohn so, wie er's vom Vater hatte. Der Sepp ist und bleibt ein Sonderling. Er mag wol Glück haben in zeitlichen Dingen, aber! aber — ich möcht' nicht mit ihm sterben. Im Weltlichen will er klüger sein als Salomons Katz; doch die wahre Weisheit hat er nicht, denn er fragt weder geistlichem noch weltlichem Oberhaupt etwas nach. Nur den armen Teufeln will er helfen und den Schlechten und Verworfenen, aber gar so armenväterlich als man wähnt, ist er doch nicht, sonst würde er nicht seine Fel-

der mit Anderen gehörendem Dünger fett gemacht, sondern ihnen Geld geliehen haben.“

Alle Gegner Sepps nickten dem Vorsteher beifällig zu, und die, die etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen gewußt hätten, wagten nicht zu reden.

Die Bauern sind ihren Vorstehern gegenüber zuweilen wunderliche Kerle und haben es beinahe wie jene Schoppernauerin, die ihr altes Haus hatte herrichten lassen und nun mit den Bauleuten höchst unzufrieden war, weil dieselben vor der Hausthüre keine Stiege angebracht hatten. Man setzte ihr auseinander, daß so eine Stiege für ein Bauernhaus sowol unbequem als unschön sei, überdieß vor ihrem Hause unmöglich hätte gemacht werden können. Doch das war vergebens. „Der Vorsteher,“ sagte sie gegen Alles, was man vorbrachte, um sie zufrieden zu machen, „der Vorsteher hat eine Stiege und ich will auch eine, denn der kennt's.“

„Der ließ eben sein Haus nicht selbst bauen,“ entgegnete man. „Aber er hat eine Stiege.“

Die Menschen sind überall und immer so ziemlich dieselben. Im Bregenzerwald gibt es solche, die Stiegen vor den Häusern haben wollen, wenn der Vorsteher auch eine hat, sie mag sonst noch so unbequem sein — und zu Syrakus am Hofe des Dionysius sollen die Leute durcheinandergestolpert sein, und sich gestoßen und Stühle umgeworfen haben, wie Blinde oder Betrunkene, weil der Vorsteher Dionysius — kurzsichtig war.

Ja einer ersten Person zu Lieb' und Ehr' stellen sich

kluge, vorausberechnende Leute (und das sind die Bauern so gut als andere) immer ein wenig blind, taub und stumm. Wer das etwa nicht kann, der mag dafür büßen, wie Sepp. Dieser war in seinem Dorfe unter den „Angesehenern," d. h. Wohlhabenderen, der einzige, der dem Vorsteher öffentlich zu widersprechen wagte. Er hatte, wie er es auszudrücken pflegte, „schon längst dem Vorsteher und aller seiner Hoffart und allen seinen Werken von Herzen widersagt." Daher die Abneigung des Vorstehers und seines ganzen Anhangs gegen ihn, der nie schmeichelte, sich nie blind stellte, sondern Alles sah und was er gesehen hatte, nie verschwieg, obwol er wußte, daß er sich bei denen, die, wie er zu sagen pflegte, das Kraut fett machen, dadurch immer mehr in Ungnade brachte. Die Vorgesetzten im Dorfe hielten es nicht der Mühe werth, die Redereien Sepps zu beantworten, sondern sie meinten nur so achselzuckend: „Der sei doch sicher auch nicht so dumm, daß er sich einigen Lumpen und Taglöhnern wegen böses Blut mache. Er belle und lärme nur darum so entsetzlich, weil er noch zu keiner Ehrenstelle im Dorfe habe kommen können, daher den Begünstigteren recht grausam neidig sei. Die Anderen, die auch keine Stellen hatten, urtheilten über Sepp: „Er ist ein rechter Streitkopf. Gar nichts kann er unbegeifert lassen, sogar der Pfarrer und der Vorsteher können es ihm nicht recht machen. Die Rechte der Angesehenen möchte er verkleinern und den Untersten und Letzten will er helfen auf Unkosten aller Anderen. Da soll die Gemeinde die Kinder eines Lumpen erziehen, soll

den Aermeren diese und jene Last abnehmen; Alles, weil Sepp es sagt. Dummheit! wo wirklich Noth an den Mann kommt, hat man immer geholfen, schon bevor er noch die Hosen anlegen konnte. Die Leute können ja arbeiten, dann haben sie Brot, und verhungern läßt man keinen. Wenn ihm die Noth eines Menschen zu Herzen geht, so soll er ihm helfen; aber in der Gemeinde wird nur wegen den Bettlern*), die ohnehin fast keine Steuern zahlen, keine neue Ordnung eingeführt werden."

So hatte Sepp nur noch die auf seiner Seite, für die er sich bei den Anderen verfeindete, aber bei weitem nicht Alle. Diejenigen, die sich öffentlich auf seine Seite zu stellen wagten, waren fast nur Leute, die Niemand hören mochte, Bettler und solche, denen man von ihrem Vater und Großvater her noch dieß und jenes vorzuwerfen wußte, so daß auch sie Schweigen für das Klügste hielten, wenn ihr Freund, wie heute auf dem Platze, schonungslos durchgehechelt wurde.

Am meisten verwunderten sich die Hechelnden darüber, daß Sepp, der sonst doch gar nicht beten möge, in die Kirche gegangen sei. Da sehe man's wieder, was die Sorge um's liebe Heu könne. Der habe heut sicher den ersten Psalter gebetet seit der Zeit, da ihm die Naglerin alle Morgen den magern Schwarzkopf wusch und

*) Bettler nennen die angesehenen, reichen Bregenzerwälder jeden Armen und jeden, den sie schimpfen oder verächtlich machen wollen. So sagt man auch, besonders in Bizau und Reute, von einem zänkischen, neidischen, kurz unerträglichen Menschen: „Er thut ärmlich."

sein Vater ihn Holz stehlen hieß. Da bemerkte der Hansmichel, ein mittelgroßer, etwas nach vorn gebeugter, sonst aber nicht alt scheinender Mann, den sein verzerrtes Gesicht als einen Schnäpsler bezeichnete: „Sepp hat auch heute keinen Psalter gebetet. Ich hab' ihn extra beobachtet. Erst beim dritten Rosenkranz ist er kommen, — vermuthlich, weil er mit irgend einem hat reden wollen, den er auf dem Platz oder beim Adlerwirth anzutreffen hoffte. Nein, ihr guten Männer, wegen dem Beten geht Sepp nicht in die Kirche, das glaubt nur mir!"

So sagte der Hansmichel; aber davon, daß er sich fast zu Tode fürchte, er selbst sei der, welchen Sepp anzutreffen hoffe, um das ihm geliehene Geld zurückzufordern, davon sagte unser Hansmichel natürlich nichts.

Ein Anderer meinte: „Im Christenthum und im Beten werde der junge Freimaurer noch lauer werden als der Alte. Der Franz habe sich nun schon, seit er mit dem Vieh auf die Alp gezogen sei, nicht mehr in der Kirche sehen lassen. Dem sei es eben so wenig um's Beten, als es einem Hund um's Holzfressen sei."

Keiner der Anwesenden setzte diesem scheinbar in manchen Dingen sehr Unwissenden auseinander, daß Franz Sonntag und Werktag beim Vieh bleiben müsse. Wie würde ein Bauer Augen machen, wenn ein Küher und notabene gerade der Küher in seiner Alp am Sonntag zum Gottesdienst kommen wollte! Dann würde ihm gleich einfallen, was ein Küher für Pflichten habe, jetzt aber schien das keinem Menschen einfallen zu wollen,

denn alle sprangen auf den ihnen wie einem Hund ein Stück Fleisch vorgeworfenen Gedanken los, und nagten daran herum, daß es zum Erstaunen war. Man ist eben nicht gewohnt, Männer so den ärgsten Klatscherinnen in's Handwerk pfuschen zu hören, aber wozu kann Langeweile und Leidenschaft den Bauer nicht bringen? Man hatte durch die Rede des im Alpenleben so Unerfahrenen zwar keinen Grund, aber doch Veranlassung bekommen, nun auch Franzen tüchtig durchzuhecheln, und das war genug.

„Der Pfarrer," hieß es, „habe schon oft gesagt und es sei auch wahr und nun auf's Neue erwiesen: die halbstudirten Bauern seien immer die schlechtesten Christen. Franz hätte eben das Studiren lernen sollen. Zu so einem blassen Federfuchser wär' er grad' recht gewesen; ein Bauer aber sei nichts nutz, wenn er nur immer die Nase in den Büchern drin-hab' und nie thun könne, wie's der Brauch sei."

Darauf bemerkten Andere: „Sepp hätt' ihn schon zum Studiren gelassen, aber er hat gewähnt, in unserem Dorf sei sein Bub' der Allerreichest' und der Hübschest' und der Gescheidest'; an anderen Orten aber könnt' es vielleicht noch Reichere, Hübschere und Gescheidere geben, d'rum hat er ihn lieber daheim behalten."

„Nun," sagten die Ersten wieder, „so ein Gescheidsein nützt aber doch Gott und der Welt nichts! Oder was hat er etwa davon, wenn er aus Büchern herausliest, daß es in einem Land kohlbrandschwarze Leute gebe, die einander fressen?"

„Und,“ riefen Andere, „daß die Sonne still stehe und die Welt sich umdrehe wie ein Wagenrad, so daß wir selbst mitsammt Berg und Wald unter und über an der Erde hängen, wie die Fliegen an der Diele; das sind ja Dinge, es könnten sie einem nach einem Rausch nicht närrischer träumen, und solche erzählt er fast Jedem, dem es nicht zu dumm ist, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen; sogar den Taglöhnern, die bei ihm arbeiten.“

„Da sei vom Gescheidsein freilich keine Rede,“ hieß es jetzt allgemein, „und weder Franz noch sein Vater brauchten sich darauf etwas Besonderes einzubilden; zum Hübschsein sei Franz viel zu mager und mit dem Vermögen wisse auch kein Mensch, wie es noch gehen könne; oder man wisse eigentlich schon, wie es gehen müsse, wenn Leute, die so kuriose Sachen im Kopf haben wie Franz, eine Bauerschaft verwalten und zu Allem sehen sollten. Unter und über gehe es da, wie die Welt alle Nächte. Aber das sei ganz in der Ordnung. Es hab' von jeher geheißen: Was durch den Rumpelbach herauf gekommen sei, gehe wieder durch den Rumpelbach hinab. Eine Haushaltung, die ungewöhnlich schnell reich worden sei, werde noch schneller wieder arm, denn auf einen Sparer komme ein Braucher, der dann mehr zum Schlüsselloch hinausbringe, als der Erstere zur Thüre herein gebracht habe.“

Der Vorsteher, der noch drei unverheirathete Töchter daheim oder sonst irgendwo hatte, that nun wieder den Mund auf und sagte: „Sepp hat's im Grund recht gemacht, daß er den Buben auf die Alp schickte. Wenn

er sich regen und bewegen muß, werden ihm die Flausen schon vergehen. Er ist sonst kein so übler Kerl, der Franz, und gefiele mir hundertmal besser als der Alte, man mag mir sagen, was man will. Schad' ist's nur, daß ihn der mit Gewalt zu einem Esel machen will."

Es regnete immer stärker und ein heftiger Windstoß drohte Allen die Regenschirme umzukehren, so daß diese zugemacht werden mußten, wenn man sie noch in gesundem Zustand heimbringen wollte. Das machte der Unterhaltung ein Ende und Alle eilten der Heimath oder dem Wirthshause zu.

Zweites Kapitel.

Beim Adlerwirth.

In der großen Gaststube des Wirthshauses „zum Adler" saßen am runden Haustische in der untern Ecke schweigend einige Männer, denen Rösle, des Wirths oder eigentlich der Wirthin ältestes Töchterlein — das einzige Kind ihrer ersten Ehe — die vor sie hingestellten Groschengläschen, ohne sie um ihr Begehren zu fragen, mit Branntwein füllte. Noch waren nicht alle Gläschen gefüllt, als auch Barthle in die Stube kam, sich ohne einen Gruß oder ein freundlich Wort auf das Kanapee beim oberen Tisch setzte und den Schnäpslern verächtliche Blicke zuwerfend, mit der Stimme eines kommandirenden Generals einen Schoppen Rothen forderte. Das Rösle ließ am untern Tische Alles stehen, wie es eben stand und eilte den Barthle zu bedienen; denn so ein Mann wartet nicht gern und würde sehr bald und sehr laut das zweite Mal befehlen. Die am untern Tische schienen das so gut zu wissen als das Rösle; sie warteten, ohne an das sonst geltende Recht der früher Ge-

kommenen zu erinnern, ganz ruhig, bis das flinke Mädchen wieder kam und nun auch ihnen die Gläschen füllte.

Jetzt öffnete sich die Thüre wieder und „guten Abend, ihr Herren Stammgäste!“ rief Sepp, noch ehe er den Barthle erblickt hatte, die Schnäpsler mit kräftiger, nur etwas heiser scheinender Stimme, freundlich an.

Einige hielten ihm die Gläser entgegen.

„Danke, danke!“ sagte Sepp, „bringt's nur da dem Klaus, der wird von Herzen gern auch für mich Bescheid thun.“

„Ja, von Herzen gern!“ rief der soeben Erwähnte. Dann, nachdem er Einigen die Gläschen beinahe geleert hatte, sagte er zu dem noch immer neben ihm stehenden Sepp: „Aber gelt, jetzt bist froh, daß Du mir das Heu im letzten Winter abnahmst, wenn Du es auch nicht haben mußtest. An dem kann man in so einem schlechten Heujahr etwas machen, wenn man's wieder verkauft.„

„Ich bin kein Händler,“ sagte Sepp; „ich glaubte nur Dir eine Gefälligkeit zu thun.„

„Das hast Du auch gethan. Respekt! Nicht Jeder würde mir, wie Du, den vollen Preis bezahlt haben.“

Dem Barthle schien es gar nicht zu gefallen, daß der reiche Sepp sich so lange bei den Schnäpslern aufhielt. Unmuthig rückte er eine Zeit lang hin und her, dann endlich rief er: „Komm Sepp, ich bring' Dir's!

Und Platz ist auch gut und genug da auf dem Kanapee — das ist" —

„Im Hui, gleich, so schnell ich kann!" sagte Sepp lächelnd, bat dann den Klaus, ihm eine Pfeife voll Tabak zu schenken; und als ihm dieser den Beutel gegeben, putzte er langsam seine Pfeife, „damit ja recht viel hineingehe; „dann stopfte er sorgfältig ein, zündete an und schritt dann alsgemach dem Kanapee zu.

„Es ist g'rad kalt heut'," sagte er, sich neben dem Barthle setzend, und nachdem er aus dessen Glas getrunken hatte, fuhr er fort: „Aber Barthle, der Skorpion, das ist Einer! Du mußt Dir in Zukunft auch Schweizerkalender anschaffen wie ich, in denen steht dieses Zeichen und auch die andern immer etwa drei oder vier Tage früher. Oder schaffe Dir zweierlei Kalender an, dann kommst Du bald so weit, daß Du keinem mehr glaubst und es Dir ziemlich gleichgültig wird, ob der Mond im Skorpion oder im Stier sei."

„Ja, Du hast gut reden, ganz gut!" sagte Barthle ein wenig gereizt; „aber dieses Sauwetter hast Du doch auch nicht erwartet; es ist Dir nur dieß Mal so gerathen — das ist es Dir!" setzte er, wie gewöhnlich, nach einer Pause bekräftigend hinzu.

„Und Dir halt nicht," versetzte Sepp lächelnd, „wenn Du schon das Heu nicht im Skorpion nach Deinem Kalender gemäht hast. Da möcht' ich gar nicht so jammern und klagen, wenn ich an Deinem Platz wär'. Ich thät lieber den dummen Kalender- und Zeichenunsinn aufgeben. Glaubensartikel sind das doch keine."

„Was ist es denn mit dem Skorpion?“ fragte das Rösle, indem es einen Schoppen vor Sepp hinstellte.

„Vor drei Wochen,“ erzählte Sepp, „sind wir auch da gewesen, ich und Barthle. Da fragt er mich: Fängst morgen auch an mit Heuen? Na, sag ich, das Gras ist noch nicht recht zeitig. Zudem ist jetzt schon lange schönes Wetter gewesen und es wird nun wohl bald einmal ausleeren wollen. Da will ich denn lieber noch den Rumpel vorüberlassen. Das Alles sei wahr, hat Barthle d'rauf gesagt; aber für die nächste Woche stehe Skorpion im Kalender, d'rum hab' er im Sinn, schon morgen anzufangen, damit er an den Skorpionstagen dann nicht mehr mähen müsse.“

„Ja,“ fiel das Rösle ein, „jetzt weiß ich's! Und dann hast Du gelacht und gesagt: In Deinem Kalender stehe der Skorpion in dieser Woche.“

„So ist's gewesen!“ bestätigte Sepp, that dann einen kräftigen Zug aus seinem Glase und fuhr heiter fort: „Ich glaub' eben so Etwas gar nicht, es mag stehen wo es will. Wenn eine Sonnenfinsterniß kommen soll, steht sie in allen Kalendern am gleichen Tag, und so müßt's mit den Zeichen auch sein, wenn etwas Wahres daran wäre.“

Am untern Tisch entstand ein leises Gemurmel; doch bald war es wieder still, denn die um denselben Herumsitzenden hatten noch zu wenige „Gläschen“ getrunken, um dem Sepp, der jedem von ihnen schon irgendwo „zum Besten geredet“ hatte, laut widersprechen zu dürfen. Ueberdieß hieß der Hansmichel, der unter-

dessen auch gekommen war und sich an den runden Tisch gesetzt hatte, sie alle mäuslestill sein; der „Sepp sei heut' ganz an den Rechten gekommen, der werde ihm die Meinung schon sagen, der könne das, daß man's hören möge."

Der Barthle sagte aber kein Wort. Starr schaute er vor sich auf den Tisch und schnitt mit seinem silberbeschlagenen Besteckmesser in ein Groschenbrot die Anfangsbuchstaben seines Namens.

Wie um ihn zu entschuldigen, sagte endlich das Rösle: „Es haben aber Viele den Glauben, an gewissen Tagen oder bei gewissen Himmelszeichen sollte man gar nichts thun."

„Unsinn, lauter Unsinn!" eiferte Sepp, „man soll die Arbeiten verrichten, wenn das Wetter und die Gelegenheit dazu da ist, und wenn's dann allenfalls einmal nicht genau geht, wie man's gern hätt', sollt' man auch nicht völlig verzweifeln und" — fügte er den Barthle scharf ansehend bei — „nicht sagen: Es sei, ob man keinen barmherzigen Gott mehr im Himmel habe. Oder ist das christlich?"

„Es ist aber doch wahr — das ist es!" schrie Barthle mit zornrothem Gesicht, Messer und Brot auf den Tisch werfend.

„Oho?!"

„Ja, ja, wahr ist es und ist auch kein Wunder, so schlecht und liederlich und gottlos ist die jetzig' Welt und Alle, die zu ihr gehören — Alle, Keiner ausgenommen — gar Keiner. Wie gesagt: Es ist kein Wunder, wenn

unser Herrgott endlich erwildet und straft in seinem Zorn; und dann muß eben der Unschuldig' mit dem Schuldigen herhalten, oder der Schuldig' mit seiner Spitzfindigkeit entrinnt vielmal noch ganz. — Das thut er!"

„Du glaubst also," spottete Sepp, „unser Herrgott könne auch erwilden und zornig werden wie Du?"

„Ja, das wohl. Und Du? Glaubst Du das nicht?" fragte Barthle und warf dabei dem Sepp Blicke zu, wie ein Criminalrichter einem schon mehr als zur Hälfte überwiesenen Verbrecher.

„Nein, das glaube ich nicht," sagte Sepp herzhaft, „unser Herrgott kann kein Gott des Zornes sein. Wenn ihm unsere armseligen Welthändel so viel Kopfarbeit machen thäten, dann möcht' er immer wild sein. Diese Welt mit ihren bösen Bewohnern ist ja seine Welt. Es geschieht, wie Du auch glauben wirst, nur was er will, daher er sicher das wollte, was geschieht."

„Aha!" rief Barthle; „jetzt wohl, jetzt haben wir ihn, den lutherischen Hund. Schämen solltest Du Dich in's blutig Herz hinein, mit dem einen Fuß schon im Grab sein und noch so reden, so heidengottlos, so — Was steht denn im Evangeli, wenn Du gar so g'scheid bist?"

„Das eben ist lutherisch, wenn man nur an's Geschriebene glaubt und selbst forschen will und selbst nachdenken. Ich und Du hätten dieses Recht nicht," antwortete Sepp.

„Aber was sagen die Geistlichen, was?"

„Mein Gott! die sagen auch allerhand. Der eine

sagt z. B.: man dürfe gar nicht tanzen und in seiner Gemeinde, da gibt's jede Fastnacht Händel; dem andern ist's gleichgültiger und er predigt lieber gegen Neid und Klatschsucht; kurz, Jeder treibt's, wie er's gelernt und thut, was er für gut oder zum vorgesteckten Ziele führend hält. Es gibt schon auch recht freisinnige Geistliche, die —"

„Ja freisinnig!" fiel Barthle dem Sepp in die Rede, „freisinnig? Lutherisch mußt Du sagen! So ein freisinniger Herr hat vor Kurzem in seiner G'meind das Rosenkranzbeten unter der Meß' abgeschafft, verboten, und hat gesagt, das Rosenkranzbeten sei meistens nur Lippengottesdienst, leeres Geplärr. Gelt Du, das ist freisinnig, das?"

„Das ist wenigstens nicht dumm. Und weißt Du's auch noch, was der freisinnige Pfarrer zu den ganz wie Du aufbegehrenden Pfarrkindern gesagt hat: „Er wolle", hat er gesagt, „ihnen alle Zeichen der Meß' erklären, dann könnten sie derselben mit größerem Nutzen als bisher beiwohnen. Wenn einer fünfzig Ave Maria wie sie herunterhasple, daß selbst Gott kaum ein Wort verstehe, so sei damit nichts gewonnen, d'rum wolle er die, welche nichts Anderes zu beten wüßten, belehren, was der Priester bete." Der gute Pfarrer hat dann unermüdlich gelehrt und erklärt in Predigt und Christenlehr'; aber den frommen Schäflein hat das gar nicht gefallen. „Es sei ihnen zu langweilig," haben sie gesagt. Ist das christlich? Ist es katholisch?"

„Man braucht keine neue Lehr' und keinen neuen Glauben da hereinzubringen; — das braucht man!"

„Aber Barthle, ist denn die Messe so eine neue Lehre, ein neuer Glaube?"

„Sei's was es wolle! Man ist früher auch katholisch gewesen, wenn schon nicht so g'scheid und ausgedacht wie jetzt, und hat Gebeter und Segen gehabt und Alles, wie sich's gehört."

„Ja und hat damit Unfug trieben und den Aberglauben gehabt: der Christ müsse für sein Seelenheil nichts thun als Rosenkränze beten, Weihwasser nehmen und Kreuze machen, dann geh' einem zeitlich und in alle Ewigkeit wohl. Du hast recht. In dem Stück sind wenigstens ein Theil Leute gescheider geworden, da hab' ich z. B. die vorige Woche ein lustig's Stückle von einem Kaplan, auch einem freisinnigen Geistlichen, erzählen gehört; das hat mich wahrhaft recht herzlich gefreut."

„Erzähl's uns auch!" riefen die Schnäpsler, denen dieser Religionsstreit ein wahres Seelengaudium war.

„Nun, das kann ich," sagte Sepp, legte seine Pfeife vor sich auf den Tisch und begann: Zu dem Kaplan ist einmal Einer kommen, wie es deren Mehrere gibt, nämlich Einer, der lieber Alles mit Beten als mit Schaffen gerichtet hätt' und hat gesagt: der Herr soll kommen und ihm seine Alp benedictiren. Alljährlich hab' er dort wenig Gras, wenig Milch und am Herbst mageres Vieh. Da müsse wol etwas Teufels d'rin stecken, denn beim früheren Besitzer der Alp sei das Alles ganz anders gewesen, d'rum wollt' er jetzt einmal probiren und die

Alp charmant benedictiren lassen. Der Kaplan ist dann auch gleich mit. In der Alphütte hat nun der Bauer, wie das bei solchen Segnungen sonst üblich ist, ein Feuer anmachen wollen; aber „nichts damit!“ hat der Kaplan gesagt und hat angefangen, mit dem Bauern stundenlang herumzulaufen auf der ganzen Alp. Zuletzt hat er sein lateinisches Buch eingesteckt und den Bauern gefragt: „Hast jetzt den bösen Geist gesehen?“ „Nein!“ „Aber ich!“ „Und könnt Ihr ihn vertreiben?“ „Nein, aber Du kannst's.“ Nun sagte der Bauer: Er wolle von Herzen gern thun, was zu thun sei, beten, fasten oder wallfahrten. D'rauf hat dann der Kaplan gelächelt und gesagt: Es sei nichts Solches; aber einen Theil weniger Kühe solle er auf die Alp nehmen und einen Knecht mehr anstellen zur Arbeit, wenn er sie nicht selbst thun könne. Dann müsse er den Knechten so viel Lohn geben, als die andern Alpknechte auch haben, und wenn er das thue, und vom heutigen Tag auch sonst noch eine gute Lehr' mit heim nehme, so werde ihm der Segen und das Glück, den Knechten die Freude an der Arbeit, der Alp das Gras und den Kühen die Milch nicht mehr fehlen. Ja, mit Gottes Beistand könn' er's auf diese Weise noch weiter bringen, als der frühere Besitzer. So hat der Kaplan, der, wie ihr schon bemerkt haben werdet, nicht nur lateinisch lesen konnte, zu dem Bauern gesagt und ist dann ohne etwas dafür zu nehmen, wieder heimgegangen. Da ist nun leicht und ohne Brille einzusehen, was er mit der andern guten Lehre dieses Tages hat sagen wollen. Er hat eben gemeint: Man müsse

selbst Hand anlegen, müsse „arbeiten oder frieren“, wie das Sprüchwort sagt, und das mein’ ich auch. Segnen und Beten ist recht, aber ein Bauer kommt am besten auf, wenn er in Gottes Namen brav Jauche ausführt und seine Felder gehörig düngt. Unsere Felder gleichen nicht dem Geldbeutel des Fortunatus, aus dem man immer nehmen konnte, ohne je hineinzuthun. Ohne Nahrung, ohne Ersatz des ihnen Genommenen können sie nicht leben, nicht immer gleich fruchtbar bleiben.“

Während Sepp noch erzählte und erklärte, hatte Barthle seinen Geldbeutel, aus dem er, ohne hineinzuthun, schon noch eine Zeit lang herausnehmen konnte, aus der Tasche gezogen und darin nach kleinem Geld gesucht. Dabei machte er ein Gesicht, als ob er Senf getrunken habe. Nun, da Sepp ausgeredet, ließ er die Unterlippe, die er sich unterdessen fast blutig gebissen hatte, wieder los und sagte mit etwas heiserer Stimme: „So, das ist hübsch, wenn man solche Sachen im Kopf hat und sich nicht einmal schämt, sie in einem öffentlichen Wirthshause auszukramen. Düngen und dergleichen sei besser als Segen und Gebet. Hat man,“ fuhr er immer lauter fort, „hat man auch schon einen Christenmenschen so reden gehört und dazu noch einen so steinalten, der andern Dingen nachsinnen sollte? Aber, fuhr er nach einer Pause fort, ich sollt’ eigentlich nicht staunen; Du bist immer so ein zeitlichgesinnter Heidenlümmel gewesen, Seel’ und Seligkeit hast Du vergessen und Dich nur gefreut am Zeitlichen. Man sagt allerhand von den Wegen, auf denen Du Dein Geld bekom-

men, Wunderdinge sagt man — mußt Du wissen. Ich hab' noch nicht Alles geglaubt, aber was der Pfarrer gesagt hat, das weiß ich. Der hat einmal gepredigt: Diejenigen, denen auf der Welt Alles nach Wunsch geh', die hätten in der Ewigkeit nicht mehr viel Gutes zu erwarten. Gott wolle denen das wenige Gute, das sie allenfalls gethan, auf der Welt belohnen, und wenn dann so Einer sterbe und in den Himmel wolle, dann heiße es: Marsch hinaus, packe Dich — das heiß' es!"

Die Schnäpsler lachten, Sepp aber sagte: „Jetzt gehören wir noch der Welt, und die von Gott uns anerschaffenen Bedürfnisse beweisen, was unsere Pflicht ist. Auch die Kapuziner leben nicht von ihrem Gebet, sondern von unserer Arbeit oder der unserer Väter. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" sagte Gott, als er den Adam aus dem Paradies schickte auf diese Welt. Uebrigens hab' ich nicht gesagt, daß Beten u. dgl. unnütz sei; aber das mein' ich: Beten und nur Beten und Glauben, weil man zu träg ist zum Handeln und Denken, das sei nicht viel, und sage das herzhaft, wenn ich schon weiß, was daraus entsteht. Wenn Jesus selbst jetzt wieder käm', so würd' man ihn nicht mehr drei Jahre lehren lassen, und wieder würden die feinsten Schriftgelehrten und Pharisäer seine Gegner sein."

„Ganz recht hat der Maurer!" meinte Klaus.

„Ja, gelt Klaus? Ganz recht hat der Maurer, der freisinnige Maurer, der Freimaurer! Und bei Gott, er verdient Dich zum Freund und Vetter zu haben!

Da!" Nun warf Barthle die zwei Sechser für seinen Schoppen auf den Tisch, daß sie bis unter den Ofen rollten, sprang der Thüre zu und schrie: „Mit solchem verfluchten gottlosen Gesindel will und mag ich nichts mehr zu thun haben, verstanden, Du alter Heide, gar nichts mehr!" Mit diesen Worten schlug er die Stubenthür hinter sich zu, daß die Gläser auf den Tischen und alle Fenster im Hause zitterten.

Eine Weile war es in der Stube mäuschenstill; endlich sagte Sepp: „Nein, aber das ist doch zu arg. Der Barthle mag ein frommer Mann sein, aber die Tugend der Geduld ist noch nicht die seinige, und das ist für einen Mann ein Unglück, schon auf der Welt. Wie überhaupt jede Tugend zur Glückseligkeit des Menschen beiträgt, so auch diese. Sagt nun selbst, ihr unparteiischen Zuhörer, was hat er Vernünftiges zur Vertheidigung seiner Ansichten vorgebracht? Was, das einen Andersdenkenden auch überzeugen könnte? Ihr wißt nichts und ich auch nichts. Er selbst wüßte gewiß auch nichts, denn er arbeitet und ruht und ißt und trinkt und betet nur aus Gewohnheit, nicht wahr?"

„Just so ist's, Du hast den Barthle ganz abgemalt, darum aber mußt Du ihn auch nicht nach dem beurtheilen, was er sagt, das Wort „Warum" steht nicht in seiner Sprachlehr', und wer ihm mit dem kommt, der bringt ihn ganz aus dem Zeug," bemerkte Klaus; die Andern aber hielten die Gläschen an den Mund, tranken, husteten und tranken wieder, so daß Sepp ihre Absicht, dem Klaus allein das Antworten zu überlassen, bald be-

merkte. Er trank sein Glas aus und sagte wehmüthig: „Ihr dürft eben auch nicht denken, sondern müßt glauben, glauben, bis jeder Tropfen Verstand Dreikönigsalz worden ist.“

Das Rösle gab ihm einen Brief; der Bot' hab' ihn heute gebracht. Sepp steckte ihn ein, ohne die Ueberschrift anzusehen und sagte, sich gegen den untern Tisch wendend: „Hansmichel, gehst mit?“ Der Angeredete wechselte die Farbe, stand aber gleich auf und ging, ohne ausgetrunken oder bezahlt zu haben, mit Sepp zur Thüre hinaus.

Es ist merkwürdig, wie das Kommen oder Gehen eines einzigen Menschen einer Gesellschaft alles Leben nehmen oder geben kann. So lange Sepp in der Stube gewesen war, hatte nur Klaus etwas zu sagen gewagt, die übrigen Schnäpsler hatten sich nur augendrückend ihre Gedanken mitgetheilt. Im Grund hätten sie schon reden dürfen, denn sie Alle gaben von Herzen dem als der christlichste Mann im Dorf bekannten Barthle recht; aber es war nicht rathsam, das dem Sepp gegenüber auszusprechen. Hatte doch der Freimaurer fast Jedem von ihnen schon mit Geld oder gutem Rath geholfen, und wenn sie künftig einmal einen Helfer oder Beschützer brauchen sollten, so war, das wußten Alle, vom Sepp noch eher etwas zu erwarten, als vom Barthle, welcher die zu guten Zwecken bestimmten Gulden lieber zur Bekehrung der Heiden an auswärtige Missionen sandte, als daß er damit in seinem Dorf Werke der Barmherzigkeit übte. Freilich verschenkte auch Sepp nicht viel und

wurde besonders in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr häuslicher, aber ein Darlehn war ihm doch immer noch eher abzuschwatzen als dem Barthle, der, wie ein echter Bauer von altem Schrot und Korn, seine Thaler im Kasten behalten wollte. Schweigen hatte daher den Schnäpslern das Klügste geschienen, da sie es mit dem Sepp nicht verderben, aber auch nicht gegen ihre Ueberzeugung reden wollten.

Aber wie in einem von den Bewohnern verlassenen Hause Mäuse und Spinnen ihr Unwesen treiben, alle Wände, alle Möbel und was sie noch sonst finden, zerfressen und beschmutzen, ebenso zogen, sobald Sepp die Stube verlassen hatte, die Schnäpsler ohne Gnade und Barmherzigkeit über Sepps Ehre und guten Namen los, bis, wie man zu sagen pflegt, kein rechter Faden mehr an ihm war. Unter Allen war Klaus der Einzige, der nicht bemüht war, sich durch seine Abneigung gegen den Freimaurer als guten Christen zu zeigen. Ja Klaus war sogar Sepps Vertheidiger, aber er würde nichts ausgerichtet haben, wenn er seine Rolle als solcher auch zehnmal besser gespielt hätte, als dies wirklich der Fall war.

Dem Rösle war bei diesen Schwätzereien die Weile zum Sterben lang. Immer wieder schaute es zum Fenster hinaus, ob der Vater nirgends zu errufen sei; doch immer vergebens. Es kroch unter den Ofen, um die zwei Sechser herauszuholen, räumte den obern Tisch ab, ging eine Weile hinaus, und da die Gäste, als es wieder kam, noch immer vom Sepp redeten, suchte es endlich selbst sie auf etwas Anderes zu bringen. „Er hat seine Zei-

tungen vergessen," sagte es auf einmal, „wollt ihr nicht etwas lesen vom italienischen Krieg?"

„Krieg hin, Krieg her, wir haben daheim Krieg mehr als genug."

„Wo er wol den Brief her hat?" fragte das Rösle mehr sich selbst als die Andern. „Mir ist's fast gewesen, als ob ich die Handschrift kennen sollte — aber nein, der hätt' doch an den Vater geschrieben." —

„Mein Gott! Dem schreibt die halbe Welt Briefe und mit allen gescheiden Köpfen ist er in Verbindung," sagte Klaus und als die Andern die Köpfe schüttelten, fuhr er mit stolzem Selbstbewußtsein fort: „Ja, das ist Einer! Ich könnt' euch Dinge von ihm erzählen, wenn ich wollte. So hab' ich z. B. schon Briefe bei ihm gesehen, die sind so studirt und vornehm geschrieben gewesen, daß unser Einer sie um's Leben nicht hätt' lesen können." —

Lächelnd bemerkte das Rösle: „Das werden wol Urkunden und Schriften vom Gericht gewesen sein; mit denen geht's mir auch so wie dem Klaus, ich kann sie auch nicht lesen."

„Oder Briefe von den Freimaurern, hä hä hä!" wieherte das Weberle, ein kleines Stücklein Mann, welches — nebenbei gesagt — sich vor den Bauern oft damit groß that, alle in deutscher Sprache gedruckten guten Bücher gelesen zu haben. „Die Freimaurer," setzte es dann belehrend hinzu, „die Freimaurer haben eine ganz eigene Schrift, die außer ihnen kein Menschenaug' lesen kann. Natürlich! Die haben einander viel

zu berichten, was sie sonst Niemanden wissen lassen mögen."

„Was sind denn die Freimaurer eigentlich?" fragte das Rösle. „Sind es Zwerge oder Venedigermännle oder was?"

„Da kann ich Auskunft geben," sagte das Weberle, indem es mit beiden Händen auf einmal aus den Hosentaschen fuhr, das Gläschen ergriff und einen herzhaften Schluck that. „Alles," fuhr es dann, das leere Gläschen vor sich auf den Tisch hinstellend, fort, „Alles redet von den Freimaurern und wenn Du Jemand fragst: Was sind Freimaurer, he was? ja dann weiß Keiner etwas. Ihr aber habt euch just an den Rechten gewendet. Auf derlei Fragen weiß das Weberle schon Bescheid, hä hä hä! Das sind ihm nur Kleinigkeiten. Natürlich! Wenn man viel liest, lernt man viel und wird bekannt mit rechten und gescheiden Leuten, von denen man recht grausam viel und allerlei Sachen inne wird. Also paßt auf! Freimaurer sind Leute, die an keinen Gott glauben und mit dem Teufel einen Bund gemacht haben." —

„Wie machen sie es aber, daß sie mit dem Teufel zusammenkommen?" fragte Klaus.

„Ja, gelt Klaus, das thätest Du gern wissen? hä hä! Du wärst es am End' noch gar selbst zu thun im Stand', wenn man Dir Mittel und Wege zeigen würde. Es wär' nicht übel, wenn der Schwarze genug Thaler bringen müßte, he was? Es ist am besten, wenn wir

heut' von solchen Sachen still sind; ich will keine Verantwortung haben!"

„Abah Weberle! Du bist ein Schwätzer und weißt nichts mehr, sonst würdest Du es schon sagen; aber was mich anbelangt, sei nur still, ich mag nichts hören und glaube nichts."

„Ich wisse das nicht — he was?" rief das beleidigte Weberle mit einer Stimme, die man bei einem so kleinen Männlein gar nicht vermuthet hätte. „So gut als Einer weiß ich, daß nicht alle Freimaurer den Schwarzen persönlich kennen und daß man sich an den Großmeister wenden muß, oder wie er sonst heißt." —

„Und wer und wo ist dieser Großmeister?"

„Das weiß ich Gottlob nicht, da mußt Du Dich an den Sepp wenden, der kann Dir schon Auskunft geben, wenn er will."

„Meinst Du also wirklich, Sepp sei so Einer?"

„Ob er Einer sei? Allerdings ist er Einer! Kein vernünftiger Mensch bringt in seinem Leben so ein Vermögen zusammen wie er, der doch vom Bauern nicht mehr verstehen kann als Andere. Er hat ja Glück wie ein Schelm. Und wer noch zweifeln kann, der darf ihn nur reden hören, dann merkt man gleich: der glaubt an keinen Gott, er glaubt an nichts" —

„Als an den Teufel, mit dem er ja im Bund ist," bemerkte Klaus.

Nun wollte das Weberle aufbegehren: „Man brauche ihm nicht immer d'rein zu reden, wenn es etwas auseinandersetze!" Aber alle Schnäpsler entschuldigten

den Klaus und sagten lachend: „Eine Frage sei doch jedem erlaubt und die müsse man thun, wenn sie einem einfalle. Das, was der Klaus gesagt hab', sei gar nicht so uneben und es verdiene besprochen und überlegt zu werden, ob ein Mann, der mit dem Teufel einen Bund mache und ihm seine arme Seele verschreibe, weder an Gott noch an sonst etwas glaube."

Man besprach und überlegte nun, bis es draußen zu regnen aufgehört hatte, und noch beim Kerzenlicht redeten die scharfsinnigsten über diese wichtige Frage und brachten endlich heraus, „daß Sepp, sei es auf welche Art es wolle, sein Seelenheil zeitlichen Vortheilen zum Opfer bringe."

Und doch war der Mann, über den man heute wieder einmal so viel geschimpft hatte, kein Wucherer, kein Dieb und man wußte ihm überhaupt nichts Schlechtes nachzusagen, als daß er keinen Glauben habe und sich um Niemand kümmere.

Es wird freilich noch seltener in einem Dorf des Bregenzerwaldes ein reicher Mann ohne Anhänger und Freunde, als ein Mann mit Sepps Weltanschauung zu finden sein; aber etwas unbäurisch und sonderbar sind wol dem geneigten Leser schon die Reden Sepps vorgekommen, und es wird ihm daher nicht unerwünscht sein, etwas mehr von dem Leben dieses Sonderlings zu erfahren, um sich daraus seine jetzige Denkungsart erklären zu können.

Drittes Kapitel.

Der Freimaurer.

Sepps Vater war ein armer Nagelschmied. Länger als ein Vierteljahrhundert hat er geschmiedet und pflegte daher sein ganzes Leben ein vernageltes zu nennen.

Vier wichtige Tage hat's aber doch auch gegeben in diesem Naglerleben.

Am häufigsten erzählte er von dem ersten.

Den hatte er in einem ungewöhnlich heißen Sommer erlebt; die Jahrzahl jedoch wußte er nicht genau anzugeben. Der Vater war krank geworden und er mußte das erste Mal mit der Nagelkiste hausiren gehen. Bald kam ihm das freie Leben außer der Schmiede nicht mehr so schön vor, da nun die breite Kiste auf seinem Rücken saß, wie er früher, selbst auf der Kiste sitzend, sich's ausgemalt hatte. Die Geschäftsrechnungen ließen ihm viel freie Zeit und da kam er dann auf allerlei Gedanken. Einst sah er aus einem schönen Hause ein Kind zur Taufe tragen. Von allen Seiten eilten Leute herbei, den „Erbprinzen" zu sehen und ihm Glück zu wün-

schen. Der Nagler stand an eine Gartenmauer gelehnt und starrte dem kleinen Zug nach, so lang er die weißen Taufkleider flattern sah. „Warum," fragte der sich unwillig seine Last wieder Aufladende, „warum bin ich nicht auch in so einem schönen Haus auf die Welt gekommen? Hab' ich das weniger verdient, als dieser Schreihals? Oder ist etwa sein Vater frömmer als der meine, der, während ich dieses Jammerthal mit den ersten Klagetönen anheulte, still in einem Winkel saß und auszurechnen versuchte, wie viel ich wol kosten und verdienen werde? Ja so ein Bauer kann Gott danken, wenn er einen Gehülfen und Erben bekommt; unser Einer aber erbt gar nichts, als das Recht, mit seiner Arbeit wie ein Bettler im Land herumzulaufen. Liegt denn diese Kiste wie ein Fluch auf allen Rücken der Unsrigen, weil der Urgroßvater kein solches Haus hatte?"

Der Nagler sann hin und her, wie das zu ändern wäre. Ach, er fand keinen Ausweg! Er war so klein, so schwach, so ganz allein, daß er sich endlich selbst sagte: Da müsse Gott helfen. Aber Gott half nicht, ließ ihn einen glänzenden Sechsbätzler in der Lotterie verspielen, obwol er 2 Messen zu lesen versprach, wenn seine Zahlen herauskommen sollten.

Das war ein trauriger Tag, an dem er im Wochenblatt den Ziehungsbericht las, es war eben Einer der vier wichtigen. Gott hätt' ihm so leicht helfen können und hatte es nicht gethan. „Also," folgerte der Nagler, „will Gott mein Elend, und gegen seinen Willen kann Keiner aufkommen."

Man sollte nicht glauben, daß der vergiftete Same einer bösen Stunde so ganz alles Leben in einem Menschen zerstören könnte. In gesunder Luft würde das auch nicht möglich sein; aber da, wo man jeden in seinen angeborenen Verhältnissen verharren sieht, wo man auch selbst mit Gewalt in dieselben zurückgedrängt wird, wo so ein Nagler mit seiner schweren Kiste wie auf einem Moos *) durch's Leben schreitet, gehört oft nur ein einziger unbedeutender Stoß dazu, ihn zum Stehen, zum Sinken zu bringen und so zu ängstigen, daß sich der Schwache zum Leibeigenen der ihn scheinbar rettenden Personen und Verhältnisse machen läßt.

Schwerlich hätte der Papst unserem Nagler ausreden können, daß er zum Unglück geboren sei. Erst nach dem Tode der Mutter, dem zweiten wichtigen Ereignisse seines — Daseins — zeigte er einmal eigenen Willen. Zu seinem Unglück that er das, behauptete er später, wenn er dem Schuhmacher, der alle Nägel bei ihm kaufte, davon erzählte.

Nach dem Tode der Mutter war es ungemein öd' in seinem Hause. Er ging in ein benachbartes Haus, und hier lernte er ein Mädchen kennen, welches ganz neue Gedanken in ihm wach rief. Gretens Brüder sahen die Liebschaft mit Freuden entstehen und wachsen, denn der eine hätte selbst gern das Haus angestellt und der andere gönnte der etwas kränklichen Schwester von Herzen eine so gute Versorgung, wie sie die nach seiner Ansicht durch

*) Moor.

den fleißigen Nagler erhielt. Die Gemeinde war allerdings gegen die Heirat, aber der Nagler war entschlossen, dießmal nicht nachzugeben, wenn er auch barfuß oder auf Steinen in den Schuhen bis nach Rom laufen müßte. So kam denn für den Nagler der dritte wichtige Tag und zwar um so früher, da das Mädchen nicht mehr zu Hause sein mochte, nachdem der jüngere Bruder, sein Helfer und Beschützer gegenüber dem älteren, in die Fremde gegangen war.

Des Naglers Hochzeitstag war ein stiller, nebliger Montag.

Das erste Jahr hernach war für beide das traurigste. Sie hatten so viel zu gewohnen, zu dulden und zu tragen, daß der Nagler meinte, seit Job hab' es keine so unglücklichen Menschen mehr gegeben. Ja er war doch billig genug, nicht nur sich selbst zu bedauern, sondern auch sie, die nun auch an dem Fluch seines Hauses tragen zu müssen schien.

Die junge Naglerin war weit herum die beste Stickerin gewesen, daher hatte sie schon vom sechsten Jahr an Tag und Nacht beim Stickstock sitzen und sich krank arbeiten müssen. Später hätte sie von Herzen gern als Taglöhnerin gearbeitet, um zuweilen in's Freie zu kommen, aber das blasse, kränklich aussehende Mädchen wurde von Niemand angestellt. Auch die Heirat mit dem Nagler änderte in Gretens Leben nichts, als daß sie von nun an in des Naglers enger Stube sitzen und arbeiten mußte, so lange sie aufrecht zu sitzen vermochte. Hernach war wieder ganze Wochen Ach und Weh, der

Nagler sollte arbeiten für zwei, sollte die Kranke pflegen und nebenbei immer auch noch auf weiter hinaus sinnen und sorgen. Die fleißige Stickerin brachte nie viel zusammen, da der Lieferant ihretwegen kein besonderes Geschäft haben mochte, und sie daher fast immer nur grobe Arbeit zu machen bekam. Auch in Zeiten, wo Gret sich ziemlich wohl fühlte, lebten die Beiden nicht glücklich; ihr kam dann Alles so beschwerlich, so unerträglich vor, daß sie nicht mehr schweigen konnte, und durch ihr ewiges Klagen auch den Mann noch mehr entmuthigte und verbitterte, da er bald jedes ihrer Worte für einen Vorwurf hielt. „Er thue, was er könne,“ zürnte er, „die Sorge für die Küche überlasse er ihr. Sie solle das Verdiente aus- und eintheilen, so gut sie könne und still dazu sein. Das ewige Gejammer entmuthige noch mehr als alles Andere.“

Das dritte Jahr dieser Ehe war das glücklichste. Gret war nur selten unpäßlich und eine Arbeitslust regte sich in ihr, wie sie solche noch nie empfunden. Lächelnd erzählte sie einst dem Gatten, „daß es nun bald noch reger im Hause werde.“ Nun nahm auch der erfreute Nagler wieder alle Kräfte zusammen. Mitten in der Fastenzeit schwang er den Hammer im Tact eines lustigen Liedes und am Ostersonntag, an dem sein Sepp zur Welt kam, sang er in der Kirche das Alleluja überlaut mit. Er sah den Jungen schon neben sich in der Schmiede, sah schon alles Mögliche und Unmögliche, und die Naglerin hatte ihre gute, ihre schönste Zeit. Besser als alle Gelehrten hat sie bewiesen, wie der Wille auch dem schwachen

Körper Kraft und Ausdauer zu geben vermag, bis endlich beide zusammenbrechen. Doch darum kümmert die Welt sich nicht. Sie gleicht dem Nagler, der seine Freud' daran hatte, daß nun das Weib so ganz anders geworden war. Nachgesagt aber muß ihm werden, daß er das nicht nur sich selbst, sondern auch dem Sepp von Herzen gönnte. Das lustige Bürschlein machte ihm viel Freude und oft holte er vom Krämer so zwischen Feuer und Liecht die große Wage, um zu sehen, wie viel der Junge wieder zugenommen habe.

Sepp war das einzige Kind, was wol weniger darum erwähnenswerth ist, weil er nun alleiniger Erbe seiner Aeltern zu werden Hoffnung hatte, als weil dieser Umstand sicher nicht ohne Einfluß auf die Bildung seines Charakters blieb. Einzelne Kinder, auch wenn sie von den Aeltern gerade nicht verzogen werden, unterscheiden sich doch in manchem von solchen, die in einem Kreise von Altersgenossen aufwuchsen. Häufig findet man das älteste unter mehreren Geschwistern viel unkindlicher, frühreifer, ernster als die andern, was wol nur davon kommt, daß es mehr als die jüngern mit Erwachsenen umgehen und von denselben lernen mußte; das einzige Kind nun aber ist nicht nur eine Zeit lang, sondern fast immer auf den Umgang mit Erwachsenen angewiesen, da es, gewöhnlich unfügsamer und eigensinniger als andere, mit allen Altersgenossen der Nachbarschaft in Feindschaft lebt und Krieg führt. Wenn es dem „Einzigen" an List

oder Kraft fehlt, seine Altersgenossen zu beherrschen, zieht er sich unter die Erwachsenen zurück, wenn er nicht sonst etwas findet, womit er sich allein beschäftigen und die Zeit verkürzen kann.

Beim Sepp war das Letztere der Fall. In den ersten Höschen, wozu der Mutter jüngerer Bruder das Tuch geschickt hatte, war er herzhaft hinausgeschritten aus dem Vaterhause mitten unter seine Altersgenossen, aber bald wurde der „eigensinnige Naglerslümmel“ fortgejagt, und Steine oder Schneeballen flogen ihm entgegen, so oft er wieder kommen wollte. Zuerst nun lief dann der so Zurückgestoßene zu den Arbeitern auf's Feld oder in die Werkstätten der Schuhmacher, Schreiner und Weber; aber da wurde der zwar sauber aber ärmlich Gekleidete bei Weitem nicht so freundlich aufgenommen als die geputzten und gekämmten Kinder der reichen Arbeitgeber, die ihm nachstürmten, um ihn zu verklagen, und fast jedesmal machte dann der traurig Heimschleichende den Vorsatz, von nun an immer daheim zu bleiben. Daß dann dieser Vorsatz gewöhnlich bald wieder vergessen wurde, war dem lebhaften Knaben leicht zu verzeihen, denn das Leben bei Vater und Mutter war der Art, daß er daheim sich nur selten behaglich fühlte. Der jetzt immer unpäßlichen Mutter war er zu laut, zu lebhaft, und der Vater hatte stets etwas zu klagen. Auf ihm allein lagen alle Lasten und Beschwerden. Nicht weil die Nachfrage nach Nägeln besonders stark war, aber weil er durch sein Handwerk das Nöthige für sich und die Seinen verdienen mußte, konnte er die Schmiede nie

mehr verlassen, und so kam es denn bald, daß es im Hause an Allem fehlte. Niemand sammelte für den Nagler das Holz, welches an der Aach und in den Gemeindewaldungen zu Grunde ging, niemand rupfte Waldgras für die beiden Ziegen, und hundert andere Arbeiten, deren Vernachlässigung immer auf das Empfindlichste gestraft wird, blieben ungethan, bis endlich Sepp, theils um sich die Zeit zu vertreiben, theils um die Aeltern nicht mehr immer jammern und klagen hören zu müssen, dieselben zu verrichten begann. Die Mutter hatte wieder viel bessere Tage bei dem sonst immer mürrischen Nagler, als der kaum sechsjährige Sepp die meisten ihrer Arbeiten in Haus und Feld verrichtete.

Der Tod der Mutter machte dem Sepp viel mehr Kummer und Schmerz als dem Nagler. Der war eigentlich froh, daß sie, die so viel kostete und so wenig verdiente, endlich „erlöst worden“ war; aber bald zeigte sichs, daß er mit acht Gulden monatlich noch weniger als sein Weib auskommen konnte, und Sepp mußte beinahe täglich hören, daß „er einen Magen habe wie ein Maltersack“ und „wenn doch nur die Mutter ihn zu sich in den Himmel holen thät, daß er, der Nagler, sich auch noch einmal wohl sein lassen könnte auf Erden.“

Im Sommer wußte sich Sepp schon zu helfen. Er verdingte sich auf die Alpen reicher Bauern, wo er dann doch wenigstens das Essen verdiente; ärger aber war es im Winter, wo er in die Schule gehen sollte und der Vater dem talentvollen und fleißigen Knaben kaum Zeit

gönnte die Aufgaben zu machen, so daß dieser seiner Lernbegierde manche Stunde des Schlafs zum Opfer bringen mußte.

Endlich ward Sepp aus der Werktagsschule entlassen und sollte nun ein Handwerk lernen. Der Vater wollte ihn zu sich in die Schmiede nehmen, da er glaubte, er dürfe nicht noch mehr Schulden auf sein Häuschen laden, was, um dem Sohne die Mittel zur Erlernung und Uebung eines anderen Handwerks zu verschaffen, nothwendig gewesen wäre. Wenn Sepp, der seine Abneigung gegen das Nägelmachen nicht verbarg, den Vater an seine eigenen Erfahrungen erinnerte, die, wie er wähnte, traurig genug sein sollten, um von ihm nicht zu verlangen, daß er auch wieder auf demselben Wege unter derselben Last durchs Leben keuche, sagte der Nagler, dem es im Ganzen nicht an der Kraft zum Dulden und Tragen, wol aber an Muth selbst in sein Schicksal einzugreifen fehlte: „Was willst du, und was kannst du? Die zweite Frage ist die wichtigste, nach der Antwort darauf hast du dich zu richten. Mir hat Gott nicht helfen wollen; ich war armer Leute Kind und auch mit der Lotterie wars nichts, dir will er auch nicht besser, sonst hätt' er dich nicht als mein Kind auf die Welt kommen lassen, also was kannst du, wenn Gott dir nicht hilft? Nichts kannst du, als durch deinen Eigensinn dich noch ärmer machen. Meinst du, ich hätt' früher eine Freud' gehabt, mit der Nagelkiste im Land herumzulaufen? Sicher so wenig als du, aber da fragt niemand darnach, was man möchte, Leiden und Hungern ist

unser Loos auf Erden, dem sicher auch du nicht entgehen wirst."

Dem jungen Sepp, der mehr als der Vater auf die eigene Kraft vertraute, kamen diese Reden etwas wunderlich vor, doch Alles, was er dagegen sagte, war vergebens, und es ist sehr ungewiß, was er endlich angefangen haben würde, wenn nicht der nach kurzer Krankheit erfolgte Tod des Vaters und ein Brief des Vetters, der Sepp den Antrag machte, zu ihm in die Fremde zu kommen, den Streit auf ganz unerwartete Weise beendigt hätte.

Sepp ließ nun eine arme Familie, die einen kleinen Miethzins zu zahlen versprach, in sein Häuschen ein. Sein Bündel war bald gepackt, und mit schwererem Herzen als er gedacht, verließ er die Stätte, wo er seine ersten Spiele gespielt, wo er doch auch manche frohe Stunde verlebt hatte.

Sepps Fortgehen machte in der Gemeinde keine Lücke. Hätte nicht sein Häuschen den Vorübergehenden zuweilen an den seltsamen Knaben erinnert, der bald ganz menschenscheu, bald die Ausgelassenheit selbst zu sein schien, so würde man ihn wol gleich vergessen haben.

Der junge Maurer vergaß die Heimat und was er dort erlebt hatte, schon weniger, obwol es ihm nicht an neuen Erfahrungen fehlte. Das Elend der Armut, alle Kränkungen, alle Zurücksetzungen, die er hatte erfahren müssen, und auch jedes freundliche Wort, jeder Liebesdienst, standen fest wie in Erz gegraben in seinem Ge-

dächtniß. Er wollte reich werden, denn den Reichen sah er vor allem Unangenehmen geschützt, sah, wie er überall für den Besten und Klügsten galt, und überdieß war es nur dem Reichen möglich, nach seiner Liebhaberei zu leben, dem Unterdrückten zu helfen, oder ein gewichtiges Wort für ihn zu reden. Er kannte in seiner Heimat manchen, der wie er in Armut aufgewachsen war, aber keinen Vetter hatte, der ihm zu einem Handwerk half. „Und einem reichen Bauern wär' es so leicht zu helfen," dachte er; „o wie bald sind tausend Gulden beisammen für ein armes Mädchen, das an seinem Schicksal, seiner Kraft verzweifelnd sich in ein Kloster flüchten will, um ihm durch dieses Geld gleichsam den Stoß hinein zu geben; aber wenn das Mädchen redlich arbeitet und mit der Verzweiflung kämpft, dann ist nirgends Hülfe, nirgends Unterstützung, bis das Armenhaus die Arbeitsmüde aufnehmen muß. Wer es doch so gut hätte, daß er da helfen und Andere, die zum Helfen fähig wären, auf vernünftige Gedanken bringen könnte, o der wäre größer als die Großen und glücklicher als die Glücklichen!"

Daß Sepp es für keinen „vernünftigen Gedanken" hielt, wenn man die zu guten Zwecken bestimmten Summen den Klöstern zukommen ließ, muß zum Theil seiner praktischen Denkungsart, zum Theil dem Umstand zugeschrieben werden, daß sein Arbeitgeber eine ziemliche Anzahl von Büchern von einem Bruder geerbt hatte, die er, da er sie nicht sehr hoch anschlug, seinen Arbeitern zur Verfügung stellte.

Dem guten Doktor, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die beliebtesten Dichter und Prosaiker seiner Zeit gesammelt hatte, war es wol niemals eingefallen, daß etwa dreißig Jahre später ein Bregenzerwälder Maurer sich an langen Sonntagen damit die Zeit verkürzen werde. Sicher hätte er auch nicht geglaubt, daß ein solcher sich dabei so vortrefflich unterhalten könnte. Wenn auch Sepp nichts vom Versmaß verstand, fand er Klopstocks Oden doch schön und gehört sogar zu „den Wenigen“, die den Messias bis zu Ende gelesen haben. Sein Lieblingsbuch aber und das erste, welches er sich selbst kaufte, war das von Zimmermann „über die Einsamkeit.“ Dieses hatte nach seiner Ansicht nur den Fehler, daß da das Dorfleben gar zu schön dargestellt wurde. „Das Leben,“ meinte er, „sei überall so wie es die Menschen und besonders die Rädelsführer gestalteten. Die Dorfbewohner seien vom nämlichen Zeug wie andere Leute, wenn das dem, der sie nur zuweilen beobachten könne, auch anders vorkommen möge. So einer sehe die Bauern gewöhnlich nur in ihren Ruhestunden, bei Festen und Vergnügungen, sehe nur das Liebliche, nur Glück und Frieden; das Harte, Starre, Verknöcherte, die Leidenschaften zeigten sich nur da, wo es ohne Tadel, ohne Schaden geschehen könnte. Das beste sei wol, daß in Dörfern jeder Einzelne gehört und beobachtet werde. So verliere sich keiner zu sehr unter die Mittelmäßigkeit und ein einziger rechtschaffener, einsichtsvoller Mann könne ungemein viel ausrichten. Der Bauer höre auf den Rath jeder alten Pflastersibylle, weil

es — doch wenigstens ein Rath sei, viel mehr aber würde er noch die vernünftigen Gründe eines gebildeten Mannes hören und sein Leben darnach einrichten wollen, daher denn Solche wol nirgends so viel Gutes stiften, so viel Ehre erwerben würden, wie in einem stillen, von der Welt abgeschlossenen Dörfchen. Es wäre auch nur billig, daß man etwas mehr thäte für einen Stand, von dessen Arbeit eigentlich die ganze Gesellschaft lebe."

So dachte Sepp und die Entschlüsse, die aus solchen Betrachtungen erwuchsen, sind Beweise genug, daß er sich wirklich für den gebildeten Mann hielt, welcher ein so großer Wohlthäter ganzer Dörfer werden könnte. Ja er schmeichelte sich mit der Hoffnung, einmal wohlhabend geworden, als Lehrer und Führer der bisher so einfältigen Bauern auftreten, die Armen und Unterdrückten auf seine Seite bringen, und so noch ein bedeutender Mann werden zu können.

Daß Sepp durch sein planloses Lesen der verschiedenartigsten Schriften, zu deren Verständniß ihm oft die nothwendigen Vorkenntnisse fehlten, nicht gar so „gebildet" wurde, als er, durch die Schmeicheleien der allerdings viel unwissenderen Mitgesellen und das Gefühl weit über diesen zu stehen verführt, zu glauben begann, läßt sich leicht denken. Unter seinen Mitarbeitern, die den fleißigen und kurzweiligen Gesellen, der Alles wußte und kannte, ungemein gern hatten, spielte er beinahe die Rolle eines Gelehrten. Seinen Urtheilen, wie einseitig sie zuweilen auch sein mochten, konnte, durfte keiner widersprechen. Was war da natürlicher,

als daß er, die Lückenhaftigkeit seiner „Bildung" gar nicht mehr bemerkend, sich bald dem Wahne hingab: So wie jetzt hier unter den Mitgesellen, werde er einst auch in seiner Gemeinde herrschen und alle Bauern klüger und besser, ihm selbst ähnlicher machen können.

O das mußte herrlich werden!

Sepp war der fleißigste, der sparsamste unter allen Arbeitern. Es galt ja, bald so viel zusammen zu bringen, um daheim etwas Ordentliches anstellen zu können. Ein Bauer zu werden, das war immer sein Wunsch gewesen, und es wäre ganz gegen seine Natur gegangen, wenn er sich hätte ruhig hinsetzen und das Erworbene genießen sollen; nur ein weiteres Feld für seine Thätigkeit gedachte er sich damit zu schaffen.

Nachdem er etwa fünfzehn Jahre bei seinem Vetter — einem behaglichen Lebmann, der viel verdiente und viel verbrauchte — gearbeitet hatte, starb dieser und Sepp nahm nun seine Kleider, die nach und nach gekauften Bücher, sein verdientes Geld und alles ihm Gehörende zusammen und kehrte in den Bregenzerwald zurück.

Sepp hatte als Fremdler in mancher Beziehung sicher so viel als Einer gelernt, doch in der Kunst mit Menschen umzugehen und zur rechten Zeit vor- und nachzugeben — der einzigen, die mancher in der Fremde lernt — hatte er es noch nicht besonders weit gebracht. Meister und Gesellen hatten ihn für ein wahres Wunder der Klugheit gehalten, ihm geglaubt und getraut ohne Weiteres. Gesellschaften, in welchen er auch andere ihm

fremde Menschen angetroffen hätte, besuchte der von Kindheit an an die Einsamkeit und die Unterhaltung mit sich selbst gewöhnte nur höchst selten, und wenn es ausnahmsweise doch einmal geschah, so wurde der fast allen Unbekannte wie ein Fremder behandelt, bis er durch seine witzigen Aus- und Einfälle, die der in Gesellschaften überaus Lustige so zu sagen pfundweise verschoß, die Lacher auf seine Seite brachte. Da mochten dann die Besonneneren, die seinen Spott und das Gelächter seiner Anhänger fürchteten, sich nie mehr mit ihm einlassen. Schweigen war das Klügste gegenüber einem Menschen, „der recht bäurisch grob jedem auf die Nase band, was er von ihm dachte und das dann einen Spaß nannte, weil die Narren darüber lachten." Der junge Maurer, der sich über alles zu urtheilen erlaubte, schien viel eitler zu sein als er wirklich war, da er sich trotz seinem Lesen das Vertrauen auf sich selbst, sein Wissen und Können — dieses natürliche Erbe jedes ächten Volkskindes — noch ungebrochen bewahrt hatte.

Sepp wurde auch dann nicht anders, als sein Reden und Thun nirgends mehr Beifall fand. Sein Bewußtsein das Rechte gewollt zu haben war immer wieder stark genug, ihn über Kränkungen zu trösten, was bei nur eitlen Menschen wol niemals der Fall ist.

Bis zu dem Sonntage, an welchem wir ihn zuerst sahen und hörten, ist er trotz allem Schimpf und Spott so ziemlich der Nämliche geblieben, die Lust aber, ein Lehrer und Führer seiner Gemeinde zu werden, die ist ihm gewaltig vergangen. Nur zuweilen kann er sich

nicht enthalten „Worte — in den Sand zu schreiben,“ wobei er sich dann gebärdet wie Einer, der sich zum Lachen zwingen will, während ihm ein Finger abgenommen wird.

Schöneres gab es wol nie etwas in Sepps Leben als die — Hoffnungen, die ihn heimtrieben und ihm auf der Reise die Zeit verkürzten. Nicht der Gedanke, daß er nun auch neben den Vermöglicheren sitzen und sich wohl sein lassen könne, sondern Thatenlust, freudiger Entschluß, nun erst recht zu leben und zu wirken anzufangen, erfüllten seine Seele, als er die bekannten Berge wieder erblickte.

Sepps Ankunft im Dorfe war ein Ereigniß wie ein anderes. Man redete einige Tage davon und dann kümmerte sich kein Mensch mehr um ihn, bis er durch den Ankauf mehrerer großer Grundstücke, die er baar bezahlt haben sollte, die Aufmerksamkeit der Reichen und den Neid der Aermeren auf sich zog. Die jetzt allgemeine Behauptung: „Der Fremdler werde von der Bauernarbeit und vom Viehhandel wol nicht viel verstehen,“ wurde von Sepp sehr bald widerlegt. Aeltere Leute erinnerten sich nun, schon früher bemerkt zu haben, daß in dem Jungen ein prächtiger Bauer stecke, nur möchten sie mit seinem Geld sich nicht das Leben unbequem machen und würden lieber klein und g'freut*) als wohlfeil und breit eingekauft haben. „Schlechter Grund richte alles zu Grund.“ Sepp aber hielt es für vortheilhafter

*) G'freut — so daß man sich darüber freuen darf.

sein Erspartes auf solchen Boden zu legen, an welchem noch etwas zu verdienen sein mußte. Er ließ die Leute reden so viel sie mochten und lachte darüber, daß ihnen seine Ankäufe fast mehr Kopfarbeit machten als ihm selbst.

Sehr bezeichnend für Sepps damalige Stellung in der Gemeinde ist wol der Umstand, daß er, nachdem er sein Haus beinahe ganz neu hatte aufbauen lassen, von den ärmeren Dorfbewohnern der Neuhäusler, von den Reichen aber der Naglersepp genannt wurde. Mancher bereute, daß er seines kleinen Anwesens wegen, das ihn kaum ernährte, daheim geblieben war, wo er beim besten Willen nichts erübrigen konnte, und diese Reue fand häufig in lieblosen Reden und noch Aergerem ihren Ausdruck. Sepp sah wohl, daß er den Armen zu reich und den Vornehmen zu gemein sei, aber lachend hörte er das Neidglöcklein läuten und sagte: Geld und Bildung regieren die Welt, und ich darf mich mit beiden neben Jedem sehen lassen. Sie mögen mir die Zähne weisen, wenn ich durchs Dorf gehe, aber bei keinem ist die Abneigung gegen den Naglersepp so groß, daß er ihn unverrichteter Sache fortschickte, wenn er um seine Tochter anhalten thät. —

Das war wol ein merkwürdig stolzes Wort für des armen Naglers Sepp, doch es war nichts dagegen einzuwenden. Sogar der reiche Haldenbauer hatte ihm schon mehrmals lang und breit auseinandergesetzt, daß ein Hauswesen ohne ein tüchtiges Weib einem wurmstichigen Melkkübel gleiche. „Der gute Mann könne

melken so lange er wolle, er bringe nichts zusammen und bekomme nur nasse Strümpfe." Dann zuletzt kam er allemal — Sepp wußte selbst nicht wie — auf seine Therese zu sprechen. „Für einen Bauer," bemerkte er, „dem was durch die Hände gehe, sei das Eine, man müsse weit gehen, bis man noch eine Solche fände. Es hätt' Einer wol Ursache Gott zu danken, wenn er sie bekäme, aber die sei eben nicht für den Nächstbesten da. Eine, der es nicht am Haben uud auch nicht am Können fehle, dürfe schon etwas Anständiges erwarten. Eben davon komme es, daß die Therese sich noch nicht versprochen habe, wie unbequem ihr auch das Nöthen und Drängen der vielen Liebhaber schon längst geworden sei."

Sepp brachte ohne viel Kopfzerbrechen der langen Rede kurzen Sinn heraus. Mehr nachzudenken machte ihm die Frage, was nun zu sagen und zu thun sei. Jedenfalls durfte er diesen Antrag nicht so schnell ablehnen als viele ähnliche, die er schon auf die verschiedensten Arten erhalten hatte. Therese war im Dorf nicht nur das reichste Mädchen, sondern sie war eine Werchader*) wie es deren nur wenige gab, und Sepp beschloß daher sie einmal zu besuchen.

Therese wußte gleich, wie viel es geschlagen habe, als sie den Sepp an einem schönen Mittag auf ihr Haus zukommen sah. „Der Spitzbub' will dich nicht nur hören, sondern auch sehen und bei der Arbeit beobachten, das ist klug!" sagte der Vater und „laßt nur mich"

*) Eifrig und tüchtig zum Arbeiten.

antwortete Therese, welcher sehr viel daran lag die Neigung des hübschen und von Jahr zu Jahr wohlhabender werdenden Burschen zu gewinnen.

Den bisher fast immer mit Vergrößerung und Verbesserung seines Anwesens beschäftigten Sepp hatte man bisher im Dorf nur von einer Seite kennen gelernt und ihn allgemein für einen mit Leib und Seele verbauerten Menschen gehalten. Therese glaubte daher sich als rechte Viehpatronin am meisten zu ihrem Vortheil zu zeigen. Sepp hörte unter dem Mittagessen mehr von Kühen und Mist reden, als sonst in einem Jahr, und als die Tochter mit der stundenlangen Geschichte einer Kuhfamilie in auf- und absteigender Linie fertig war, führte der Alte aus, „daß es im Leben allweg komme, gut und schlecht, und daß der Einzelnstehende diesen Wechselfällen leicht erliege. Selbstgefühl sei eine schöne Sache, aber gar zu viel sollte man nicht auf sich selbst vertrauen. Was eine rechte Verwandtschaft, die den Kredit nie zum Wackeln kommen lasse, und im Nothfall mit Rath und That aushelfen könne, werth sei, wisse kein Mensch als wer's erfahren habe. Für den Sepp gebe es daher nichts Wichtigeres, als durch Verbindung mit einer angesehenen Verwandtschaft sich auch dem Namen nach empor zu bringen, und sein Glück dadurch zu umzäunen, zu festigen und zu stützen."

Daß dem Sepp solche Reden nicht besonders gut gefielen, kann man sich denken. „Hab' ich's durch mich so weit gebracht, so geht's noch weiter," dachte er, „deinen Rath brauch' ich hoffentlich nie, und wie ein

Bettler mich am Feuer deines Ansehens wärmen ist auch nicht meine Sache."

Nach der Rede des Haldenbauers war eine lange Pause entstanden. Endlich sagte die Magd, ein schönes junges aber armes Mädchen: „Ich glaubete, einer wie Sepp könnte schon sich selbst vertrauen, er hat gezeigt, daß er Kraft hat sich auch das zu verschaffen, was Anderen das Glück in die Wiege warf."

Der Haldenbauer und Therese warfen der Sprecherin Blicke zu, mit denen man einen Kessel voll Milch hätte gerinnen machen können, diese aber schien sich darum nicht viel zu kümmern, da sie dafür von Sepp um so freundlicher angesehen wurde.

„So sollte das Mädchen glauben und trauen der Kraft des Mannes, mit dem es leben will," dachte Sepp. „Hätte sie nur etwas Vermögen, dann — aber soll ich mir selbst weniger trauen als sie?"

Sepp ging nun so oft in Haldenbauers Haus, daß seine Heirat mit der Tochter desselben für eine ausgemachte Sache galt, und das Staunen und Schimpfen ist wirklich unbeschreiblich, als er sich etwa ein halbes Jahr später mit Mari der Magd zum erstenmal verkünden ließ. Man wußte, daß er die Therese hätte bekommen können und seine Heirat mit Marien wurde daher nicht nur von des Haldenbauers zahlreicher Verwandtschaft, sondern von allen Reichen und Angesehenen als ein Schimpf, eine Beleidigung angesehen, während die Armen im Dorfe, eine solche Blindheit nicht begrei-

fend, den bisher für so klug Gehaltenen kurzweg einen Esel nannten.

Sepp hatte im ganzen Dorf keinen Freund mehr, der es redlich mit ihm meinte. Er wurde noch schärfer beobachtet als da er aus der Fremde gekommen war. Seine Bereitwilligkeit, arme aber arbeitsame Menschen mit Geld und gutem Rath zu unterstützen, wurde ihm so ausgelegt, als ob er so die Armen auf seine Seite bringen und gegen die Wohlhabenden aufreden wolle, jedes seiner Worte wurde auf der Goldwage gewogen, und da er jetzt, daheim durch sein Weib Alles gehörig versorgt wissend, mehr als früher mit fremden Leuten umging, nicht mehr bloß vor seinen Tagelöhnern offen seine Ansichten aussprach und den längst beschlossenen Kampf gegen Vorurtheil und Aberglauben begann, hatten seine ärgsten Gegner nicht einmal nöthig, die von ihm aufgeschnappten Reden erst noch zu verdrehen, um ihn bei Reich und Arm geradezu verhaßt zu machen. Fühlten sich die Wohlhabenden durch seine Angriffe auf alte Vorurtheile verletzt, so war den Aermeren sein Spott über ihren Aberglauben noch verdächtiger, denn Glaube und Aberglaube stehen auf der gleichen Wurzel, so daß meistens auch der Glaube sich angegriffen wähnt, wenn man seinen Schatten — schwarz findet. Wäre Sepp auch viel vorsichtiger zu Werke gegangen als dieß wirklich geschah, seine Bemühungen würden doch erfolglos geblieben sein, denn es fehlte ihm an Zutrauen, und wo das fehlt, ist alles Reden umsonst. Früher war er den Armen zu reich, den Reichen zu gemein, den Frohen zu ernst und

den Frommen zu gottlos; jetzt war er mit einem Wort „der Freimaurer“, ein Mann, dem nichts heilig war, der nichts glaubte, als daß zweimal zwei vier sei.

Jemehr man über Sepps religiöse Gesinnung, oder eigentlich seine unreligiöse im Klaren zu sein meinte, um so lieber redeten die Bauern mit ihm über Glaubenssachen, denn Jeder wollte bei der nächsten Gelegenheit sich durch das Vorbringen einer neuen Klage gegen den Freimaurer als guten Christen zeigen. Diejenigen Hausväter, welche früher dem Sepp eine ihrer Töchter zugedacht hatten, konnten jetzt gar nicht begreifen, daß der Pfarrer so etwas ruhig zusehen könne und schüttelten unbefriedigt den Kopf, wenn dieser sagte: Er wisse schon selbst, was er zu thun habe. Sie sowol als Diejenigen, welche Sepps schonungslose Offenheit zu fürchten Ursache hatten, berechneten ganz richtig, daß der Gewaltsmensch nur durch den Pfarrer von der Kanzel herab ganz vernichtet und unschädlich gemacht werden könne. Der aber, von der ungeheuern Macht seines Wortes überzeugt, sah so lange großmüthig zu als — Sepp zu den Stammgästen des Adlerwirths gehörte, daher von diesem nur höchst selten, wenn es gar nicht zu vermeiden war, angeklagt wurde.

An einem Sonntag, an welchem ein Kapuziner die Hölle sehr heiß gemacht hatte, fragten die beim Kronenwirth sitzenden Bauern den ebenfalls anwesenden Sepp: „Woher denn der Teufel mitten in der hohlen Welt drinnen das Holz nehme für ein so großes Feuer?“ Sepp sah wol, wie Aller Augen sich auf ihn richteten, aber

das war gerade der rechte Augenblick zum Reden. „Das Geistige," sagte er, „kann nur mit Farben gemalt werden, die für uns passen. Was schmerzt mehr als das Feuer? Gewiß nichts. Darum bezeichnet es den höchsten Grad des Schmerzens. Ein Mensch im Feuer — welch ein schreckliches Bild! Gewiß muß das auch auf die Einbildung so roher Menschen wirken, die ohne die Furcht vor dem Teufel gar nicht brav oder wie man's meinetwegen heißt, bleiben könnten. Alles Gräßliche, Ungeheure hat man in die Hölle hineingedichtet zum Schrecken derjenigen, die wie recht unartige Kinder nur dann folgen, wenn man ihnen mit dem Stocke nachläuft."

Hätte Sepp eine Woche lang getrunken und geflucht wie ein Holzhacker, hätte er unzüchtig geredet oder geschimpft über Staat und Regierung, so würde er sich durch das Alles bei seinen Zuhörern und denen, die wieder von diesen es vernommen, nicht so verächtlich gemacht haben, als durch diese wenigen Worte. Der Adlerwirth hatte nichts Eiligeres zu thun als dem Pfarrer zu erzählen, wie gottlose Reden beim Kronenwirth droben geführt würden und was zum Beispiel der Maurersepp am letzten Sonntag gesagt habe, nämlich: „Es gebe keine Hölle, und daß die Geistlichen etwas davon erdichtet hätten, sei nur geschehen, um die dummen Leute zu erschrecken, sie nachgiebig und fügsam zu machen."

„Wollen ihn schon kriegen!" sagte der Pfarrer kurz und trocken.

Am Sonntag darauf wußte Jedermann, wen der

Pfarrer meine, als er, von den falschen Propheten predigend, unter Anderem sagte: „Falsche Propheten sind auch die, die ein paar gottlose Bücher gelesen haben, oder aus der Welt herein die Verführung bringen. Solche sind besessen von dummem Stolz, d'rum bilden sie sich weiß Gott was ein auf ihre Schlechtigkeit und wollen, wie der erste Verführer, der Satanas, einen Anhang haben. Wer noch einen Funken Religion hat, der flieht solche Teufelsdiener, solche Brautwerber für des Teufels Großmutter, solche verfluchte Köpfe ärger denn die Pest, denn er weiß, daß sie mit dem Teufel im Bunde stehen."

Dem guten Sepp, der dieser Predigt erstaunt, aber mit ruhigem Gewissen zuhörte, wäre wol nicht eingefallen, daß dieselbe ihn mehr angehe als andere Fremdler, wenn er nicht Aller Augen auf sich gerichtet gesehen hätte. Nach dem Gottesdienst wollte er Einige fragen: Warum sich denn der Pfarrer heut so ereifert habe! Die aber wichen ihm scheu aus, seinen Unmuth hinter einem Lächeln verbergend, ging er nun heim. Aber da mußte er noch eine Predigt hören: „Um Gottes und Christi willen!" rief Mari ihm entgegen, „was thust Du, daß alles auf Dich zeigt, wenn man von den Schlechtesten prediget? Ich glaub' fest, daß Du unschuldig seist, aber sag' mir doch, wie das Alles so hat kommen können!"

Sepp erinnerte sich in der Eile an nichts als an die letzthin beim Kronenwirth vorgekommene Abhandlung über die Hölle, die er dann seinem Weibe wortgetreu mittheilte.

„Gottlob!“ rief Mari, „es ist wie ich glaubte, Du bist besser als man meint, sei stolz darauf, denn mancher ist schlimmer. Der Pfarrer hat's nehmen müssen, wie es die bösen Leute ihm gegeben haben.“ —

„Nehmen müssen!“ eiferte Sepp, „die Pf—, die Geistlichen sagen: trau Dem nicht und glaub' Jenem nicht, und sie glauben und trauen dem nächstbesten Schwätzer. Warum darf der Pfarrer jedem Schwätzer und Lump, den er im Grund' selbst verachten muß, glauben, während ich nicht glauben und sagen soll, was mir vernünftig scheint, was die Besten und Gebildetsten ausgesprochen haben?“

So eiferte Sepp den ganzen Mittag, und Nachmittags ging er das erste Mal nicht in den Gottesdienst, obwol kein Geschäft von irgend welcher Wichtigkeit ihn daran gehindert hätte.

Sonst hatte die Predigt Allen, die den Sepp kannten, außerordentlich gut gefallen. „Der kann's einem sagen,“ hieß es; am liebsten aber war es den Leuten, daß sie sich nun über das schnelle Reichwerden des Freimaurers keine Kopfarbeit mehr zu machen brauchten, denn der Pfarrer hatte es ja deutlich gesagt, daß er im Bund mit dem Teufel stehe, das war den Leuten das Interessanteste und selbst der Pfarrer war nachher nicht mehr im Stande es ihnen auszureden, wie gern der seinen Eifer heimlich Bereuende das auch gethan hätte.

Sepp wäre nun, obwol ihm als Bauer fast jedes Unternehmen glückte, ein bedauernswerther Mann gewesen, wenn er nicht einen Engel zur Seite gehabt hätte,

der ihn mit Liebe und Sanftmuth zu leiten wußte und dem es gelang, ihn wenn auch nicht mit seiner Umgebung, so doch mit seinem Schicksal zu versöhnen. Mari war, wie Wenige, dazu befähigt häusliches Glück zu schaffen, und als sie gar den Sepp mit einem Franz erfreute, empfing nach seiner Ansicht auch sein Arbeiten, welches ihm der einzige Zeitvertreib war, nachdem das rauschende Geleite seiner Ideale ihn verlassen hatte, eine höhere Weihe, indem es nun nicht mehr ein zweckloses Thalersammeln war.

Franz blieb das einzige Kind und der Vater konnte nun alle Sorgfalt auf dessen Erziehung verwenden, was er auch redlich und mit Freuden that.

„Die Kindererziehung," sagte er oft und immer mit heiterm Lächeln, „macht mir sicher mehr Kopfarbeit als manchem Schullehrer, wenn sie ihm auch beinahe von allen Dorfbewohnern allein überlassen wird, indem die Meisten nur dann für das Wohl ihrer Kinder etwas zu thun wähnen, wenn sie für dieselben Batzen auf Batzen häufen. Reich sein ist nicht für Jeden gut. Mancher, ja vielleicht Jeder, der bei ungewöhnlichem Vermögen eine gewöhnliche Erziehung erhält, wird ein unerträglicher, eigensinniger, hoffärtiger Schafskopf. So einen aber will ich nicht! Mein Bub' soll ein Achtung verdienender Mensch werden; kein dickköpfiger Klotz, der gewohnheitsmäßig auf seinem Lebensweg fortrollt wie ein Stein von einem Berg herunter. Als ein selbstständiger Mann soll er sein Vermögen zu seinem und Anderer Wohl brauchen, daß Arme und Reiche vor des

Freimaurers Buben Respekt haben müssen, sie mögen wollen oder nicht."

Da Franz ungemein leicht lernte, wurde dem Vater vom Pfarrer und von Andern, die den lebhaften und wahrscheinlich nicht ohne Einfluß bleibenden Erben des reichen Freimaurers gern weit weg gehabt hätten, gerathen, er solle den Buben zu den Studenten nach Feldkirch schicken, wo doch etwas Rechtes aus ihm werde. Aber dann fuhr Sepp wild auf: „Ist etwa ein Bauer nichts Rechtes? Nicht der Stand macht dem Menschen, sondern der Mensch dem Stand Ehre, sage ich, und wenn mancher Bauer nichts Rechtes worden ist, wer hat die Schuld als er selbst und seine Erzieher? Meinen Buben aber erziehe ich genau so wie man auch mich hätte sollen erziehen können. Nichts soll ihm fehlen, was mir mangelte und dann hat er's auch daheim gut genug. Studiren? Wunderlich, daß ich auf einmal so freundliche Rathgeber bekomme. Es wird auf der Welt wol genug gepredigt, gepflastert, gesalbt und processirt, wenn schon mein Bub' nicht Pfarrer, oder Dokter, oder Advokat ist. Zu dem allem gibt's, Gott Lob und Dank, Leute mehr als genug, drum soll er etwas viel Selteners, ein Musikant werden, der den Leuten die Wahrheit geigen kann und darf, daß es eine Lust ist. Ja, ja, so muß es werden! Wie er das bekommt, was mir fehlte, so wird er auch das mir Unmögliche erreichen."

„Dem Starrkopf ist weder zu rathen, noch zu helfen," sagten Sepps Rathgeber, indem sie ihn achselzuckend verließen.

Dem Sepp war das Gesagte heiliger Ernst. „Jeder Stand," meinte er, „und jedes Verhältniß hat seinen eigenen Beruf. Des Armen Pflicht ist's, für sich und die Seinen zu sorgen und sich herauszuarbeiten aus seiner traurigen Lage. Ich habe das redlich gethan, Franz ist nicht mehr arm; aber darum braucht er nicht die Hände in die Hosentaschen zu stecken und wie jener Reiche zu seiner Seele zu sagen: Jetzt iß und trink und laß dir wohl sein! sondern es ist seine Schuldigkeit, auch etwas zu thun für die, welche für sein nicht von ihm erworbenes Geld arbeiten müssen und ihr Rathgeber und Helfer zu werden. Das nun soll mein Bub' einsehen lernen, dazu soll er fähig werden."

Die Spottreden derjenigen, denen von Sepps Taglöhnern diese und ähnliche Auslassungen desselben mitgetheilt wurden, machten dem Freimaurer nicht viel Kopfweh; weniger gleichgültig war ihm der Umstand, daß sich auch Mari mit den Grundsätzen nicht einverstanden erklärte, die ihn bei der Erziehung seines Sohnes leiteten. Nicht, daß etwa durch das, was sie mit einer ihn in Erstaunen setzenden Entschiedenheit gegen die Art und Weise seiner Erziehung und ihren Zweck vorbrachte, diese seine Grundsätze auch nur einen Augenblick zum Wanken gebracht worden wären; aber es that ihm in der Seele weh, daß sein Weib, mit dem er nun schon so manches Jahr im schönsten Frieden gelebt hatte, gerade in dem wichtigsten Punkte gegen ihn war, ja sich auf die Seite seiner Gegner stellte. Häufig mußte er von ihr den Vorwurf hören, er mache sein Kind unglücklich, da

er es immer zu Hause behalte, statt es schon jetzt durch den Umgang mit andern Altersgenossen zur Nachgiebigkeit und zu manchem Andern zu gewöhnen.

„Dummes Bauerngeschwätz!" eiferte dann Sepp, „Dir wird wol der Vorsteher oder der Pfarrer im Beichtstuhle eingeblasen haben, daß mein Franz sich an Nachgiebigkeit gewöhnen sollte; wenigstens meine Ansicht ist das nicht. Für Menschen, die sich selbst weder zu rathen noch zu helfen wissen, ist's ganz gut, wenn sie dem Peter und dem Paul nachfragen; er aber soll und wird keine solche Wetterfahne werden, die jeder Wind umdrehen kann, sondern ein Mann, der am besten seiner eigenen Einsicht folgt. Wozu also Nachgiebigkeit? Sonst aber wäre auf der Gasse nichts für ihn zu gewinnen, als daß er durch die bösen Beispiele reicher und die Kriecherei armer Kinder ein Kerl würde, dessen Mängel und Fehler man später mir aufbürden oder im besten Fall mit meinen Thalern ein wenig bedecken würde. Du bist sonst so vernünftig, verstehst mich so gut, glaubst mir so fest — kannst Du denn jetzt gar nicht mehr einsehen, wie gut ich's meine?"

„Damals, als Du in der Gemeinde so Manches ändern wolltest, hast Du es auch gut gemeint und doch nichts ausgerichtet," antwortete die Mutter traurig.

„D'rum soll nun ein Anderer es versuchen."

„Versuchen" — klagte Mari, „und darum das Glück und den Frieden auf's Spiel setzen! Muß man denn gelehrter und klüger als Andere, muß man ein

Sonderling werden, um gut sein und Gutes thun zu können?"

„Ja hier gilt Jeder, der etwas Rechtes will, für einen Sonderling; ich bin stolz auf diesen Beinamen!"

„Aber Mann, Franzen möchte ich lieber glücklich machen, als stolz."

„Du redest wie ein Weib, das immer zittert, immer zagt; bleibe Du in der Küche, überlaß das Andere mir und Du wirst sehen, daß Alles trefflich vorwärts geht."

„Aber Mann —"

„Jetzt nichts mehr, kein Wort! Meine Meinung habe ich gesagt, sie ist fest wie unsere Berge, fest wie alles, was Sepp einmal im Kopf hat. Alles Reden wäre da umsonst."

Das wußte auch Mari gut genug, aber wenn das Herz zu voll ist, geht der Mund über. Zwar unterdrückte sie mehr, als sie sagte, und wenn sie gegen den Willen Sepps ihrem Lieblinge Manches erlaubte und verbot, wie sie selbst es für gut fand, so geschah das meistens ganz unwillkürlich, so daß Sepp, dem der Kampf der Mutterliebe mit dem Pflichtgefühl der Gattin nicht verborgen blieb, ihr deßwegen nie Vorwürfe machte. Aber je seltener ihre gegenseitigen Gefühle zum Ausbruch kamen, desto mehr gährten sie in ihrem Innern. Sepp, der jetzt nicht mehr immer bei der Arbeit war, daher sich mehr als früher seinen Gedanken und Vorstellungen überließ, fing an sich mit der Einbildung zu quälen, daß er eigentlich von seinem Weibe vielmehr gefürchtet und als Brodherr respektirt, denn geliebt und

und verstanden werde. Von Hause abwesend plagte er sich mit dem Gedanken: „Was wird sie, vom Pfarrer und weiß Gott wem berathen, wieder gegen Dich anspinnen?“ Daheim aber, wo Mari nicht immer im Stande war ihren Kummer zu verbergen, kam er sich zuweilen so — überflüssig vor, wie das fünfte Rad am Wagen. Es war nicht mehr das alte, frohe Zusammenleben, nicht mehr ein vereintes Streben nach einem Ziele, und doch konnte Sepp weder sich selbst noch seinem Weibe darum Vorwürfe machen. Im letzten Winter erhielt Franz die Erlaubniß, als Küher auf die Alp zu gehen, welche Sepp mit seinem Vieh besetzte. Man gab dabei vor, Franz müsse die auf einer Alp vorkommende Arbeit lernen, eigentlich aber war es den Aeltern mehr darum zu thun sich ihren Liebling eine Zeit lang zu entfernen.

Als aber Franz fort war, kam dem Vater das Leben recht öd' und traurig vor. Sogar am Lesen hatte er keine Freude, da er nicht mehr mit Franzen darüber reden konnte, und die letzten regnerischen Wochen hatte er einmal sattsam erfahren, was Langweile sei. Es darf daher den Leser nicht wundern, daß er vorhin diesen sonst, so zu sagen, menschenscheuen Sonderling im Wirthshaus antraf, wo er doch wenigstens wieder Stoff zu finden hoffte, über die Leute zu lachen.

Das ist der Lebenslauf des reichen und doch unbeliebten Freimaurers.

Aehnliches wurde schon von Manchem erlebt, doch die Meisten, die so ganz auf sich selbst angewiesen waren,

wurden gebrochen wie der einsam stehende Baum und gestürzt in den Schlamm der Gemeinheit.

Es ist selten, daß ein — Mensch die Kraft besitzt, sich über die Urtheile und Meinungen der Menschen zu erheben und auf eigenen Füßen stehend, gleichgültig gegen dieselben zu sein, ohne schlecht zu werden.

Viertes Kapitel.

Ein unglücklicher Vater.

Unmuthiger als an diesem heillosen Sonntage war Barthle wol noch sein Lebtag' nie vom Adlerwirth heimgegangen. Er, der in allen Stücken ganz seinem Vater, dem alten Vorsteher ähnlich war, vom schwarzen Krauskopf bis hinab zu den breiten Füßen, im Glauben, Hoffen und Eigensinnigsein, er war heut' als einfältig ausgelacht worden. Und von wem? Vom Naglersepp, diesem Bettlerbuben, diesem —

Was hatte denn der Elende für ein Recht, sich neben ihn, sich gar ihm gegenüberzustellen?

Freilich war Sepp reich, sehr reich, und Barthle wußte das auch gehörig anzuschlagen. O er wäre billig gewesen und hätte, wohl wissend, daß Emporkömmlinge „gränzenlose" Menschen sind, vom Sepp sich viel mehr als von jedem Anderen gefallen lassen; aber in einem Wirthshause vor Schnäpslern angestritten und ausgelacht werden, zum Schaden auch noch Spott nehmen müssen — tausend — nein, das war zu viel.

Der Pfarrer mit seinen Warnungen hatte Recht. Der Freimaurer war unverbesserlich, Taufe und Oel verloren. Nein, er verdiente gar nicht, daß ein Ehrenmann sich durch sein Geschwätz auch nur eine Minute verbittern ließ. Es wußte ja Jedermann, was man von seinen Reden zu halten habe.

So würde Barthle sich beruhiget haben, wenn ihm nicht auch sonst noch Manches im Kopfe herum gegangen wäre.

Er dachte an Vergangenheit und Zukunft.

Schien es doch, als ob dieser gottlose Querkopf nur dazu da sei, um ordentlichen Leuten, und besonders ihm das Leben zu verbittern. Lebhaft erinnerte Barthle sich auf einmal alles Widerwärtigen, was er dieses Sonderlings wegen schon hatte erleben müssen, von der Zeit an, wo er und Hansmichel ihn vergebens auf's freundlichste einluden mit ihnen zu spielen. Ja, schon damals war er stolz und frech. Wenn er von reicheren Kindern ersucht wurde, ihnen die Schulaufgaben zu machen, was derlei Hungerleider von Herzen gerne thaten, um sich damit ein gutes Wort und ein Bröcklein Zucker zu verdienen, war der unverschämt genug zu trotzen: „Habt ihr gemeint, man müsse euch gar alles thun für euer Geld? Der Sepp meint das nicht. Macht eure Sachen selbst; es ist doch alles was ihr thut." Später als er so merkwürdig reich geworden war, schien es seiner Eitelkeit noch nicht genug, die anständigsten Leute zu behandeln ob sie auf einer Bettlersuppe dahergeschwommen seien; alles wollte er aus den Fugen nehmen und eine

neue Weltordnung schaffen. Und was das Aergste war: alles glückte dem Spitzbuben — gar alles! Er konnte seinen Neigungen nachgeben, brauchte keinem Vater, keinem Pfarrer, keinem Landesbrauch ꝛc. was nachzufragen und war doch von Jahr zu Jahr besser daran. Wenn Andere heiraten wollten, mußten sie nach allen Seiten hin horchen und fragen und alle Wünsche zu erfüllen suchen, als die eigenen nicht. Er aber hatte sich um nichts bekümmert, hatte — Barthle schlug ein Kreuz und betete ein Vaterunser um des sündhaften Gedankens los zu werden. „Nein, in Gottesnamen nein," rief er, „die Mari hätt' ich doch nicht nehmen dürfen, nicht nehmen können, wenn auch Sepp nicht — Schäme dich, Schwächling, verweichlichter, daß du dein Herz Gott noch immer nicht ganz zum Opfer gebracht hast. Gönne du dem Tropfen das erbärmliche Glück, welches ihm Gott statt der Himmelsfreuden für das Gute gönnt, das er allenfalls gethan hat, das wird doch bald vorbei sein — sehr bald!" —

Es gelang dem Barthle noch nicht sich mit diesem Gedanken zu beruhigen. Ja glücklich war der Sepp und lebte im schönsten Frieden mit Weib und Kind, während er, Barthle, seinen Klausmelker für den verlorenen Sohn halten mußte. Einen Verderbten, Verführten, der wirklich nicht mehr werth war der Liebe und Sorge des Vaters. „Verderbt, verführt, und von wem? Von wem anders als diesem Freimaurer!" Jetzt stand alles klar vor Barthles Seele und: „O, rief er, o daß ich doch diesen Teufel gefürchtet, gehaßt hätte, das ist der Lohn

dafür, daß ich mich vom Geld blenden ließ, und in diesem Stücke nicht dem Pfarrer folgte — gerade in diesem nicht!"

Barthle hatte nämlich früher es leider gar nicht ungern gesehen, daß seine beiden Kinder oft bei Franzen im Hause des Freimaurers waren. Konnte er doch in solchen Stunden ungestört den Geldstrumpf lüften, Rechnungen machen, beten oder Mittagsruhe halten. Und überdieß — aus Kindern giebt's Leute, mit der Zeit sogar Brautleute, und was man im Frühling säet, das wächst im Sommer. Kurz und gut, Franz mußte einmal ein nicht zu verachtender Töchtermann werden, er mochte nun auswachsen wie er wollte. Allerdings war er ein Sonderling und gottlos auch ein wenig, aber eine Wallfahrt hat schon oft Wunderdinge gethan, die Mutter des heiligen Augustin hat seine Bekehrung auch erbetet — und übrigens hoffte Barthle ihm die Flausen schon vertreiben zu können, wenn er einmal ihm so viel nachfragen mußte als dem Sepp. Daß Franz aus keiner angesehenen Freundschaft war, machte dem Sohne des alten Vorstehers schon mehr Kopfarbeit, aber: „Alles trifft man nirgends beisammen! Franz hat Geld und als Mariannens Mann wird's ihm bald auch an Ansehen nicht mehr fehlen."

Ein Mann wie der Barthle mußte sich doch nicht mehr immer nach der öffentlichen Meinung richten. Er durfte nicht fürchten, daß diese Verbindung dem Ansehen seiner Freundschaft schaden werde, denn mit einem einzigen bösen Tropfen ist man nicht im Stande einen

Strom zu vergiften, und ein Wölklein am Himmel macht noch keinen trüben Tag.

Barthle hatte diese Gedanken zwar noch niemals ganz deutlich ausgesprochen, aber Sepp, dem man sonst doch nicht mit Holzschlägeln zu winken brauchte, hätte von rechtswegen schon lange merken sollen, wie viel es geschlagen habe. Er mußte das gemerkt haben und sein heutiges Reden war daher so gut als eine abschlägige Antwort. Der Nämliche, der einst dem Knaben Barthle so manche Freude verdarb, dem Jüngling seine Künftige, des Haldenbauers Therese beinahe untreu machte und dann sitzen ließ, um ihre auch von ihm mehr geliebte Magd zu nehmen, hatte, das wußte Barthle jetzt ganz bestimmt, auch noch seinen Sohn verführt und erbarmungslos, mit teuflischem Hohn, die Hoffnungen für die Zukunft der Tochter vernichtet. An eine Heirat der Marianne mit Franzen war nach dem heute Geschehenen gar nicht mehr zu denken. Das hatte Barthle aussprechen wollen mit den Worten: „Ich will und mag nichts mehr mit solchem Gesindel zu thun haben!“ nachdem er den Sepp vergebens zu bekehren oder doch zum Schweigen zu bringen versucht hatte.

Da war es denn nicht zum Verwundern, wenn Barthle heute schon schneller heimging und die anderthalb Centner schwere Hausthüre heftiger hinter sich zuschlug als gewöhnlich, so daß Mariann, die natürlich von Allem nichts wußte, erschrocken auffuhr und fast noch ärger zitterte als das Kaffeegeschirr, welches vor ihr auf dem Tische stand.

Wären wir einige Minuten früher in's Haus gekommen, so hätten wir das Mädchen lesend angetroffen. Das wohlgeformte Köpfchen mit den dasselbe umschließenden braunen Zöpfen auf die schöne Hand gestützt, der man kaum ansah, wie viele und strenge Arbeiten sie zu thun hatte, saß es am alten runden Tische, das freundliche Gesicht mit dem ungewöhnlich ernsten Ausdruck einem Buche zugewendet, über welches aber der schnelle Blick fast alle Augenblicke hinausschweifte, als ob er etwas ganz anderes suche als die Personen, von denen sie eben in der Legende des Vaters las, bis der hereinstürmte und sich ohne ein Wort zu sagen auf die breite Ofenbank setzte.

Was mochte ihm wol begegnet sein? Ein Unfall auf der Alp? nein, es mußte etwas Anderes, etwas weit Aergeres ihm auf dem Herzen liegen. Vielleicht hatte er etwas von Klausmelkern gehört — o das müßte etwas Schreckliches gewesen sein!

„Um Gotteswillen, Vater, was fehlt Euch?"

„Nichts."

Mariann schenkte den Kaffee ein und setzte sich, ohne jedoch auch nur einen Tropfen hinunterbringen zu können. Barthle blieb auf der Ofenbank und schien Mariannens Bitte „doch etwas Warmes zu sich zu nehmen" gar nicht zu hören.

„Habt Ihr etwas von Klausmelkern vernommen?" fragte sie kaum hörbar.

„Nein — laß mich mit Ruh!"

Mariann räumte langsam den Tisch ab. Als sie

in der Küche war, hörte sie den Vater mit schweren Schritten hin und her gehen, plötzlich kam er mit dem Regenschirm in der Hand heraus.

„Wohin wollt Ihr schon wieder?"

„In die frische Luft."

„Aber es regnet so."

„Hat schon lang geregnet, das hat es!"

Unter der Hausthüre kehrte sich Barthle noch einmal um und sagte streng befehlend: „Mariann, Du bleibst mir daheim!"

„Ich bin immer daheim. Ihr werdet wohl bald wieder kommen."

Ohne Antwort war Barthle fortgeeilt.

Mariann sah ihm traurig nach. Nur einmal ihr Lebtag' hatte sie ihn so gesehen, damals als er den Klausmelker fortjagte. Darum hatte sie auch zuerst an ihren unglücklichen Bruder gedacht, mußte jetzt noch immer wieder an ihn denken. Mehr und mehr verlor sie sich in Erinnerungen an jenen Schreckenstag, an welchem der Vater dem seinem Zorne entfliehenden Bruder fluchend ein Scheit nachwarf und ihn gehen hieß, „so weit der Himmel blau sei."

Damals kämpfte in ihrem Herzen die Bruderliebe, die den jähzornigen Vater anklagen wollte, einen fürchterlichen Kampf mit dem Gewissen, welches Gehorsam als die erste Kindespflicht forderte. Lange rang sie und betete um Kraft und Erleuchtung — so lange bis endlich das Gewissen siegte. Freilich war es hart, grausam hart, den geliebten Bruder vom Vater verstoßen, ver-

flucht zu wissen, aber eben die große Strafe ließ auch ahnen, wie ungeheuer weh Klausmelker dem Vater gethan haben müsse, daß der ihn so strafen konnte. O sie hatte den Unglücklichen so geliebt, liebte ihn noch und je mehr sie dem Vater Recht zu geben sich bemühte, desto mehr dachte sie an ihn, desto öfter betete sie zu seinem Schutzengel, daß doch er den Verlassenen nicht verlasse, ihn leite und führe, sein Gewissen wach rufe und ihn doch auch wieder nicht verzweifeln lasse, damit er reuevoll und gebessert bald wieder heim komme und ein neues Leben anfange.

Doch diesen Glückstag, den sie sich oft schon so schön ausmalte, hatte sie noch immer vergebens erwartet. Schon mehr als ein Jahr war vergangen, seit man den ersten und einzigen Brief von ihm erhalten, in dem er seinen Heimatsschein forderte, mit der trotzigen Bemerkung: wenn man nicht die Ehre erleben wolle ihn auf dem Schub heimgebracht zu sehen. O es war ein grausamer Brief, den der Bruder nur wegen seinen Schriften geschrieben zu haben schien, und die noch nicht geheilten Wunden wurden dadurch auf's Neue aufgerissen und schmerzten nun noch mehr als vorher. Von seinem damaligen Leben hatte er nicht viel berichtet; er erzählte nur, wie er habe herumbetteln müssen, bis er endlich Arbeit gefunden habe. Kein Trost, keine Hoffnung leuchtete aus dem düsteren Gemälde seines Lebens und Denkens hervor. Nur glaubte Mariann aus der traurigen Schilderung seiner ersten Erlebnisse außer dem Vaterhause mit Sicherheit schließen zu können, daß der

Vater doch zu weit gegangen sei, als er den „Flüchtling" für einen Dieb halten zu müssen meinte. Sie sagte das dem Vater und sprach dabei die Hoffnung aus, daß denn das Geld doch noch gefunden werden könnte. „Es sei doch nicht recht," meinte sie, „einen Menschen eines Verbrechens zu verdächtigen, bevor man bestimmt wisse, ob dieses Verbrechen überhaupt verübt worden sei. In der wunderlichen Angst vor Feuersbrünsten habe ja der Vater schon oft das Geld außer dem Hause und so gut versteckt, daß es nur zufällig wieder gefunden worden sei. Nun könnte es leicht auch dieses Mal so gegangen sein." Der Barthle aber hatte keine Lust gehabt zum Suchen. „Dieser Schandbrief," sagte er, „diese Spitzbubenfahne mit dem Bilde eines Lümmels beweist gar nichts als den trotzigen Sinn des Schreibers, der eine teuflische Freude daran haben muß, wenn er dem Vater recht viel Kummer machen kann. So ein harter gefrorener Mensch wie der ist zu gar Allem fähig, zum Lügen und zum Stehlen. Das Geld sei wo es wolle, aber das ist hart, das stößt einem fast das Herz ab, daß man nichts mehr Gutes glauben, nichts mehr hoffen kann."

Mariann redete vergebens dagegen, der Vater war nicht einmal zum Suchen zu bewegen, denn wer log und spielte und solche Streiche machte wie Klausmelker, der war ein Dieb, mußte ein Dieb werden, das war dem Barthle eine ausgemachte Sache. Mariann aber konnte den Bruder nicht für so schlecht halten, und in Augenblicken, wo sie zu zweifeln anfangen wollte, milderte das

Mitleid mit dem Verstoßenen ihr Urtheil: „Es wäre ja schrecklich, wenn er ganz mittellos fort in's Elend hinaus hätte gehen müssen, während ich daheim behaglich lebe. Welch ein jämmerlicher Ersatz wären die harten, kalten Kronenthaler für die Liebe des Vaters und alles das, was er nicht mitnehmen konnte!"

So beschäftigten sich ihre Gedanken Tage lang mit Klausmelkern und seinem Briefe. Zuweilen dann schien ihr der Vater doch gar zu hart gewesen zu sein. „Hart — war er wirklich hart?" O, er war die Liebe und Güte selbst; nur gewissenhaft war er und das konnte ihm doch nicht als ein Fehler ausgelegt werden. Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit leiteten ihn bei allem, was er sagte und that. Streng war er gewesen gegen den Fehlenden, aber mild und freundlich, meinte Mariann, würde er gegen den reuig Zurückkehrenden sein, wie er auch gegen sie jetzt immer war.

Nicht alle Dorfbewohner dachten so gut vom Barthle wie seine Tochter. Viele meinten: dessen Freundlichkeit gegen sie sei nur Verstellung. Er suche ihr dadurch nur zu beweisen, daß es auch früher nicht an ihm gefehlt habe. Er wolle auf diese Art wieder gut machen vor Gott und ihr, was er durch seinen Jähzorn verdorben habe.

Wer vom Barthle so etwas vermuthete, der mußte ihn schlecht kennen. Gewalt anthun konnte er sich, wo er es für Pflicht hielt, aber sich solcher Berechnungen wegen verstellen, das war nicht seine Sache. Nach seiner Ansicht hatte ein Vater den Kindern gegenüber nichts gut

zu machen und er schon gar nicht. Er war nur gerecht und ging, ohne sich um die Urtheile der Welt und um das Zucken des Vaterherzens bei dem Worte Gerechtigkeit zu kümmern, auf seinem Wege vorwärts, mochte dieser führen wohin er wollte. Mußte es denn gerade Verstellung sein, wenn er jetzt gegen Mariannen freundlicher war als früher? Was war wol natürlicher, als daß er die Tochter, der jetzt so Vieles allein überlassen blieb, die tausend Gelegenheiten hatte ihm ihre Liebe durch Thaten und durch Entsagung zu beweisen, nicht mehr nur höher schätzte als den Bruder, sondern bald auch von ihrer hingebenden selbstlosen Liebe ein wenig erwarmte? Ja er gab sich sogar Mühe sein leidenschaftliches Wesen zu beherrschen. Nicht daß er etwa dann und wann zu weit zu gehen meinte, er erklärte sich's wenigstens so, als ob er nur dem gutherzigen Tröpfle nicht wehthun wolle. Mochte das nun sein wie und warum es wollte, für den Barthle sowol als für Mariannen war's jedenfalls ein großes Glück, denn jedes harte Worte des Vaters rief die im Herzen des Mädchens schlummernden Anklagen gegen denselben wieder wach. Mariann fühlte sich dann so verlassen, daß sie immer wieder an den unglücklichen Bruder denken mußte, dem sie sonst ihre Leiden, Sorgen und Hoffnungen hatte mittheilen können.

Auch heute war das der Fall, und um wieder von ihren „sündhaften" Gedanken abzukommen, ging sie in ihr stilles Kämmerlein, um da zu beten. Doch da kam sie immer tiefer hinein. Plötzlich stand sie auf, suchte

ein Buch und fing an zu lesen. Man hätte ihr aber leicht ansehen können, daß es ihr auch jetzt nicht gelang, sich zu zerstreuen, oder gar auf andere Gedanken zu bringen.

Etwa nach einer halben Stunde kam Barthle heim und zu Mariannen auf die Kammer, um seinen tropfnaß gewordenen Regenschirm zum Trocknen auszuspannen. Er sah in des Mädchens Hand ein Buch, welches, nach dem Einbande zu schließen, nicht für die Kirche bestimmt war.

„Was hast?“

„Ein Buch vom Sepp — und in dem lese ich nur, wenn ich sonst gerade nichts zu thun weiß, zum Zeitvertreib. Es ist doch nicht kurzweilig so mutterseelenallein und ich hab' schon vielmal gedacht — —“

Erst jetzt sah sie den zornigen Blick des Vaters und wagte nicht mehr auszureden. Barthle aber fragte rasch: „Was, was hast Du vielmal schon gedacht?“

„Wir sollten uns auch einige Bücher anschaffen,“ antwortete Mariann ganz leise. Sie hätte von Herzen gern geschwiegen, wenn der Vater sie nicht gerade heraus zum Reden aufgefordert hätte. Doch da das nun einmal geschehen war, mußte sie folgen, mußte enden; und lügen wollte sie auch nicht, obwol sie voraussah, daß sie mit ihrer Bitte ganz zur Unzeit kommen werde.

„So —“ sagte der Vater, „und das hast also schon oft gedacht? Nun ja, ich glaub's! Klausmelker hat das auch haben wollen, genau das. Bücher? Dummes Zeug! Es sind ja Gebetbücher da, ein ganzer Haufen,

die schon meinem Vater und meinem Großvater gut genug gewesen sind, und eine Legende ist da, die ich selbst gekauft hab' für drei baare Gulden; aber gelt, das schmeckt euch nicht, da mögt ihr die Nase nicht hineinstecken, und schleppt lieber weiß der Teufel was für Sachen in's Haus herein. Das erste Buch, das ihr mir in's Haus brachtet, hätt' ich auch auf den bloßen Händen verbrennen sollen zu Staub und Asche, das hätt' ich, dann säh' es jetzt bei uns ganz anders aus, dann stünd' es besser, das weiß ich; aber nun will ich einmal aufräumen, daß aufgeräumt bleibt für immer!"

Barthle ging, während er das sagte, rasch einige Schritte gegen Mariannens Bett, so daß das vor Schrecken und Angst zitternde Mädchen das Buch auf den Boden fallen ließ. Schnell hob er es auf, preßte es krampfhaft mit den Händen zusammen und sagte: „Ich hätt' Lust den verdammten Fetzen in's Feuer zu werfen; aber so Einer wie der Sepp soll mir nicht nachreden können, daß ich ihn um Etwas gebracht habe und wenn's auch nur ein weltliches Buch ist. — Nein, das soll er nicht!"

Verächtlich warf er den zu einem Ballen zusammengedrückten Band wieder auf den Boden, stieß ihn mit den Füßen gegen Mariannen und rief: „Wenn der Fetzen morgen um diese Zeit noch unter meinem Dach ist, so werf' ich euch beide hinaus, Dich und das Buch." —

„Aber Vater," sagte das Mädchen kaum hörbar,

„redet doch nicht so laut, wenn ein Mensch vorbeigeht, so muß er Euch ja hören.“

„Hör' es wer wolle!“ eiferte Barthle, „ich will keine Bücher im Haus, mögen sie dann vom Kaiser oder vom Landrichter kommen; von diesem gottvermaledeiten Freimaurer will ich schon durchaus keine, von ihm will ich gar nichts — verstanden? Ich will's, kurz und gut, nicht haben, daß Du mir eine Büchermaus abgebest!“

Die letzten Worte hatte Barthle etwas leiser gesprochen und mit einem Blicke begleitet, den man beinahe freundlich hätte nennen können. Ja er fing wirklich an das zitternde Mädchen zu bemitleiden und sich zu erinnern, daß das gute Kind noch gar nichts von dem wisse, was ihn so sehr ärgere. Er bereute seine Heftigkeit; aber um sich vor dem Mädchen nicht schwach zu zeigen, verließ er so schnell als möglich und scheinbar noch zornig die Kammer.

Die noch an allen Gliedern Zitternde starrte dem Vater nach, horchte eine Zeit lang auf jeden seiner Tritte, und brach dann in lautes Weinen aus. Jetzt hatte also auch sie ihn erzürnt, und zwar so, daß er ihr schon mit „Hinauswerfen“ drohte! Ein kalter Schauer hatte sie überlaufen, als sie dieses Wort hörte.

Und was hatte sie denn gethan?

Noch nie kümmerte sich der Vater um ihre Bücher, fragte nie, wem sie gehörten. Er schien es gern zu sehen, daß sie jetzt an Sonntagen daheim blieb und las. „Daheimbleiben sei ihm das Liebste,“ sagte er oft, und Ma-

riannen kam es gar nicht hart an, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, wenn sie nur etwas hatte, womit sie sich beschäftigen und die Zeit verkürzen konnte. Zuerst, nach der Flucht ihres Bruders, hatte sie mehrere Sonntage nacheinander einige ihrer Schulkamerädinnen zu sich eingeladen, um von ihnen Stricken, Nähen, Häkeln u. s. w. zu lernen. Die ärmern Häusern angehörenden Mädchen waren dann schon beim Kaffeetrinken und zuweilen auch noch beim Nachtessen da, sie redeten, lachten und sangen, daß die Vorübergehenden vor dem sonst immer stillen Hause stehen blieben und erstaunt horchten. Den Barthle, der gewöhnlich am Tische saß und in alten Schreibkalendern blätterte, beachteten die Fröhlichen gar nicht und schienen überhaupt nie daran zu denken, daß sie sich im Hause eines Gemeinderaths befänden. Doch es währte nicht lange, bis Barthle, der die Mädchen sehr scharf beobachtet hatte, der ganzen Herrlichkeit ein Ende machte, indem er einst zu Mariannen sagte: „Wenn sie sich rathen lasse, so solle sie mit solchen Mädchen nichts mehr zu thun haben; wenn das nicht freche Dinger wären, dann dürften sie in einem rechten Hause nicht so selbstherr sein wie daheim.“ Das folgsame Kind lud nun die Mädchen nie mehr ein, und als sie auch ungeladen kamen, ging es etliche Sonntage nacheinander fort. Später wollte Mariann dann das allein lernen, was sie nun einmal angefangen hatte, aber der Vater sagte: „Ueberlaß du derlei Arbeiten lieber Denen, die sonst auf der Welt nichts können und nichts mögen. An Werktagen hast du dazu nicht Zeit und an Sonntagen brauchst

du nicht gegen das Gebot Gottes zu arbeiten. Zur Unterhaltung kannst du ja die Legende, oder sonst ein gutes Buch nehmen und darin lesen."

Schon als Werktagschülerin hatte Mariann dem Vater oft aus der Legende vorlesen müssen; aber für sich hatte sie keinen großen Nutzen und auch keine angenehme Unterhaltung dabei gehabt. Beim Lesen der vielen schrecklichen Märtyrergeschichten schauderte es ihr oft so, daß sie auch Nachts im Bette keine Ruhe hatte, weil es ihr im Traum vorkam, man wolle sie um den wahren Glauben bringen und ein böser Heide plage sie, ihrer Standhaftigkeit wegen, auf jede nur erdenkliche Art. Sie hatte daher keine besonders große Freude, als sie vom Vater wieder zur Legende verwiesen wurde, doch fand sie dann darin mehr und Besseres als sie erwartet hatte. Es kam da manche beherzigenswerthe Lehre, manches Beispiel, worüber sie wieder wochenlang nachdachte und das Gelesene auf ihre eigenen Verhältnisse anzuwenden suchte. Die Martergeschichten jedoch las sie nicht mehr, und als der Vater sie auch diese lesen hieß, da sagte sie: „daß sie grausam litten, Alles litten, Alles opferten, um sich das Köstlichste zu bewahren, weiß ich, und das ist das Wichtigste, lesen und dabei fast ohnmächtig werden, würde mir doch nichts nützen."

„Und ich höre solche Schindereien ganz besonders gern: da geht's gehörig drunter und drüber, da kann man sehen, wie wenig, wie blutwenig das eigentlich ist, was Gott unsereinem zu tragen gibt. Mitleid braucht man keins mehr zu haben, denn nun ist Alles vorbei und

die Geplagten sind glücklicher als wir, viel glücklicher als wir. Und sie haben's auch verdient, das haben sie! Es sind Leut' gewesen, vor denen man Respekt haben muß. Lieber wollten sie Haar und Kopf lassen, als nachgeben. Das sind Beispiele, daß es einem an Leib und Seele wohl thut, davon zu hören."

„In der Ausdauer im Guten ist uns aber Jesus das schönste Vorbild," erwiederte Marianne.

Barthle hatte nichts dagegen einzuwenden, aber wenn er in der Stube war und Zeit hatte zuzuhören, mußten nachher wie früher Martergeschichten gelesen werden.

In den langen Abenden des letzten Winters war nun Mariann mit der Legende fertig geworden, und als der Frühling kam, und der Vater nur selten einmal an einem Sonntag in der Stube war, ging Mariann — nicht heimlich, doch ohne dem Barthle etwas davon zu sagen, zum Sepp und bat ihn, ihr etwas zum Lesen zu leihen, aber etwas von der jetzigen Welt und für die jetzige Zeit, denn alte Geschichten von Leuten, die sie nicht begreifen, sich nicht vorstellen könne, habe sie nun in der Legende genug gelesen.

„Das Mädchen denkt klug," murmelte Sepp. „Es mag dem Himmel danken, daß der Alte nicht Alles weiß, sonst würde er, das würde er —"

Er ging in Franzens Zimmer und kam bald mit einem ziemlich gebraucht aussehenden Band wieder zurück. „Zwar," sagte er, „ist es nicht extra für Weibs-

bilder gemacht, aber die Legende eigentlich auch nicht, gelt?"

Es war das „Goldmacherdorf" von Zschokke. Mariann hatte dann fleißig jede freie Minute zum Lesen benützt und war eben zu dem Kapitel gekommen, wo die Goldmacher vom Oswald das Hexen lernen wollen, als der Vater mit dem Regenschirm kam und auch diesem Sonntagsvergnügen für immer ein Ende machen wollte.

Hätte Mariann den Sepp und Alles, was von ihm kam, für schlecht und verführerisch gehalten, so würde sie ihm das Buch noch heute zurückgebracht, ja dann würde sie es nie von ihm entlehnt haben. Aber sie glaubte den Sepp besser zu kennen, als ihr Vater, der heute so über ihn hergezogen war. Daß nicht das Buch, welches Barthle ja gar nicht angesehen, denselben so zornig gemacht, hatte das Mädchen bald herausgebracht. Es mußte also der Eigenthümer desselben sein, an welchen das Buch ihn jetzt wieder erinnert haben mochte. Aber was konnte ihn denn gegen diesen auf einmal so aufbringen? Bisher, das hatte Mariann wol bemerkt, war ihm Sepp gar nicht zuwider gewesen, wenn er auch immer etwas an ihm zu tadeln wußte. Das Tadeln konnte der Vater nun einmal nicht lassen, und gerade die pflegte er am schonungslosesten durchzunehmen, welche ihm eigentlich die liebsten waren und die er eben deßhalb ganz fehlerfrei gewünscht hätte. Es war nie bös gemeint, und oft, wenn der Vater einen seiner Freunde recht unbarmherzig herabsetzte, sagte Mariann lächelnd:

„Wen Gott lieb hat, den züchtiget er!“ Sie wußte wol, daß er jeden andern, der es gewagt hätte, so wie er selbst, seine Freunde zu tadeln, zum Hause hinaus gejagt haben würde. Nun aber galt es Ernst! Das hatte sie dem Vater wol angesehen und angehört. Sie entschloß sich zu folgen, obwol ihr seine Forderung hart und unbillig vorkam. Sie dachte: „Wenn der Vater auch einmal ein Opfer von mir fordert, so bin ich es ihm zu bringen schuldig. Ich weiß ganz gut, daß es sich nicht bloß um's Buch handelt und die vergnügten Sonntage, die ich damit gehabt hätte, sondern daß von nun an die Freundschaft mit Sepp zu End' ist. Die Freundschaft mit der einzigen Haushaltung im ganzen Dorfe, zu der ich gehen durfte, gehen mochte. Aber in Gottesnamen, und dem Vater zu lieb, will ich nun einmal das thun, was mich hart ankommt, will nun auch seine Launen geduldig ertragen, nachdem ich mich so lange seiner Liebe erfreut habe; er ist eben auch nur ein schwacher Mensch. Noch bei weitem besser ist er doch als hundert Andere.“

Es war noch selten, oder nie vorgekommen, daß Mariann Entschuldigungen für die Fehler ihres Vaters, oder für sich Beweggründe zum Gehorsam suchen mußte. Denn immer hatte sie ihn für den Besten und das, was er wollte und that, für das Klügste gehalten, so daß ihr Gedanken, wie die heutigen, als die traurigsten und sündhaftesten vorgekommen wären.

Mariann hatte aber ebensowenig eine Ahnung davon, daß von nun an das bisherige Verhältniß zwischen

ihr und dem als eine Art von höherem Wesen angesehenen Vater aufhören müsse, als dieser daran dachte, welch eine Reihe von Gedanken und Empfindungen er durch Nichtbeherrschen seines Zorns in seinem Kinde wachgerufen habe.

Fünftes Kapitel.

In Feld und Haus.

Am andern Morgen, als noch kaum der Tag sich sehen ließ, war im Dorfe schon Alles in Bewegung. Viele Bauern hatten die ganze Nacht nicht ruhig schlafen können, denn immer wieder hatte es sie aus dem Bett an's Fenster getrieben, um zu sehen, was der Nebel mache. Und nun, als man noch bei Licht den Kaffee trank, erzählten sie genau, wie der Himmel jede Stunde ausgesehen, bis endlich um zwei Uhr der letzte Nebel über die Berge hinausgezogen sei.

Nach dem Frühstück ging es an's Mähen „was gibst, was hast.“ Ueberall hörte man das Klingen der Sensen und das Singen der Mäher, die im Tacte des Liedes die Sense schwangen. Es war ein herrlicher Morgen und allgemein behauptete man: „die nahen Berge hätten schon Jahre lang nicht mehr so goldig geglänzt, die Vögel in den Wäldern nicht so schön gesungen als heute.“ Die unfreundlichen Tage der letzten

Wochen waren vergessen, und wol die meisten im Dorfe, die sich an dem herrlichen Morgen erfreuend, mit Lust an die schon so lang verzögerte Arbeit gingen, schickten ein fröhliches Dankgebet hinauf zum Allgütigen, der den gestrigen Psalter so gnädig aufgenommen hatte.

Doch bald verstummten die Sänger und immer langsamer ging das Mähen, welches heute ein gar kleiner Spaß war, weil Wind und Regen das an vielen Orten fast mannshohe Gras niedergeworfen und ineinander verwickelt hatten, so daß das Feld fast aussah, als ob es ein Hexenplatz gewesen sei.

Zuerst wollte es nun besonders denen, die sich rühmten, gute Mäher zu sein, nicht in den Kopf, daß man heute Viertelstunden lang fast auf dem gleichen Plätzchen bleiben, und wie die Katze um den heißen Brei, um dasselbe herum laufen müsse. Jeder fuhr zuerst etlichemal mit der Sense über die liegenden Halme hinweg, oder bohrte die Sensenspitze in den Boden, ehe er es aufgab, in gewohntem Tacte fortzumähen. Man tröstete sich zwar einigermaßen mit dem Gedanken: Anderen geht es auch nicht besser! Aber ärgerlich war es doch für die bessern Mäher, welche stolz darauf sind, recht viel wegzubringen. Man darf sich daher nicht wundern, daß diesen die Lust zum Singen bald verging.

Doch was dem einen übel kommt, das kommt dem andern wohl, sagt ein altes Sprichwort, welches sich auch heute bestätigte. Während die guten Mäher sich ärgerten, daß sie beim besten Willen nicht vorwärts kommen konnten, gab es dagegen andere, die sich darüber

freuten. Sie brauchten dießmal wenigstens das Ausmähen nicht zu fürchten, welches sonst immer die Angst und Noth der schlechten Mäher war. Wenn man nämlich zu mähen anfängt, geht der voran, welcher sich für den flinksten hält, die andern aber folgen ihm nach, so schnell sie können, und jeder mäht nun eine „Mahdo" so lang, als die Wiese ist. Ist der Vorangehende nun wirklich ein besserer Mäher, als die ihm Folgenden, so kann er lange vor diesen wieder zurück, um die zweite Mahdo anzufangen, und kommt so immer mehr in Vortheil. Bald hat er die Heuerinnen eingeholt, die auch willig den Weg räumen, da ausgemäht zu werden für sie keine Schande ist; wol aber für die Heuer, auf die es nun mit Riesenschritten losgeht, bis sie völlig eingeholt sind. Dann wird noch einmal gewetzt und dabei durch einen mit dem Wetzstein auf dem Rücken der Sense hervorgebrachten schrillen Ton der bereits errungene Sieg allem Volke verkündet. Nun geht es wieder auf den Vormann los, welcher sich fast zu Tode abmüht, dem Dahereilenden zu entrinnen, oder doch noch wenigstens eine Zeit lang Arbeit zu machen! Aber endlich erlahmt seine Kraft; er muß einmal wetzen, das Halstuch aufknüpfen und sich ein wenig verschnaufen, denn er ist so müde und „hin," daß er nicht mehr vorwärts könnte, wenn ihm das ganze Wuthas*) nachstürmte. Indessen schreitet der Nachkommende, noch gestärkt durch den Gedanken: So viel Ohren das Wetzen hörten, so viel Augen sehen uns jetzt

*) Wuthas — das wüthende Heer.

zu! immer näher und näher, bis endlich der Erste, müde und von Schweiß triefend, das Feld räumen muß. Das Kämpfen und Schwitzen ist aber damit noch nicht zu Ende, denn es kann einem passiren, daß er an einem Morgen zwei bis drei Mal ausgemäht wird, wenn man ihn recht drangsaliren will.

Heute war aber an solche Neckereien nicht zu denken, alles mähte friedlich nebeneinander her, man wetzte fleißig und nahm Zeit zum Plaudern, mehr als den Bauern lieb sein mochte. Diese glaubten nämlich, man sollte um so fleißiger arbeiten, da man auch dann noch nicht viel wegbringen würde. Doch mochten sie heute nichts sagen, um nicht schon den ersten Tag als Nöther und Treiber bei ihren Leuten unbeliebt zu werden. Sie versuchten zum bösen Spiele gute Miene zu machen, stellten sich zu den Heuern und plauderten mit ihnen von dem gestrigen Streite des Freimaurers mit Barthle, welcher jetzt das neueste und wichtigste Ereigniß des Dorfes war. Den Schnäpslern, die überall davon erzählten, war über Nacht das, was Sepp und was Klaus gesagt hatten, untereinandergekommen, und noch viel dazu, was keiner gesagt hatte. Doch das war nicht so gefährlich; vom Sepp konnte und durfte man überall sagen, was man wollte; Alles wurde geglaubt, nur das Gute nicht. Wenn so ein armer Teufel einem sechskrippigen*) Bauern von seiner Noth erzählt, und wie er daheim ein krankes Weib und hungrige Kinder habe, da kann er sich heiser schwätzen,

*) Einer, der wenigstens sechs Kühe hat.

bis endlich der Sechskrippige den Mund aufthut und sagt: Es wäre traurig, wenn's so wäre, aber es ist Alles nicht wahr, was die Leut' lügen; item, wenn ein Schnäpsler im Wirthshause mit einem vierschrötigen Weintrinker ein vertrauliches Gespräch vom guten oder schlechten Wetter anfangen will, dann bekommt der Vierschrötige ein so gewaltiges Husten, daß er sogleich aufstehen und sich an einen andern Tisch setzen muß; — schimpft aber der arme Teufel über die, welche auch der Vierschrötige nicht leiden kann, und lügt von denen etwas, welchen auch der Sechskrippige folgen muß, dann findet er Zuhörer genug, wenn er nur nicht so dumm ist, sie auf dem Kirchweg, im Wirthshaus oder auf öffentlichen Plätzen zu suchen. Heute hatte jeder, der etwas wußte, das Recht zu reden und seine Meinung zu sagen.

Von den Freimaurern im Allgemeinen und von Sepp insbesondere wurden Dinge erzählt, daß einem dabei Sehen und Hören hätte vergehen können, und dann, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen, über Schule und Regierung geschimpft. Ueber die Schule, weil dort so wenig Religion, dagegen so viele weltliche Sachen gelehrt würden, wie z. B. die Sprachlehre, die schon halbes Hexenwerk sei, für keinen Schüler zu verstehen, der nicht schon den Teufel im Leib' hab'; über die Regierung schimpfte man, daß sie solche gott- und meisterlose Menschen, wie den Sepp, nicht zu den Soldaten und bis zu unterst nach Afrika hinab stecke. In früheren Zeiten sei das viel geschickter und besser eingerichtet gewesen. Da habe man Alle, die man im Lande

nicht habe verbrauchen können, zu den Soldaten geschickt und so alle Jahr aufgeräumt in den Dörfern, daß es eine Lust gewesen. Ja, damals sei noch Ordnung im Land gewesen und Frömmigkeit. Die Schlechten habe man selbst strafen können, und in Au seien einmal mehrere Haushaltungen des neuen Glaubens wegen fortgejagt worden, es wisse kein Mensch, wohin. Jetzt aber sei es ganz anders. Jeder Stutzkopf glaube, was er gern möge, Alles wolle gleichberechtigt sein und oft fänden sogar die ärgsten „Bettler" auf dem Gerichte Rath und Hülfe. So kam man von einer Landplage zur andern und wäre vermuthlich noch weit gekommen, wenn nicht auf einmal einige der dem Dorfe Zunächststehenden gerufen hätten: Seid still und luget! Man war still, lugte, sah zwei Gensdarmen gemüthlich durch's Dorf spazieren, und fing dann in Gottes Namen wieder zu mähen an.

Am fleißigsten waren diesen Morgen die Heuer Sepps gewesen, wozu vielleicht die zwei Kreuzer, die sie über den gewöhnlichen Taglohn erhielten, sehr viel beitrugen. Nur einer hatte sich zu den Arbeitern auf des Nachbars Wiese gestellt und als man dann um 8 Uhr überall zum Morgenessen heim ging, erzählte er den Andern, daß man heute an Sepp wieder einmal kein gutes Haar ungerupft lasse. Da fingen die anderen an aufzubegehren: „Ob er sich denn nicht geschämt, dabei zu sein und mitzureden? Er sollte doch wissen, daß man vom Sepp nichts höre, als was der Haß der Großen und der Neid der Kleinen zusammenlüge. Daß die Reichen und Großen

ihn vor Haß zerreißen möchten, sei ganz begreiflich, denn er frage ihnen nichts nach, dürfe herzhaft widersprechen und habe schon allerhand an den Tag gebracht, das sie wol lieber im Dunkeln gelassen hätten; aber daß auch die Aermeren so dumm seien und ihren alten Götzen zu Lieb' und Ehr' den Einzigen, der auch wisse, wie einem armen Teufel zu Muth sei, so herabsetzen, das könne man fast nicht glauben. Sepp sei doch der Einzige, der es wahrhaft gut mit ihnen meine; er sei mitleidiger und dienstbarer, als alle die den Kopf voll Glauben hätten. Und das sei für sie das Beste; das Uebrige müsse man Gott und dem Pfarrer überlassen. — Nun dürfe man das freilich vor Niemand sagen, man müsse dafür sorgen, daß die Kirche im Dorf bleibe, aber wahr sei doch wahr und ein Lauskerl sei, wer etwas Anderes hören möge, wenn er doch so wenig müsse, wie da der Hans. Oder was er denn anderes gehört habe, das so viel werth wäre, als die Arbeit, die er unterdessen hätte thun können?"

„Ja geltet, jetzt kommt der Wunder (die Neugier)?" rief Hans, rasch den Kopf aufrichtend, den er während der Predigt hatte hängen lassen, wie ein armer Sünder. „Ihr seid mir die," fuhr er lachend fort, „welche nichts hören mögen. Ich hätt' fast Lust und thät auch nichts sagen. Man muß nicht mit Prügeln werfen, wenn man Vögel fangen will!"

Die Anderen sagten: „Er solle nur schweigen ihretwegen;" aber das war von Hans zu viel gefordert. „Der Adlerwirth," erzählte er, „soll gestern Abends bei

ihm gewesen sein, von wegen der Sägmühle. Doch ihr habt sicher schon von dem Handel gehört?"

„Noch kein Dämpfle."

„Nun, so will ich denn berichten, was ich weiß. Ihr dürft mich schon reden lassen, denn einstweilen hat Sepp Ruhe, und ihr schimpft nur die, welche von ihm etwas hören mögen. — Doch was hab' ich da sagen wollen? — Der Adlerwirth war früher ein armer, heuchelnder, schmeichelnder Schlucker, listig wie der Teufel. Er ist weit in der Nähe herumgekommen, hat in Dornbirn städtische Bräuche gelernt und einen neuen Rock gekauft. Dann als der alte Adlerwirth in den Himmel mußte, hat er das schöne Pöstlein erschwätzt und ertänzelt mitsammt der Wirthin. Jedermann weiß, daß er glücklicher verheiratet ist als sie. Vom Rösle, dem armen Stiefkind, wollen wir gar nicht reden."

Die Heuer wurden ungeduldig. „Das Alles sei schon etwas Altes."

„Schon gut," sagte Hans, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. „Eben aus dem Alten entwickelt sich das Neue, behauptet der Dokter. In kurzer Zeit wird das Rösle volljährig. Dem nun gehört von Rechtswegen die Wirthschaft und der größte Theil des Vermögens. Da könnte dann der Katze das Haar ausgehen wollen, wenn etwa das Mädchen Lust kriegte zum Heiraten, denn es thut nicht gut, wenn mehr Ehpaar in einem Hause sind als Oefen. Der Adlerwirth will's nun machen wie der ungerechte Haushälter." —

„Du redest viel, Hans."

„Aber nicht zu viel. Jedermann sagt, von seinem eigenen Vermögen könnt' er keinen Saustall machen lassen, und doch wird nun gebaut. Das heißt nun doch auf deutsch nichts anderes, als er will das reiche Mädchen an sich und in seine Schulden, seinen Wirrwarr hinein verwickeln, daß es sich dann gar nicht mehr herauszappeln kann, wenn es nicht das und jenes abzerren oder abhauen lassen will. Man hat auf dieser Welt schon mehr Wunder von der Art erlebt."

„Hat denn das Rösle keinen Vormund, welcher sich für das Kind wehrt, wenn es die Geschichte nicht merkt, oder nichts sagen darf?"

Hans schaute die Fragenden lachend an. „Wenn der Teufel einen Vormund gehabt hätt', wär' er schon längst um die Hölle gekommen. Meint ihr, er hätt' bisher still zusehen können, dieser Vormund, wenn ihm das nicht am meisten einträge? Nein, der sagt nichts, das Rösle weiß nichts, die Mutter darf sich nicht regen und niemand würde sich wehren, wenn der Fink nicht wäre. Der aber wehrt sich wie die Katz' auf dem Rücken. Der Adlerwirth will nämlich die Säge neben dem Haus an den Dorfbach bauen, der weiter unten auch des Finken Sägmühle treibt. Dieser nun behauptet, der Dorfbach — oder eigentlich nur der gute Verdienst — gehöre nur ihm allein. Der Vorsteher steht natürlich zum Finken, seinem künftigen Tochtermann. Für den Adlerwirth nun ist das nicht gut, wenn's ernstlich Streit geben sollte, denn „was der Vorsteher thut, ist wohlgethan," meinen die Gemeinderäthe mitsammt allem, was drum

und dran hängt. Nun soll gestern der Adlerwirth beim Sepp gewesen sein, um sich guten Rath und vielleicht auch noch etwas mehr von ihm zu holen."

Die Heuer meinten: „Da werde der Wirth wol nicht viel ausgerichtet haben. Die beiden hätten sich nie leiden können und wegen diesem für Sepp nicht besonders einträglichen Handel werde das auch nicht so schnell anders werden. Es sei aber gut, wenn der Wirth nicht noch ein Mittel in die Hände bekomme, sein schlechtes Gesöff an schlechte Leute zu bringen."

So redeten und werweißeten*) die Heuer, bis sie vor Sepps Wohnung angelangt waren.

Mari hatte bereits den Tisch gedeckt und begann zu beten, sobald die Stubenthür hinter dem letzten Heuer zugefallen war.

Sepp kam erst nach dem Tischgebet aus einem Nebenzimmer. Man muß aber darum noch nicht glauben, daß er gar nie gebetet habe. Jeden Sonntag ging er wenigstens zur Messe und auch in seinem Hause wurden die täglichen Andachten verrichtet. Alles, was die Kirche streng befiehlt, wurde von ihm beobachtet, nicht weil er das sich selbst, wol aber der Weltordnung schuldig zu sein meinte. „Wie die Menschen just sind, müssen sie auf diese Art äußerlich gebändiget und innerlich befriediget werden," meinte der Freimaurer, der noch ganz gut wußte, wie wohl ihm selbst einst gewesen war, wenn er sich so recht in „den Messias" hinein gelesen hatte.

---

*) Vermuthungen aufstellen, eigentlich oft „wer weiß" sagen.

Das Haus eines Bauern, der wohlhabend genug ist, sich alles nach Wunsch richten und machen zu lassen, kann einem nur ein wenig aufmerksamen Beobachter weit mehr andeuten und bestätigen, als einige Heuer, die beim Morgenessen sitzen. Wir versäumen daher nichts, wenn wir, während Sepp mit seinen Taglöhnern aus der riesigen Schüssel Suppe löffelt, uns in seinem Hause ein wenig umsehen.

Es ist noch beinahe neu, wie der Wohlstand seines Besitzers. Wenn ein Einheimischer es mit den andern Häusern vergleicht, so kommt es ihm vor, es sei gerade, wie wenn man den Sepp mit den übrigen Dorfbewohnern vergleichen wollte. Auch ein Fremder, wenn er die großen, freundlichen Zimmer voll altmodischen und neuen Hausgeräthes sähe, an deren getäfelten Wänden Landkarten und Kuhschellen neben einander hängen, würde sich gleich einbilden: dieses Haus gehöre dem ausländisch gekleideten Manne, dessen sonnverbranntes Gesicht, dessen Gang und Redeweise aber doch, trotz fremder Kleidung und fremden Gedanken, den Bauer nicht verkennen lassen. Daß Sepp am Schein keine Freude habe, mußte sich jeder gestehen, der seine schönsten Kühe hinten im Stall stehen sah, und beim Eintritt in die schmucklosen Wohn- und Schlafzimmer wurde man überzeugt, daß er vor keiner Consequenz zurückschrecke. Die alte Redensart: „wer Geld hat läßt bauen, und wer es recht dick hat, läßt malen und anstreichen auch noch," ist schuld, daß mancher Bauer in seinem Hause, besonders da, wo selten fremde Leute hinkommen, vieles ungemacht läßt, um

dafür die Wände roth und die Fensterläden grasgrün zu verschmieren. Sepp aber wollte es lieber bequem als schön. Um Formen hat er sich nie viel bekümmert. Er überließ es ganz der Sonne, die neuen Wände braun zu färben. Die Wohnstube war einfacher und öder als die des ärmsten Tagwerkers. Den Bauern war nie recht wohl in dieser Stube. Allerdings sah sie ihnen nicht zu vornehm, wol aber zu unchristlich aus. Sogar der Ehrenplatz im Herrgottswinkel war fast ganz mit weltlichem Zeug besetzt, mit Aepfeln, Blumen, weltlichen Bildern u. dgl. wie beim Dokter. Ein Kruzifix war zwar zu sehen und noch dazu ein sehr fein gearbeiteter Heiland, „aber so erbärmlich klein, daß es eigentlich nicht viel besser war als gar nichts.“ Die Leute meinten, wenn Sepp sich um Gott und Erlösung etwas kümmerte, würde er einen größeren Heiland machen lassen. Er aber pflegte darauf zu erwidern: „Eben weil ich mich darum kümmere, weil ich den Erlöser und der Menschheit größten Lehrer noch viel mehr schätze und verehre als ihr, thät ich mich schämen, ein so schlechtes Bild von ihm zu haben, wie ich es da und dort schon gesehen habe. Um euern Herd aber kümmere ich mich nicht und wenn euch meine Hauseinrichtung nicht gefällt, so ist das Liebhaberei, wie wenn sie mir gefällt.“

Es gibt nicht viele Bauern, die so denken, wie Sepp, und gar nichts thun, gar kein Opfer bringen des lieben Scheines wegen; aber noch viel seltener sind Weiber, die zu solchen Sonderlingen passen.

Nicht nur reiche Bäuerinnen, die, ohne daß die

Männer es merken, hie und da ein halb Dutzend Thaler aus dem vollen Geldstrumpf herausnehmen können, wollen wenigstens die Wohnstube und sich selbst mit allem Möglichen schmücken und überhängen; sondern auch Mägde, die im einsamen Kämmerlein in stillen Nächten sich aus dem Ueberzug eines alten Regenschirmes ein Hemd zusammenschneiden, kaufen sich auf der Kirchweih einen silbernen Rosenkranz mit schwersilbernem Glauben (Medaillon) und eine seidene Schürze für den so mühevoll erworbenen Lohn. Mari aber gehörte jetzt eben so wenig zu den Erstern, als sie früher zu den Letztern gehört hatte. Nicht an Sachen, die, wie sie zu sagen pflegte, weder nähren noch warm halten, sondern an ihren Kasten voll Weißzeug hatte sie ihre größte Freude und konnte daher nicht begreifen, wie man daran ein Vergnügen finden könne, alles, was man auf- und anbringe, an sich oder vorn in's Haus zu hängen. Ebenso lächerlich erschien ihr die Sucht vieler Weiber, als recht ordnungsliebend zu gelten und die Mittel, wodurch sie diesen Zweck zu erreichen suchen. Es kam ihr recht närrisch vor, wenn sie ihre Nachbarinnen den ganzen Tag mit Besen im Hause und hauptsächlich vor demselben herumfahren sah. Trat sie dann einmal in die Wohnstube einer dieser „Ordnungsliebenden“ ein, so sah es da freilich aus wie in einem Pfarrhof, und das Weib stand mit dem Waschlumpen in der Hand vor der Hausthüre und rief, wie Gott dem Moses, jedem Eintretenden zu: Ziehe aus deine Schuhe! In den übrigen Zimmern und Winkeln dagegen war eine Ordnung, die eigentlich

einen ganz anderen Namen verdient hätte, so daß Mari es den gar so säuberlichen Nachbarinnen und Basen nicht verargen konnte, wenn sie dieselben Jahre lang nie zu betreten wagten. Mari hielt gewiß so viel auf Ordnung als eine, aber es war ihr weniger um den Schein, als um die Sache zu thun. Das Pharisäerthum in der Haushaltung war ihr ebenso zuwider, als ihrem Manne das andere.

Nach dem Essen gingen die Heuer mit Rechen und Gabeln wieder auf's Feld. Mari räumte den Tisch ab und Sepp fing an die heute gebrauchten Sensen zu dengeln.

Mancher Bauer darf seine Leute nie allein auf's Feld lassen, immer und überall muß er selbst voran sein, als ob er von Wespen gejagt würde. Wenn einer recht faul ist und ihm sein Geiz daheim doch keine Ruhe läßt, so geht er wenigstens mit dem Rechen hintennach. Sepp aber meinte: „Wer arbeiten wolle und könne, werde es auch thun, wenn's schon der Arbeitgeber nicht gerade sehe, gezwungene Katzen mausen nicht." Früher war er auch hinten und vorn dabei gewesen, weniger um Andere zu treiben, als um selbst voran zu gehen; jetzt blieb er ohne Sorge daheim und schickte statt seiner die Erinnerung an den ungewöhnlich hohen Taglohn mit den Arbeitern in's Feld, und hatte dabei noch nie Ursache gehabt, mit ihnen unzufrieden zu sein. — Stolz darauf, daß ihnen Alles überlassen wurde, thaten sie so viel sie konnten, um den höhern Lohn und das ihnen geschenkte Vertrauen zu verdienen. Sepp war aber auch daheim

nicht müßig, immer kam ihm wieder eine Arbeit in den Sinn, die nothwendig verrichtet werden sollte. Seine Taglöhner und andere Leute mochten noch so vielmal sagen: „er solle doch ruhig bleiben und sich wohl sein lassen, er habe ja genug gethan sein Lebtag und dürfe sich jetzt schon gute Tage anschaffen," das nützte Alles nichts. Er hatte es ähnlich, wie viele alte ernsthaft gewordene Leute es haben, wenn sie wieder einmal in's Wirthshaus kommen und Tanzmusik hören.

Da erwacht in ihnen die Erinnerung an die schönste Zeit ihres Lebens. Gerne lassen sich Männer, die schon ihre Enkel bei sich auf dem Tanzplatze haben, bereden, wieder einmal zu probiren, ob es noch gehe, und tanzen dann mit weißhaarigen Großmütterchen, daß die jüngeren Tänzer, sich dadurch geehrt fühlend, ihnen gern „drei allein" lassen und ihre Kunstfertigkeit bewundern. Und wirklich, sie verdienen es! Wie eine Spindel drehen sie sich und gedenken dabei der Zeit, wo sie als fröhliche Buben und Mädchen auf allen Tanzplätzen waren.

Dem Sepp nun, der sein Lebtag nie getanzt hatte, ging es gerade so, wenn er an einem schönen Tage Alles um ihn her sich regen und bewegen sah. Er hatte stets bei der Arbeit die vergnügtesten Stunden gehabt, sie war ihm die dankbarste Freundin gewesen und die beste Trösterin, der es immer gelang, den Aufgeregten zu beruhigen, und bei ihm traf's Niemand schlechter, als wer ihm mit der Behauptung kam, es sei eine Strafe Gottes, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen müsse.

Wer die Arbeit wahrhaft und um ihrer selbst willen liebt, der hält sie nicht bloß für ein Mittel, sich Fett zu sammeln, um dann ruhig seinen Winterschlaf halten zu können, sondern ihm ist sie auch Zweck, Beruf, ja sein einziges Vergnügen. Wie der Gärtner mit der reifen Frucht alle Freuden des Säens, Pflegens und Pflückens noch einmal genießt, aller seiner Pfleglinge wegen gehabten Sorgen sich lächelnd erinnert, ebenso kehrt dem Greise, wenn er die durch seinen Fleiß fruchtbar gewordenen Felder sieht, die Erinnerung an die schönsten Jahre seines Lebens und mit ihr auch ein Theil der Kraft derselben wieder zurück.

Sepp hatte das schon oft erlebt, wenn er, vor der Hausthüre sitzend, seine schönen Güter*) überschaute; heute erlebte er es wieder. Er saß auf dem großen Dengelstock im Schopf**) und hämmerte auf die Sensen so flink und kräftig wie ein Zwanzigjähriger. Nur hie und da hielt er ein wenig inne, und schaute lächelnd in den schönen Tag hinaus. Mari, die, von ihm unbemerkt, hinter der Hausthür stand, hörte ihn halblaut reden. „Das ist wieder einmal ein wahrer Prachttag, der nicht mit Geld zu bezahlen wäre,“ sagte er; „wie doch Alles so froh sich wieder aufrichtet, die Pflanzen und die traurig gebückten Köpfe der Menschen, die gestern noch verzweifeln wollten, weil ihnen nicht Alles nach Wunsch ging. Nun, die Leute sind einmal schon so:

---

*) d. h. Wiesenstücke.

**) offener Vorbau am Hause.

fromm, wie die Kapuziner, wenn's der Pfarrer sieht und hört, sonst aber, und besonders in der Stunde der Prüfung, ist es mit ihren Tugenden, zum Beispiel mit der Ergebung in den Willen Gottes — von der man so schön zu reden weiß, wenn in Haus, Stall und Feld Alles gut steht — nicht besonders wichtig. Ich kann's eigentlich auch Niemand verargen, wenn man so ist, nur sollte man dann auch nicht besser und heiliger scheinen wollen. Ich weiß wol und hab' schon genugsam erfahren, daß einem das am schwersten aufliegt, was sich mit dem besten Willen und aller Kraft nicht anders machen läßt."

„So Etwas kommt aber oft vor im Leben, und man sollte es doch auch ertragen lernen!" sagte Mari, indem sie etwas näher zu ihm hintrat.

Sepp hatte sich rasch umgewendet. Es schien ihm im ersten Augenblicke unangenehm, von Mari gehört und verstanden worden zu sein. Doch bald wurde der Ausdruck seines Gesichts wenigstens wieder so freundlich als gewöhnlich. Er that noch ein Paar kräftige Schläge, legte dann Sense und Hammer neben sich auf den Boden und sagte: „Das Ertragenlernen, gute Mari, ist nicht Jedermanns Sache. Mir ist es leichter geworden, mich aus der Armut herauszuarbeiten, als sie zu ertragen; mein Vater dagegen war ein wahrer Meister im Dulden. Man ist aber ungleich g'naturt! Der Meister, bei dem ich in der Fremde arbeitete, pflegte zu sagen: Die Leut' im Ganzen seien so dumm und schlecht, daß es schad' wäre, wenn man etwas Vernünftiges zu ihnen sagte. Ich aber meinte: Eben weil sie so — so

unerträglich seien, sollte man thun, was man könnte, um sie besser zu machen und vernünftiger."

„Jetzt gesteh mir aber einmal, was hast du denn ausgerichtet?"

„Nichts — rein sauber nichts!" sagte Sepp, indem er schnell aufstand, um eine andere Sense zu holen. Als er sich wieder gesetzt hatte, fuhr er fort:

„Eben das liegt so hart auf mir, daß ich mich darein fügen soll, wie beim schlechten Wetter, daß ich gar nichts dagegen thun kann."

„Gegen was?"

„Gegen was? —!" rief Sepp heftig, „gegen Dummheit, Aberglauben und leeres Formenwesen statt Religion, gegen die Allmacht der Reichen, die Schneckennatur der Armen und gegen — —"

„Den Rosenkranz und das Benediciren und den Skorpion," fügte Mari schnell bei.

„Hast auch schon davon gehört?"

„Wie sollt' ich nicht? Alles redet davon und fängt an vor dir das Kreuz zu machen. Ist's dir denn noch nicht genug am Alten? Du hast schon lang' leben müssen fast wie ein von Allen Gemiedener. Du mußt erfahren haben, wie weh das thut, und hast doch noch nicht genug, machst's immer noch ärger. Wir kennen uns schon länger," fuhr sie nach einer Pause fort, „und du kannst wissen, daß das Einreden nicht meine Sache ist; aber wenn du so redest, wo es sich um die alten frommen Bräuche und um Franzens Glück handelt, da kann, da darf ich nicht länger mehr schweigen."

„Ja ich merk's," sagte Sepp mit einem Lächeln, welches seinen Unmuth nicht ganz zu verbergen im Stande war.

„Ich möchte einen Unparteiischen es aussprechen lassen," fuhr Mari eifrig fort, „ob mein heutiges Reden unnöthiger und närrischer sei, oder deines gestern beim Adlerwirth. Du hast dem Barthle einen Stein in den Garten geworfen, den er wol nie wieder herausbringt. Franz wird dir gewiß nicht dafür danken und — was Mariann thut, weiß ich nicht."

„Aha! Steckt es da?" sagte Sepp heiter, „nun wegen dem mach' du dir nur keine Sorgen; Franz ist Einer, der an jeden Finger zwei Mädchen bekommt, lauter von den schönsten, brävsten und hübschesten, wenn er nur will. Es gibt in unserm Ländchen noch ganze halbe Kirchen voll und nur wenige würden ihm „Nein" sagen!"

Wo ist wol die Mutter, der so eine Rede nicht wohl thäte, und die dem Redenden nicht wieder gut würde, auch wenn es derselbe wäre, der noch vor Kurzem einen Strich durch ihre Lieblingsrechnung machte? Freilich kann sie so wenig als eine Glocke auf einmal schweigen, aber ihre Rede ist nicht mehr Sturmgeläute, sondern nur noch das Verklingen des letzten Tons, welches dann allerdings zuweilen etwas lange währt. Wie um sich zu entschuldigen, sagte Mari: „Sie würde nichts gesagt haben, wenn es sich nicht um Franzens Glück handelte, aber Eine wie die Mariann gebe es weit und breit nicht mehr; sie meine nicht wegen dem Vermögen oder der

Hübsche allein, sondern hauptsächlich wegen der Gutheit. Die ließe sich um einen Finger wickeln, so geduldig und fügsam sei sie, wie ihre Mutter selig, die mit Barthle auch so musterhaft friedsam gelebt hab', wie es mit dem nicht die Hundertste im Stand gewesen wäre. Und dann das müsse sie schon auch sagen, da sie nun einmal im Reden sei: Sie dünke es närrisch, wenn man immer streiten thue über das was man glauben solle, denn sie meine, in dem Stück mache Jeder so gut er könne. Durch solche Streite komme man in bösen Ruf, mache sich bei Vielen verhaßt, und ausrichten und besser machen könne einer gar nichts, wenn er nicht Pfarrer sei; dafür habe sie Beweise, wenn er allenfalls, wie sonst immer, noch Beweise haben wolle. So sei zum Beispiel der Barthle schon vielmal ausgelacht worden wegen der hohen Hausthürschwelle, über die man mehr klettern als gehen müsse. Aber Alles umsonst, denn Barthle sage: „Wenn er die Schwelle anders machte, würde wieder die Thüre nicht passen, so aber füge Alles prächtig zusammen und das sei das Schönste. Solche Flickereien möge er nicht; denn ihm, wie früher seinen Vätern sei es so gut und recht, und sonst geh' das Niemand etwas an." — Wenn man nun nicht einmal im Stande sei, einem ein Stück von der unbequemen Thürschwelle wegzuschwätzen, dann dürfe man sich nicht einbilden, daß man von seinem Glauben etwas wegnehmen, oder etwas an demselben flicken könne. Das sei aber noch nicht das Aergste; denn wenn einen das am besten freue, was er habe, so sei es ja recht; das Aergste seien die bösen Folgen solcher Streite, die noch

nie ausgeblieben seien. Gewiß mache auch heut' der Adlerwirth dem Pfarrer wieder ein Langes und Breites. Dann wisse kein Mensch, was man am Sonntag in der Predigt wieder Alles hören müsse."

So ging es noch lange fort und Sepp wußte, um sein Weib auf andere Gedanken zu bringen, kein besseres Mittel als demselben etwas Neues mitzutheilen. Als daher Mari einmal etwas länger als einen Augenblick innehielt, benützte er schnell die vielleicht lange nicht wiederkommende Gelegenheit und sagte: „Den Adlerwirth brauchst du einstweilen nicht mehr zu fürchten, heut' bin ich ihm sicher der liebste Mann."

„Oha, das wäre ja noch ärger als das Andere!" sagte Mari erschrocken. „Was habt ihr denn gehabt gestern Abends?"

„Er will eine Säge bauen."

„Und das Geld dazu — woher nimmt er es?"

„Wo er's überkommt. Ich zum Beispiel hab' ihm einige hundert Gulden versprochen."

„Du dem Adlerwirth? — Aber nun glaub' ich bald, man müsse nicht nur zwei, sondern zwanzig Centner Salz mit einander essen, bis man sich kennen lernt. Du dem Adlerwirth Geld leihen! was man doch Alles erleben kann."

„Es ist für die ganze Gegend ein Nutzen, wenn der Fink den Wurf nicht mehr allein in den Händen hat."

„Aber für den Adlerwirth selbst ist es gewiß kein

Nutzen, ich habe schon oft gehört: für einen nichtsnutzigen Mann sei jedes Geschäft ein Loch im Hauswesen. Je mehr Geschäfte also, desto mehr Löcher, und desto bälder werde es leer und gehe zu Grunde!"

„Der Adlerwirth mit seinem Hauswesen geht mich gar nichts an und dich auch nicht," sagte Sepp ruhig, „er ist nie mein Mann gewesen und ist es auch jetzt nicht."

„Und doch willst du ihm Geld anvertrauen, dich zu ihm stellen?"

„Das Geld werd' ich schon ein wenig anzubinden wissen, daß es mir nicht so schnell davon läuft; es ist eigentlich nicht meine Absicht den Adlerwirth zu unterstützen, aber der guten Sache will ich vorwärts helfen mit allen Kräften."

„Das ist recht und schön, du bist doch immer ein guter, ja der beste Mann, wenn's doch nur die Leut' um Gottes willen einmal einsehen thäten!"

„Vielleicht," sagte Sepp lächelnd, „bin ich dießmal nicht gar so gut als du wähnst, doch ich sollt' dir eigentlich nichts davon in den Sinn geben."

„Von was solltest du mir nichts in den Sinn geben?"

„Davon, daß ich dem Vorsteher und seinem Anhang einen gewaltigen Possen spiele, wenn ich dem Adlerwirth seinen Handel gewinnen helfe."

„Welchen Handel?"

„Der Fink, oder eigentlich der Vorsteher hat einen

ganzen Haufen Gründe gegen eine Säge am Dorfbach ausfindig gemacht. Zum Beispiel: „das Wasser komme später auf des Finken Säge, wenn es der Adlerwirth zuerst brauche," und dergleichen. Der Fink meint kurzweg: der Bach gehöre ihm, und doch ist es ihm noch nie eingefallen, den Bachwuhr allein zu machen, oder einem den Schaden zu ersetzen, den sein Bach auf den Gütern anrichtete. Du verstehst das freilich nicht, aber glaub's auf mein Wort: von einem Rechte des Finken ist vernünftiger Weise keine Rede; doch mein Gott! vernünftiger Weise! was geht das solche Männer an? Die schreiben gemüthlich ein paar Bögen voll solcher Gründe zusammen und schicken sie zur Schande unseres Ländchens in die Welt hinaus, damit man auf dem Gericht und überall mit und ohne Brille ihr gutes Recht einsehen und ihre Weisheit bewundern könne. Kurz, der Fink will einen Prozeß anfangen."

„Behüt' uns Gott! Gar einen Prozeß und du willst dich auch darein mischen? Nein, um Gotteswillen thu doch das nicht! Es kostet da recht grausam viel Geld und Stänð' und Gäng'. Die Gerichtsherren sind ja auch noch da; kann man denn nicht zu diesen?"

„Ja wol, man kann; aber die Gerichtsherren meinen: die Vorsteher und gesalbten Häupter seien die Klügsten und Besten in den Gemeinden, drum helfen sie zu diesen, und wer keinen Titel hat, der hat auch kein Recht."

„Ja, ja, das versteh' ich halt nicht und du wirst wol recht haben, wirst wol wissen, was du willst. Mir

wäre es freilich am liebsten, wenn du dich nicht so viel um fremde Sachen kümmertest. Wie wär' uns so wohl jetzt, wenn du nur die Leute machen ließest, was sie wollten, sie würden dich doch auch ruhig deinen Weg gehen lassen. Gott hat dir so viel verliehen, doch die Gabe hat er dir nicht gegeben, es wär uns sonst zu wohl auf der Welt. Wir dächten nie an seinen Himmel, wenn wir immer Frieden im Haus und in der Gemeinde hätten. Nun in Gottes Namen! Ich will jetzt dem gar nicht mehr nachsinnen."

Mari ging wieder in die Küche, aber ihren Vorsatz „dem Gesagten nicht mehr nachzusinnen" hielt sie nicht. Ein Prozeß und ihr Mann darin verwickelt! Das war doch gar zu schrecklich, um es so mir nichts dir nichts wieder aus dem Sinn schlagen zu können. Schon oft hatte sie von Prozessen und dem daraus entstandenen Unheil und Elend erzählen gehört; jetzt sollte dieses Alles verschlingende Ungeheuer in ihr Dorf, ja bis in ihr eigenes Haus kommen! Sie sah in Gedanken schon alle Kommoden, Tische und Bänke mit unleserlichen, überstempelten Schriften bedeckt, ihr schönes Geschirr zu Tintenfässern benützt; magere Schreiber sah sie auf den Säulen ihrer Füße im Dorfe herumrennen, Weiber und Mädchen ängstigend mit unverschämten Blicken und Reden, und fette Herren mit Brillen hörte sie lateinisch reden, daß ihr dabei himmelangst wurde. Denn das Alles geschah auch wegen ihrem Mann, der es einst vor Gott verantworten, und für den Adlerwirth bezahlen mußte. „Ein Prozeß," hatte sie schon oft gehört, „sei

das Schlechteste, es sei eben eine ungewisse ungerechte Sache, sonst gäbe sie keinen Streit unter den G'studirten." Daß aber ihr Mann, nur um dem Vorsteher und dessen Anhang einen Possen zu spielen, dem Adlerwirth helfe, glaubte sie nicht und blieb dabei, daß er es nur der guten Sache wegen thue, das war noch ihr einziger Trost. Fraglicher erschien ihr, ob Sepp dabei nicht auch den Adlerwirth im Auge habe? Sie meinte nämlich: Wenn Einer, den man lang als Feind angesehen habe, daher komme und Rath und Hilfe suche, so sei für einen Mann wie ihr Sepp die Versuchung, aus einem Feind einen Freund zu machen und so auf die edelste Weise sich zu rächen, so groß, daß man es ihm eigentlich nicht verargen könne, wenn er dem Herzensdrang nachgebe und etwas Unüberlegtes thue. Sie hielt das freilich für eine seltene Schwäche ihres Mannes, doch fühlte sie, daß sie in diesem Fall so gehandelt haben würde, und was hätte ihn Anderes auch zu dieser Handlungsweise veranlassen sollen? Sie mochte seine Reden umkehren so oft sie wollte, sie fand nichts heraus, als daß er ihr eigentlich die Wahrheit gar nicht sagen möge, sonst würde er nicht in einer Minute zwei Gegentheile behauptet haben. Das that ihr zwar weh, doch nahm sie sich fest vor, geduldig zu sein, es ihm zu überlassen und nie mehr weiter darüber zu fragen.

Während Mari so sann und Vorsätze machte, dengelte Sepp eine Sense nach der anderen. Er redete nicht mehr mit sich selbst und war so mit der Arbeit —

oder vielleicht mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er gar nichts von dem gewahrte, was um ihn her vorging. Barthles Mariann, die ohne von ihm bemerkt zu werden, bis hart neben ihn herangetreten war, hatte schon zwei Mal die beim Dengeln übliche Frage „machests scharf?" wiederholt und noch keine Antwort erhalten. Endlich als sie das dritte Mal fragte, richtete er sich auf und sagte: „Ein wenig! — Aha, grüß Gott Mariann, hättest etwas wollen?"

„Dir das „Goldmacherdorf" wieder bringen," antwortete das Mädchen, indem es mit weggewandtem Gesicht das Buch neben den erstaunten Sepp auf den Dengelstock legte.

„Hast du Zeit," fragte er, „jetzt mit Büchern in der Welt herumzulaufen?"

Mariann schwieg eine Zeit lang und sah auf den Boden, als ob sie dort die Antwort lesen wolle; endlich sagte sie: „Eben weil ich jetzt keine Zeit mehr bekomme zum Lesen, hab' ich dir das Buch gebracht."

„So — dann wirst du jetzt wol kein anderes mitnehmen wollen?"

„Nein, nein! Ich sag' „vergelt's Gott" für das und nun muß ich wieder gehen. — Seid nicht gar zu streng und b'hüt Gott!"

Das Alles sagte Mariann in einem Athemzuge und — fort war sie.

Sepp nahm das Buch, legte es neben sich und fing dann langsam wieder zu dengeln an. „Das ist nun noch einmal der tausends Skorpion!" murmelte er,

„man will mit dem Freimaurer nichts, gar nichts mehr zu thun haben — verstanden! d'rum wirft man ihm seinen Plunder so vor die Thür; das ist Alles. Sonst ist Mariann nie so gekommen und nie so gegangen. Was sie wol denkt jetzt? Doch — bah! Es kümmert sich auch Niemand darum, was ich denke. Froh bin ich nur, daß Mari nichts davon gehört hat, die würde mir sonst noch einmal eine Predigt halten."

Sechstes Kapitel.

Wie es beim Barthle zugeht.

Wie ein Kind, das sich eines Unrechts bewußt ist, eilte Mariann heim. Erst als sie des väterlichen Hauses hohe Schwelle überschritten hatte, stand sie aufathmend still, und schaute wehmüthig zu dem schönen Hause auf der andern Seite der Gasse hinüber, welches sie soeben verlassen hatte, gerade als ob sie erwarte, es werde nun dort etwas ganz Besonderes vorgehen. Sie sah und hörte aber nichts, als daß Sepp nicht mehr so schnell dengelte wie vorher, was sie sich leicht erklären konnte. Die einsam Lebende, die schon oft Tage lang über ein unbedeutendes Ereigniß, eine einzige Rede nachgedacht hatte, bildete sich ein, es werde dem Sepp nun lange Zeit Kopfarbeit machen, daß sie ihm so zur Unzeit das Buch gebracht habe. Vielleicht errieth er, daß sie es auf Befehl des Vaters habe thun müssen, und das wäre ihr auch das Liebste gewesen. Als Sepp sie fragte, „ob sie jetzt Zeit habe mit Büchern in der Welt herum zu laufen?“ fehlte nicht mehr viel, so hätte sie

ihm den ganzen Hergang erzählt; doch den Vater vor einem Fremden — und wenn es auch Sepp war — anklagen, um sich selbst dadurch zu entschuldigen, das durfte und wollte sie nicht. Etwas aber mußte sie sagen und da entrann ihr dann in der Verlegenheit eine Antwort, die sie gleich darnach für so grob, so ungeschickt hielt, daß sie sich zu schämen anfing, und daher fortmachte so schnell sie konnte. Im Gehen hatte sie noch einmal hinein geschaut in das ihr immer so liebe Haus, in welchem sie so manchen frohen Tag verlebt hatte. Sie nahm in Gedanken Abschied vom Sepp, der fast mehr als der eigene Vater für ihre und Klausmelkers Erziehung gethan hatte, von Marien, die ihr eine zweite Mutter gewesen war, und von dem stillen, ernsten Franz, der sie so oft ihrem wildern Bruder gegenüber vertheidigt, mit dem sie immer so gern und so leicht gelernt hatte. Der Gedanke, daß nun die gute Nachbarschaft mit diesen, ihr so lieben Leuten zu Ende sei, wollte sie nicht mehr verlassen. Als sie daheim angekommen war, fing sie an zu fragen: „Was wird nun Sepp von mir denken? Was wird er dem Franz erzählen? Mein Betragen muß ihnen wol sonderbar vorkommen!“ Mariann war nicht eitel, aber vor ihrem Erzieher mochte sie doch nicht gern ungezogen, vor ihrem Wohlthäter nicht undankbar erscheinen. Sie war froh, daß endlich der Vater kam, vor dem sie sich nun doch wieder mit gutem Gewissen sehen lassen durfte; es erinnerte sie auch an ihre Hausarbeit, an die sie gar nicht mehr gedacht hatte.

Unter dem Essen erzählte der Hansmichel, welcher mit dem Weberle beim Barthle als Heuer angestellt war, mit etwas unsicherer Stimme: „Er habe gestern dem Sepp seinen Wald, hinter dem Dorf, zu kaufen gegeben.“

„Was?“ fuhr Barthle auf, „schämst du dich nicht ins blutig Herz hinein?“

„Armut ist keine Schand!“ sagte Hansmichel.

„Wo willst du aber das Holz für deinen Gebrauch hernehmen? du Schafskopf!“

„Aus der Gemeindewaldung, es liegt Abgehendes und Faulendes genug dort.“

„Tröst Gott deinen Vater selig! Der kann nun froh sein, daß er im Himmel ist! Was er doch wol sagen würde, wenn er das noch erlebt hätte,“ sagte Barthle wehmüthig. „Es war ein schöner Wald, nun wird er niedergemacht werden. Es ist so schön gewesen, wenn im Frühling dort die Vögel ihr Morgenlied sangen, nun aber wird man dann dort nichts mehr hören als das Krachen der Lauinen, die werden den Weg bald finden, den man ihnen aufthut. Um den Wald ist's wahrhaft schade!“

„Aber meine Kinder kann ich doch nicht verhungern lassen.“

„Hättest du nicht geheiratet!“

„Ja geltet!“ rief das Weberle, „wenn man so etwas sich ausreden ließe! Mir hat man die Bärbel auch ausreden wollen, Jesus, Maria! Aber Bärbel hat gesagt: Du wirst sehen, Jakob, wir kommen besser

durch als der Hansmichel, obwol er eine bessere Wiege gehabt als wir, denn der hat nichts als Einbildungen, und kann nichts als fürnehm leben. So hat sie gesagt und jetzt? jetzt sieht man's!"

Das Weberle war eigentlich eines jener Männchen, die Niemand zu nahe treten, Jedermanns guter Freund sein möchten, dabei aber konnte es keine Gelegenheit unbenützt vorbeigehen lassen, seine Klugheit und die Einsicht seiner Bärbel gehörig hervorzuheben, wobei es dann oft alle andern Rück- und Vorsichten vergaß.

Es entstand eine lange Pause. Der Hansmichel wagte nichts zu sagen, Barthle konnte den schönen Wald, welcher eines seiner größten Berggüter vor Lauinen schützte, nicht so schnell wieder vergessen. Daß Sepp den Wald zum Abholzen gekauft habe, wußte Barthle gewiß, da derselbe schon viele Waldungen hatte und nicht der Mann war, welcher aus bloßer Liebhaberei einige hundert Gulden auslegte. Man würde jedoch dem Barthle sehr Unrecht thun, wenn man glaubte, er habe nur aus Eigennutz, weil seinem Berggut dadurch Gefahr drohte, den Verkauf des Waldes so ungern gehabt. Dem Manne, der sich sogar an die unbequeme Thürschwelle so gewöhnt hatte, daß er sie trotz allem Auslachen nicht anders machen ließ, that es sehr weh, daß sein Dorf die herrlichen Wälder, die dasselbe wie ein Kranz umgaben und vor manchem Sturm schützten, immer mehr verlor. Ein Bischen Neid war auch dabei, denn der Wald war einer der schönsten, hatte seinem Vetter dem Kleber gehört, und

wenn es nun für ihn, den Verwandten, schon unangenehm war, daß ihn Hansmichel verkaufen mußte, so war doch der Umstand, daß Sepp ihn gekauft hatte, für den Barthle noch ärgerlicher. „Muß denn dieser Freimau — die Nase in Allem haben?“ rief er endlich aus. „Er ist immer so armenväterlich; hättest du nicht von ihm Geld entlehnen und den Wald ihm als Pfand verschreiben können? So leihen ja sogar die Juden aus.“

Des reichen Klebers Hansmichel mochte nicht sagen, daß er schon vor langer Zeit Geld aufgenommen, und daß er den Wald verkaufte, weil er die Zinsen nicht mehr aufzubringen im Stande war. Er fragte also dagegen: „Hättet ihr mir Geld gegeben, Barthle?“

Das Weberle merkte wol, daß die Luft immer heißer wurde. Ihm war nicht mehr recht wohl bei der Sache, und es suchte daher das nahende Wetter noch geschwind auf eine andere Seite zu treiben. „Der Sepp,“ sagte es, „kann jetzt den Wald schon brauchen. Der Adlerwirth will eine Säge bauen und soll darum schon mehr Mal bei ihm gewesen sein. Ich und Bärbel haben gesagt zu einander: die werden vermuthlich gemeine Sach machen.“

Barthle fuhr bei diesen Worten so heftig auf, daß das Weberle vor Schrecken den so eben gefüllten Löffel auf den Tisch fallen ließ, war dann aber gleich wieder ruhiger, und sagte: „Ja, ich glaub selbst, so etwas sei im Gang; Sepp ist grad der rechte Hummel, um auch noch als Holzhändler unser Land auszusaugen.“

„Die Holzhändler," meinte Hansmichel, „bringen aber doch viel Geld ins Land."

„Den Teufel bringen sie," rief Barthle heftig. Nach einer Pause fuhr er aber wehmüthig fort: „Am frömmsten, und am häuslichsten, und am reichsten ist man damals gewesen, als man noch kein oder nur wenig Geld gehabt hat. Die jetzig' Welt, die nicht mehr zu leben weiß ohne Kaffee und Tobak und derlei Modetand, kann das freilich nicht begreifen. Aus Allem muß jetzt Geld gemacht werden — aus gar Allem! Unsere Väter haben uns Kirchen gebaut, Pfründen gestiftet, Weg' und Steg' gemacht und Alles ordentlich hergerichtet, die Menschen von heut' sollten sich schämen vor ihnen und vor der Nachwelt, an die sie aber gar nicht mehr denken in ihrer Geld- und Genußsucht. Wenn es noch einige Jahre so stark geht mit dem Holzhandel, so kann man unser Ländchen nicht mehr Bregenzerwald, sondern nur noch Bregenzerloch heißen — das kann man! Doch wir wollen beten, den Narren kann man doch nichts sagen, Alles ist umsonst."

Nach dem Tischgebet schickte Barthle die Heuer rechts, die Heuerinnen links, um das gemähte Gras zu „wenden". Er selbst wollte dem Platz vor dem Hause, der sogenannten Hofstatt abwarten, denn es war seine Gewohnheit allein irgendwo zu arbeiten, mit den Andern ging er nur wenn es durchaus nicht anders zu machen war. Auch seine Heuer und Heuerinnen vertheilte er immer so viel er konnte; denn er meinte: „Je größer der Haufe sei, desto größer werde das Geschwätz, wo

man aber viel rede, da werde wenig gethan." Das fröhliche Reden und Lachen bei der Arbeit war ihm zuwider; wer es gar gewagt hätte, wie viele andere Heuleute, zu jauchzen und zu singen, der hätte beim Barthle bald Feierabend bekommen. Er mochte daher keine jungen Heuer und Heuerinnen, „denen gebe das ledige G'schäft (gegenseitige Neckereien) viel zu viel Arbeit," sagte er, und hatte daher schon mehrere Jahre den Hansmichel und das Weberle als Heuer angestellt, zwei Männer, die allerdings mit dem „ledigen G'schäft" nichts mehr zu thun hatten, aber deswegen doch nicht meinten, daß den ganzen Tag ohne Aufhören gearbeitet werden müsse.

Dem Hansmichel konnte man es auf den ersten Blick ansehen, daß ihm die Arbeit gar nicht in die Hände passe. Natürlich: des reichen Klebers Hansmichel hatte nicht viel gelernt. In den Jahren, als die Lederhosen noch nicht so an ihm herumlotterten, war er immer mit zwei Stieren im Dorf herumgefahren, daß man meinte „Wunder was", und ihm Jedermann, am meisten aber seine Brüder, die guten Händel mißgönnten, weil alle strengeren Arbeiten ihnen aufgebürdet wurden. Später waren die Brüder, die etwas gelernt hatten, dann aber doch viel besser daran als Hansmichel, der zwar den Stolz des Vaters ganz, von seinem Vermögen aber nur den fünften Theil erbte. Wie viele reiche Bauern, hatte der alte Kleber seinen Buben nie mehr als einige Batzen in die Hände gelassen; was sie brauchten war immer da, sie lernten daher nicht sparen und nicht

rechnen. Es währte nicht lang, bis Hansmichel, der auch nicht arbeiten gelernt hatte, den größten Theil von seinem und dem Vermögen seines Weibes verbraucht hatte, und zu den sogenannten Hausarmen gehörte. Weil seine Verwandten ihm und den Seinigen wenigstens das Häuschen und den Wald erhalten, auch ihn in der „eigenen Gemeinde" nicht betteln lassen wollten, verschafften sie ihm immer das Nöthigste, und Barthle, der, wie bereits erwähnt, auch zu seiner Freundschaft gehörte, hatte ihn, der sonst sicher nirgends Verdienst gefunden hätte, als Heuer angestellt.

Auch das Weberle war nicht einzig wegen dem beim Barthle, was es als Heuer zu leisten im Stande war. Aber es war ein pfiffiges Männchen, das sich überall und besonders beim Barthle sehr beliebt zu machen gewußt hatte. Als das Kind armer Leute war es überall herumgeschoben worden, hatte bald die Launen eines Jeden kennen und ertragen gelernt. Mit seiner Bärbel, die wol jedem Andern zu „gesalzen" gewesen wäre, lebte es im schönsten Frieden, denn es hielt sie für ein Muster der Klugheit, und hatte nie etwas dagegen einzuwenden, daß sie Alles regierte. Es selbst hatte seine größte Freude am Lesen und daran, den Bauern aus den gelesenen Büchern und den Zeitungen, die es vom Pfarrer holte, zu erzählen. Daß es sich auf seine Gelehrsamkeit viel einbildete, war ganz natürlich, denn noch sein Lebtag hatte ihm Niemand im Ernst widersprochen als Sepp, und um den kümmerte es sich gerade nicht viel, da es wußte, wie unbeliebt er war. Von Allem wußte das

Weberle zu berichten, von Geistlichem und Weltlichem. Was es las, erzählte es, und was es erzählte, war gewöhnlich aus entlehnten alten und neuen Büchern Gelesenes. Den Bauern gefiel am besten, „daß es nicht, wie Andere, aus erlogenen Büchern das Lügen gelernt habe." Und das war auch richtig: von dem, was es erlebte, sah und hörte, that seine Einbildungskraft nie etwas hinweg und nie kam etwas dazu, außer vielleicht hie und da, wenn es von seiner Bärbel erzählte. Dem Barthle, bei dem es manchen Tag im Jahr arbeitete, hatte es schon viele vergnügte Stunden gemacht, und war ihm so lieb, als ihm ein Taglöhner nur werden konnte.

Langsam schritten die beiden Männer dem Heuplatze zu, und Hansmichel, der unter dem langen Tischgebet die Vorwürfe des Barthle noch nicht vergessen hatte, machte jetzt seinem gepreßten Herzen Luft: „Von so einem möge er schon gar nichts hören, der habe noch nie erfahren, wie es in einem Hause sei, wo Schmalhans den Küchenzettel mache. Gar nichts habe der erfahren! Wenn er sein Vermögen auch mit einem hätte theilen müssen, so wäre er jetzt ein armer Teufel. Von dem, was er eigentlich können und verstanden hab', sei der nicht fett geworden, und mit dem, was er verdient, hätt' sich keine hungrige Kirchenmaus erhalten können. Den gehe es nichts an, was Andere machen, er solle nur zufrieden sein, daß er es so gut habe und nichts zu verkaufen brauche." So maulte der Hansmichel, bis sie auf dem Heuplatz angekommen waren. Unter dem Wen-

den sagte das Weberle: „Ja Noth leiden ist hart. Ich weiß es auch noch vom Vater her, wie das ein Elend ist, wenn man nichts daheim hat als hungrige Leute, und nichts im Sack als Löcher. Aber wer es daheim dann sonst in der Ordnung hat, kann immer noch zufrieden sein. Ich und Bärbel haben jetzt auch nichts Uebrigs, aber mit dem Barthle thäten wir doch nicht tauschen. An meinen Buben werden wir dann etwa mehr Freuden erleben, als er an seinem. Besonders mein Jüngster ist ein absonderlich Gescheider, der wird g'rad wie ich. Er hätt' mir freilich studiren müssen, wenn ich das Geld dazu gehabt hätt', aber nun, in Gott's Namen! Ein guter Kopf kommt am End' überall leicht durch . ."

„Meine Mutter," entgegnete Hansmichel, „hat manches Vaterunser gebetet, daß doch keines ihrer Kinder einen guten Kopf überkomme. Sie hat gemeint: solche Köpfe seien ein Unglück für jede Haushaltung, sie taugten kurzum gar nichts. Seit der Klausmelker da fortgelaufen, ist mir diese Rede schon viel und vielmal in den Sinn gekommen."

„Mit dem ist es etwas Anderes; der ist zuerst durch Sepp verderbt worden," sagte das Weberle.

„Ei Weberle, erzähl mir einmal, wie es gewesen sei! Du bist viel beim Barthle um und an, du mußt den ganzen Hergang wissen. Das Heu da kann trocken werden ohne uns, Mittag ist's noch lang nicht — dort wär' prächtiger Schatten unter dem Aepfelbaum — komm!"

Das war nun einmal eine Aufforderung, gegen die

das Weberle nichts einzuwenden hatte. Im Schatten sitzen und erzählen, das war sein Gaudium, auch wenn es nur einen Hansmichel zum Zuhörer hatte. Eigentlich erzählte es doch am liebsten Selbsterlebtes oder Gesehenes. Da zog während dem Erzählen ein Stück Leben an ihm vorüber; es begriff da Alles, hatte darüber mehr oder minder nachgedacht und konnte daher nicht so leicht mit Fragen in Verlegenheit gebracht werden. Wenn es dagegen erzählte, was es gelesen oder von „glaubwürdigen Männern" gehört habe, so war es ganz anders. Es begriff nicht Alles, erzählte daher auch nicht so deutlich und wußte auf manche Frage keine andere Antwort, als „daß ein Dummkopf in einer Minute mehr fragen, denn ein kluger Mann in einem ganzen Tag beantworten könne."

Nachdem sich die beiden Heuer in den prächtigen Schatten gesetzt und die Pfeifen angezündet hatten, fing das Weberle an: „Klausmelker gehörte im Ganzen zu denjenigen, die am liebsten viel verdienen und viel brauchen möchten."

„Und das," fiel Hansmichel ein, „sind die Schlechtesten. In der Jugend arbeiten sie sich zu Krüppeln, gewöhnen sich an's Wohlleben, und im Alter haben sie nichts und sind nichts. Das hab' ich schon vielmal sagen hören. Ich weiß auch noch ganz gut, wie unser Vater den Kleinen damals schlug, als er sich für eine ganze Woche wie ein armer Teufel auf den Taglohn verdingte, nur um Geld zur Kirchweih zu überkommen."

„Barthle," fuhr das Weberle fort, „hat auch ge-

dacht wie du da sagtest; zwar schlug er den Buben nicht oft, aber dafür dann tüchtig, wenn er einmal recht erwildete; Klausmelker überkam daher einen mächtigen Respekt und that verstohlen vor dem Alten, was er nur immer konnte. Auch Mariann fürchtete den Vater und wär' durch ein Feuer gesprungen, wenn er etwas sagte. Die Magd, welche nach dem Tode der Mutter in's Haus gekommen war, richtete den beiden Kindern manchesmal Schläge an und davon kam es, daß sie so ungern zu Hause waren. Man sollte doch nicht zu streng sein beim Erziehen, damit die Kinder nicht scheu würden. Ich habe schon schauderhafte Geschichten gelesen von bösen Stiefmüttern und Vätern, wie der Adlerwirth einer ist. Sein Stiefkind das Rösle war auch nie daheim und trieb sich mit denen des Barthle im Dorf herum, bis es daheim bleiben mußte, um seine jüngern Stiefgeschwister zu bewachen und der Mutter bei der Arbeit zu helfen. Barthles Kinder aber behielt Niemand daheim. Dem Vater, der noch dem Tode des Weibes nachsann, war ihr Frohsinn, ihre Heiterkeit zuwider und die Magd konnte sie gar nicht leiden. Nun werden sie dann hie und da auch zum Sepp gekommen sein und da ist es dann kein Wunder, daß sie immer wieder hingingen, wo sie ein eigenes Zimmer, Bilderbücher und was sonst Kinder freut, mit Franzen gemein haben konnten. Du kennst den Sepp! Wie über Alles, so hat er auch über die Erziehung des Menschen ganz eigene Ansichten. Ich fürchte fast, er glaube nicht einmal an die Erbsünde. Ich hab' ihn wenigstens mehr als einmal sagen gehört: „der Mensch sei

von Natur aus gut und werde nur durch die Welt verdorben." Man kann wahrhaftig fast nicht begreifen, warum Gott Kinder zu so einem Mann in's Haus läßt. In früheren Zeiten hätte Gott solche Männer furchtbar gestraft. Ich habe im „Prugger" mehr als ein Beispiel gelesen. Dem Sepp aber geht's immer gut und er meint jetzt, er wisse das Rechte und nicht wir. Weil er nun das schon damals fest im Kopf hatte, so wollte er seinen Buben und unglücklicher Weise auch Barthles Kinder ihm ähnlich machen. In seinem Hause ließ er sie thun was sie wollten, sogar spielen mit Karten. Er hatte es eben wie der Teufel, der auch keine größere Freude kennt, als Andere unglücklich und ihm selbst ähnlich zu machen."

„Warum behielt denn aber Barthle seine Kinder nicht lieber daheim?"

„Ich hab's schon gesagt: weil sie, besonders der Bub, zu lebhaft waren. Barthle hat es freilich nicht ganz recht gemacht, aber du glaubst gar nicht, wie der Klausmelker eine Unruhe gewesen ist, gerade als ob er Quecksilber im Leib habe. Auf Alles kletterte er, Alles hatte er in den Händen und immer mußte man ihm etwas wehren, so daß es dem Barthle eigentlich nicht zu verargen ist, wenn er ihn gern täglich eine Zeit lang fortließ."

„Da muß es dann aber zugegangen sein beim Sepp, wenn drei solche Wildfänge bei einander gewesen sind!"

„Ja man sollte das wähnen, aber ich kann dir sagen, es war stiller als in der Schule. Da sind Bücher gewesen und Tage lang haben die drei gelesen

und gelernt, mitten im Sommer sogar. Da hat Klausmelker eine Freude gehabt und von der Welt draußen gelesen und weiß Gott von was allem. Da ist der Teufel in ihn gefahren. Mir ist es nur wunderlich vorgekommen, daß die beiden Geschwister im gleichen Hause so Ungleiches gelernt haben. Mariann wurde immer stiller und ernster. Stunden lang konnte sie ruhig sitzen, eine Blume, einen Berg, den sie doch schon hundertmal gesehen hatte, betrachten, oder gar nichts thun als sinnen; Klausmelker aber war wie das Geld überall und nirgends. Nur wenn er irgendwo an einem Spieltisch saß, konnte er ruhig sein. Du wirst wol selbst noch wissen, daß der zwölfjährige Junge schon von Herzen gern mit jedem spielte, welcher Lust und Zeit dazu hatte?"

„Das weiß ich noch ganz gut, man sagte überall davon. Aber das Geld dazu? Er wird's wol dem Alten gestohlen haben?"

„Dem Barthle stiehlt man nicht so leicht, der hat's hinter sieben Schlössern. Der Spitzbub ist in der Kirche Ministrant worden, nicht aus Frömmigkeit, sondern eben weil er bei jeder Messe einen halben Kreuzer hat verdienen können. Das ging nun freilich langsam, aber der Kerle wollte durchaus Geld haben, und in einem Jahr hatte er doch schon einige Gulden beisammen."

„Barthle muß es aber doch gemerkt haben; that er denn nichts dagegen?"

„Wol freilich! er schlug ihn braun und blau, er betete für ihn, und sonst meinte er, könne man nichts thun als dafür sorgen, daß er daheim kein Geld in die

Hände bekomme. Ich an Barthles Platz hätte es anders gemacht und ich wär' gewiß weiter gekommen."

„Was hättest du gethan?"

„Ich hätt' ihm ein paar Thaler gegeben und dann zugesehen. Er war im Ganzen gar kein so übler Junge, nur lebhaft und unruhig. Geld wollte er haben, denn er brauchte vielerlei, und da ihm der Vater keins gab, fing er Manches an, das er sonst nicht gethan hätte. Ich hab's nie recht erkopfen können, was er eigentlich für ein Heiliger sei. Vielmal hat er für einige Kreuzer sein Leben gewagt mit Springen und Klettern. Dennoch war er kein Geizhals und konnte das leicht einem armen Kind schenken, was er so mit Lebensgefahr verdiente."

„Ein wunderlicher Heiliger!"

„Ja wunderlich. Und so gern hätt' er gearbeitet, doch der Vater hat ihm nichts Rechtes überlassen. Da ist Mariann schon besser dran gewesen. Barthle hat die jungen Mägde gar nicht leiden können, drum hat er froh sein müssen, daß sie Alles so schnell und so geschickt in die Hände nahm. Klausmelker hätte gern studirt, aber Barthle hat den einzigen Buben natürlich nicht fortgelassen. Da ist dann ein eigensinniger Teufel in den Buben gefahren; er hat allerlei angestellt, daß sogar Sepp ihn ernstlich tadelte."

„Aber," drängte Hansmichel, dem das Weberle gar zu ausführlich erzählte, „wie hat er denn mit Ziegenfellen handeln können, wenn er vom Alten kein Geld bekam?"

„Zuerst haben wir ihm ausgeholfen. Die Bärbel

hat sich nicht wenig darauf eingebildet, ja in ihrer Unschuld es sogar weiter erzählt. Ich bin fast krank geworden vor Schreck, als der Barthle mich einmal fragt: Ists wahr, daß du meinem Buben Geld leihst zum Handeln und ihm verstohlen seine Waare bei dir aufhängen läßt?" — „Ja." „Und warum hast du mir nichts gesagt?" — Jetzt Hansmichel, jetzt galt es meinen Dienst und meine Ehre! Ich sagte: „Man könnt' oft viel sagen, wenn man dürfte." „Was weißt du noch mehr?" „Daß dein Bub den Schleichhändlern ihre Waaren verkauft." Mich reute gleich das gesagt zu haben, denn Barthle wurde zuerst bereits (beinahe) rasend. Doch es lief dann gut ab. Barthle nahm den Jungen ins Verhör und da der alles ordentlich gestand, schien der Vater alles zu vergeben. Ob's ihm Ernst war, weiß ich nicht, denn Barthle kann sich grausam Gewalt anthun, wenn er das für seine Pflicht hält. Er sagte zum Buben: „Warum thust du denn alles verstohlen vor mir? Was recht ist, was sich schickt für unsererlei Leute, das hat man dir noch nie gewehrt, überdieß wärst du auch zum Folgen lang noch nicht zu alt — verstanden! Den Schleichhandel gibst du mir auf, sonst aber will ich's nun einmal mit Güte versuchen." So endend ging er fort, kam dann mit dem Hausgeldbeutel wieder in die Stube, zählte zehn Kronthaler auf den Tisch und sprach: „Da nimm und mach' damit so gut als möglich, daß du mir dann ordentlich alles wieder zurückgeben kannst." Ich hab' gedacht: Es sei denn doch ein guter Barthle, wenn er einmal seine schwache Stund' habe. Was

Klausmelker dachte, weiß ich nicht, aber gesehen hab' ich, daß ihm Wasser in die Augen kam, als er das Geld einsteckte.

Gehandelt hat er nun wie besessen und fröhlicher hab' ich ihn sein Lebtag nie gesehen. Es ist ihm aber nicht gut gegangen, dem armen Tropfen. Die Felle kamen plötzlich in Abschlag, so daß er solche, die er um einen Gulden gekauft hatte, jetzt um sechs Batzen wieder hergeben mußte. Wenn er nur auch da dem Vater alles gesagt hätte! Doch zu dem fehlte Klausmelkern, der den Barthle zu gut zu kennen meinte, der Muth. Barthle ist es denn aber doch inne worden, bevor der Junge so viel zusammenbrachte, um ihn zu bezahlen. Im selben Frühling hat er nämlich einmal Händel bekommen mit Klausen dem Zimmermann wegen einer Kleinigkeit; du weißt, daß man damals auf Gemeindekosten das Feld ausmausen ließ. Da drunten am Sägebach neben Barthles großem Platz hat auch der Klaus ein kleines Stück Gut, welches du wol kennen wirst. Nun an einem schönen Morgen kommt der Mauser an den Sägebach, hat nur noch eine einzige Mausfalle bei sich und stellt die herzhaft auf Klausens kleines Gut."

„Der Dummkopf!"

„Barthle sieht's, geht hin und wirft die Falle weg. Klaus war nahe dabei gewesen und kommt nun und fragt: Warum ist dir dort die Falle nicht am rechten Ort? „Sie gehöre auf sein Gut, denn er müsse dem Mauser mehr zahlen als Klaus," hat Barthle gesagt,

und da ist denn der Streit angegangen. Nun weißt du den kleinen Handel der großen Händel. Du weißt aber wol, wie der Barthle gegen solche Leut ist. Wenn ihn Einer einmal recht erzürnt, so fängt er gleich über seine ganze Verwandtschaft zu schimpfen an, als ob kein guter Faden an ihr wäre. Zum Klaus hat er unter anderem gesagt: Wenn er ein unverschämter, ehrvergessener Taugenichts sei, so dürfe man sich nicht wundern, und über sein böses Maul auch nicht, denn aus so einer Freundschaft heraus könne nicht wol etwas anderes kommen, wenn Gott kein Wunder wirke. Wunder aber thue Gott keine wegen so einem lumpigen Bettler."

Dem Hansmichel gefiel diese Rede ungemein wohl und er meinte: da werde dann Klaus wol still geworden sein.

„Klaus wird nicht so schnell still; der hat ein Maul, es sticht und haut. — „Wenn er auch ein Lump sei," sagte er, „und aus einer Bettlerfamilie obendrein, in seinem Hause habe er doch keine so verfluchte Ordnung, wie beim Barthle eine sei. Der Klausmelker, müsse er wissen, sei der heimtückischeste Spitzbub, ein Spieler, ein Schwärzer und alles was zu einem Lumpen gehöre. Er solle daher seine Besen nur wieder mitnehmen und vor der eigenen Thür sauber machen. Drauf ist Barthle still geworden und heimgegangen, als ob man ihn an den Kopf geschlagen hätt'. Er hatte da zwar nichts Neues vernommen, aber „sich so etwas von einem sagen lassen," murmelte er, als er bei mir vorbeiging, „und dabei

stehen müssen wie stumm — nein, nein, das ist zu viel!“ Unter dem Mittagessen fragt' er Klausmelkern: Wo er das Geld habe. „Da,“ sagte der und legte einige Gulden auf den Tisch. „Und das andere?“ Ganz leise sagte der Spitzbub': der Tiroler, dem er verkauft, hab' ihm noch nicht alles gezahlt. Da kommt zum Unglück Nachmittags, als der Junge nicht auf dem Handel, wie der Alte meint, sondern auf dem Taglohn ist, der Tiroler und will wieder Felle. „Er soll nur zuerst die alten zahlen,“ sagt Barthle. Nun aber schwört der Mann bei Jesus, Maria und Josef und allen Engeln und Heiligen, er habe alles bei Kreuzer und Heller bezahlt; der Adlerwirth und alle im Haus können es bezeugen. — Hansmichel! das war ein langer Nachmittag für unser Einen und ein warmer auch. Ich lese gern Geschichten, in denen es recht unter und über hergeht; aber zum erleben ist so etwas kein Spaß. — Mit einem Prügel in der Hand erwartete Barthle hinter der Hausthür Klausmelkers Heimkehr. Mariann war nirgends zu sehen. Ich sollte Holz spalten, aber ich konnte keinen rechten Streich mit der Axt thun und es war mir immer, als ob ich im Keller drinnen Jemand weinen höre. Endlich oder eigentlich schon kommt Klausmelker. Wie der Hund im Kalender auf den Mörder seines Herrn, fährt Barthle auf ihn heraus. Was er dabei sagte, weiß ich nicht, es war mehr gebrüllt als geredet. Doch er war zu rasch gewesen; der Junge kam ungeschlagen davon, denn er hatte flinkere Beine als der Alte. Aber noch jetzt läuft mir das Grausen den Rücken hinauf, wenn ich daran

denke, wie der Vater dem Sohn den Prügel nachwarf und schrie: „Du verdammter Lümmel du! lauf dir die Füße ab bis an's Knie herauf und so weit der Himmel blau ist, aber komm nie mehr unter mein Dach, du Lügner! nie, nie mehr!" — Unter dem Nachtessen war es so still ob eine Leiche im Hause liege und die Todtenuhren hörte man gehen in den Wänden und die Fenster klappern und rasseln im Abendwind und Mariannen weinen im Keller und überall tönte es nur: „Nie, nie mehr!" Das war ein Abend! Aber Hansmichel, mich friert, wir wollen wieder an's Heuen!"

„Erzähl' nur noch aus!" sagte dieser „wenn's dir hier am Schatten zu kühl wird, so ist dort Sonnenschein."

„Ich kann's ja beim Heuen auch erzählen," meinte das Weberle. Es stand auf, wischte sich verstohlen mit dem Hemdärmel die Augen und fing wieder zu wenden an.

Als auch Hansmichel nachgekommen war, fuhr es in seiner Erzählung fort: „Als ich heim kam, war Klausmelker in der Stube und sagte: Er wolle seine Geige holen. Er war ein ungemeiner Liebhaber der Musik und spielte so viel ich kenne nicht schlecht, fast besser als sein Lehrmeister der Klaus. Die Geige hatte er um etliche Batzen gekauft und sie immer bei mir gehabt, da er sie daheim nicht sehen lassen durfte. Ich sagte zu ihm: Er soll' heut das Geigen eine gute Sache sein lassen und bei mir über Nacht bleiben; aber er wollte die Geige, wollte hinaus; er werde schon unterkommen,

sagte er, er möchte noch einmal im Hause seiner Mutter schlafen und wenn es auch nur in der Streue wäre. So ging er mit der Geige hinaus und bald hörte ich ihn vor dem Hause aufspielen, aber Hansmichel! so traurig, so wie in der Kirche beim Seelenamt, und doch wieder nicht so. Es war gerade, als ob er die ganze Geschichte, das ganze Elend dieses Tages aufspielen thät. Bisher hatte ich am ganzen Leib gezittert, wie ein nasses Kind, aber als ich so dem Geigen zuhörte, wurde mir merkwürdig warm und bis er aufhörte so heiß, daß ich sicher gleich zum Barthle gegangen wär', um ihm einmal die Meinung zu sagen, wenn Bärbel es mir nicht ausgeredet hätte. Sie hat eigentlich recht gehabt, es würde wol nichts genützt haben."

„Du wirst sehen, Barthle läßt dem närrischen Lümmel keinen Kreuzer zukommen," bemerkte Hansmichel.

Das Weberle meinte: „Er säh es doch gern, wenn er wieder käm'. Ich hab' ihm Klausmelkers Kleider abkaufen wollen für meine Buben; aber er hat gesagt, wenn er wieder heim komme, müsse er auch Kleider haben. Das ist das einzige Mal gewesen, daß er von seinem Buben geredet hat."

„Aber hat er die Kleider nicht mit?"

„Nur mit einem kleinen Bündel hab' ich ihn am Morgen nach jenem Abend aus dem Kammerfenster herausklettern gesehen, als der Alte im Stall war. Wo aus? habe ich ihn gefragt. „Lustenau zu," hat er geantwortet, wie immer, wenn er nicht gern sagte, wohin er gehe."

„Und seitdem hat man nie etwas gehört?“

„Er hat einmal geschrieben.“

„Ei was? wo ist er? was thut er?“

„Man sollt' eigentlich nichts davon sagen.“

„A bah! mir darfst du's schon sagen, ich meine nicht, daß alles geplaudert sein müsse. So hab' ich zum Beispiel noch keinem Menschen gesagt, wie schlecht der Adlerwirth stehe und daß er bald alles verkaufen müsse.“

„Aber ich weiß es jetzt doch, hä hä hä!“ lachte das Weberle. „Nun,“ fuhr es dann fort, „im Grund ist nicht viel dahinter und über alles schon lange Gras gewachsen. Ja: An einem Morgen — Sonntag ist es gewesen — bin ich in Barthles Haus kommen. Da sitzt Mariann am Fenster, hat ein geschriebenes Blatt Papier vor sich und wischt die Augen. Was hat jetzt die da? dachte ich, und als Mariann hinaus ging, nahm ich's und las, und es ist vom Klausmelker ein Brief gewesen. Er schrieb nichts Gutes. Nur 18 Kreuzer — der Lohn vom vorigen Tag — hab' er bei ihm gehabt, daher bald seine Geige verkaufen müssen, wenn schon daraus nicht viel zu lösen gewesen sei. Er habe dann einen Dienst gesucht in Dornbirn und Feldkirch und dazu gebettelt. Es sei ihm schlecht gegangen, bis er sich entschlossen und einen Bauern gefragt habe: Wo man sich melden müsse, wenn man Grenzjäger werden wolle. Der Bauer hab' ihm das aber ausgeredet und gesagt, wenn er nichts Besseres wisse, so solle er zu ihm kommen bis am Herbst. Bei dem sei er nun und der

Vater wisse jetzt seine ganze Geschichte, wenn er sich allenfalls noch ein wenig um ihn kümmere. Hinten dran stand: „Lasset mir den Franz grüßen und ihm sagen: er soll meiner im Unglück nicht vergessen und nicht mehr spielen. Geschrieben in Lustenau am 16. Juni. Das war im vorigen Sommer und seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört.“

„Ja, da hat er es nun, wär' er daheim geblieben!“ sagte Hansmichel trocken.

„Wär' nichts gewesen, zwei harte Steine mahlen nicht,“ meinte das Weberle.

Jetzt läutete es Mittag. Die beiden Heuer beteten laut und langsam den englischen Gruß und gingen dann mit mächtigen Schritten, die Heugabeln hoch aufrichtend, dem Hause Barthles zu, wo die Andern bereits auf sie warteten.

Siebentes Kapitel.

Wie Sepp den Franz besucht und was er dabei erfährt.

Die ganze Woche war das Wetter gewesen, wie es die Heuer nur wünschen konnten. Ein schöner Tag folgte dem andern, die Sonne schien alles wieder einbringen zu wollen, was sie die letzten Wochen versäumt hatte, kein nahendes Gewitter brachte die Leute in Angst und Schrecken, kein Wölklein ließ sich sehen; aber laufen und springen mußte man doch die ganze Woche, beinahe als ob immer ein Donnerwetter das dürre Heu wieder zu durchnässen gedroht hätte. Am Samstag machte Alles spät Feierabend und nur Wenige kamen am Sonntag Morgens zur Frühmesse. Einer aber war da, den so früh gewiß Niemand in der Kirche gesucht hätte, nämlich der Sepp. Alle Anwesenden bemerkten ihn und alle verwunderten sich darüber, bis sie ihn in etwa einer halben Stunde mit Hut und Stock zum Dorf hinausschreiten sahen, und sich nun leicht einbilden konnten, daß er zu seinem Franz auf die Alp gehe. Wenn ein anderer

Mann an einem Sonntag in die Frühmesse und dann zu seinem Buben auf eine Alp wäre, so würde das wol keinem Menschen als etwas Auffälliges, Unrechtes vorgekommen sein; aber was Sepp that, war unrecht, und wenn aus einer seiner Handlungen nichts Böses herauszufinden war, wurde etwas hineingedacht. „Der Mann wird immer noch schlechter!“ hieß es fast überall, wo man ihn fortgehen sah. „Es ist doch ein wahres Elend mit diesem Freimaurer! In den Nachmittagsgottesdienst geht er schon lange nie mehr und nun fängt er auch noch an in seinen alten Tagen Predigt und Amt zu versäumen. Was wol der Pfarrer dazu sagen wird? Der wird wieder thun! Aber eigentlich ist er närrisch, daß er sich immer noch mit diesem harten Klotz abgeben mag, an dem doch Tauf und Krisam verloren ist.“

Sepp kümmerte sich nicht viel um die Reden der ihm Nachsehenden. Ihn beschäftigten ganz andere Gedanken, während er auf seinem Wege langsam dem neugekauften Walde zuschritt. Er war keine poetische Natur, jubelte nicht auf mit der neuerwachenden Schöpfung, wenn die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg; aber es war ihm doch wohl bei seinem Morgengange, wenn er schon mehr die schönen Tannen beachtete, als die Vögel, die, auf den Aesten derselben sich wiegend, ihr Morgenlied sangen. Es ist so einem Sepp eigentlich auch nicht zu verargen, wenn er, die Gold- und Silberstücke berechnend, welche er für die nun ihm gehörenden Riesentannen zu erhalten hoffte, kein Auge mehr hatte für das goldige Leuchten der von der Morgensonne be-

strahlten Berge und die wie Silber funkelnden Thautropfen, die an den Gräsern hingen. Sepp rechnete viel und gern, aber er war doch kein Geizhals und noch viel minder ein Neidhammel, der alles für sich will, nie an Andere denkt; er bedauerte den Hansmichel und noch mehr dessen Kinder, die an ihrer Armut gar nicht schuld waren. „Doch," dachte er dann wieder, „ihr Unglück ist eigentlich nicht so groß, als es zuerst scheint. Wäre Hansmichel als armer Leute Kind auf die Welt gekommen, so wäre er sicher ein besserer Mensch geworden. Seine Kinder sind am Ende gar nicht so übel dran. Arbeit findet man in der Welt draußen genug, wenn man will; sogar hier herum gibt's jetzt für starke Hände oft etwas zu thun, und das hat man größtentheils dem Holzhandel zu verdanken." Wenn Sepp einmal auf den Holzhandel kam, dann saß er fest und hatte zu sinnen genug. Da konnte er zuerst zusammenrechnen, um wieviel Tausende das Land durch denselben bereichert werde; hernach ärgerte er sich eine Zeit lang über die Dummköpfe, die ihren und des Landes Vortheil nicht einsehen, und aus Liebe zum Gewohnten sogar ihre Wälder völlig unbenützt lassen wollten, weil auch die Väter es so gemacht hätten; zuletzt aber tröstete er sich damit, daß am Ende auch hier, wie bei allem auf der Welt, die Aussicht auf Gewinn den Sieg davontragen werde.

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich Sepp, bis er etwa 3 Stunden später, müde und von Schweiß triefend, auf der Höhe des Berges ankam, über dessen Rücken die Alp wie ein Sattel zu beiden Seiten hinunterhing.

Am Fuße des Felsens, welcher gegen Mittag den Kopf in die Höhe streckte, waren noch die letzten Spuren des Winters, einige Lauinen zu sehen, während in der Alp der Frühling, welcher sich schon längst aus dem Thal geflüchtet hatte, seine schönsten Feste feierte. Die Alp, mit den vielen, blumengeschmückten, von Alprosen umkränzten Hügeln, auf die über Nacht ein Regenbogen gefallen zu sein schien, lag zwischen noch von Schnee bedeckten Tobeln*) und ernsten dunkeln Tannenwaldungen wie die Freuden der Weihnachtszeit zwischen den unfreundlichen, traurigen Tagen des Winters. Der Gesang der Vögel war oft begleitet vom Krachen zusammenstürzender Lauinen und dem Rauschen des Wassers, welches, durch die gestürzten eingesperrt, sich wieder einen Weg durchbrechen mußte.

Doch die Schönheiten der Alpenwelt sind schon oft und unübertrefflich geschildert worden, es wird daher hoffentlich genügen, zu sagen, daß sogar Sepp alle seine Rechnungen vergaß und laut ausrief: „Aber das ist schön, großartig, herrlich!“ Und das war sicher viel von dem Manne, der sonst immer nur das Nützliche für schön hielt und an dem seine Freude hatte. Als er aber das Schellengeläute seiner Kühe hörte, da hatte er keine Ruhe mehr; so schnell er konnte, eilte er dem Hirten und der Herde entgegen. Franz mußte ihn gesehen haben, plötzlich laut aufjauchzend sprang er von einer Anhöhe herunter und stand einige Augenblicke später

*) tief eingeschnittene, schluchtenartige Thäler.

neben Sepp, der dem Daherstürzenden staunend zugesehen hatte. „Nun, grüß Gott, Küher,“ redete er ihn an und schüttelte ihm mit Heftigkeit die Hand, „du hast dich schon bedeutend verändert in den drei oder vier Wochen. Früher hat mich Mari oft ausgelacht, wegen meiner schwarzen Haut, und ich habe dann gesagt: Schwarz sei allerdings nicht schön, aber doch dauerhafter als weiß. Jetzt würde die gute Mutter staunen, wenn sie sähe, wie es die Hitze der letzten Woche deiner schönen weißen Haut gemacht hat. Wenn das so fortgeht bis am Herbst, wirst du deinen Mädchenkopf ganz verlieren und nur noch an den blauen Augen wird man dich als den Sohn deiner Mutter erkennen.“

„Wenn ich nur sonst ihr ähnlich bin im Guten und Rechten!“ erwiderte Franz. „Aber wie geht es ihr? ist sie gesund und wohlauf?“

„Ja, alles in der Ordnung, nur wegen deiner hat sie bei dem schlechten Wetter grausam viel Kummer gehabt.“

Die beiden gingen nun zu den Kühen, die, fast bis an die Knie im Gras stehend, friedlich nebeneinander weideten. Sepp fragte beinahe jeder derselben besonders nach: Wie viel Milch sie gebe, und wie sie sich halte? Dann wollte er auch erzählen, wie ihm mit Heuen gehe, aber das hatte Franz von der Alp aus immer gesehen, er fragte daher sogleich, „was es denn sonst Neues gebe.“ So ein Alpknecht meint immer, die aus dem Dorfe Kommenden müssen Neuigkeiten bei sich haben alle Taschen

voll. Sepp aber wußte von nichts zu berichten, als von seinem Streit mit Barthle und von dem Plan des Adlerwirths, eine Säge zu bauen. „Heute," schloß er seine Mittheilung, „geht derselbe vermuthlich mit einem Bogen im Dorf herum, auf dem er sich Jeden unterschreiben läßt, daß eine zweite Sägmühle für die ganze Gemeinde — den, welcher die erste besitzt, natürlich ausgenommen — von großem Nutzen wäre."

„Es wird ihm sicher gut gehen, denn bei den Bauern geht nichts leichter, als das Unterschriftensammeln, wenn es nichts kostet. Jeder unterschreibt, wenn man ihn daheim anspricht, beinahe was man will, wie überhaupt der Einzelne nur selten herzhaft zu widersprechen wagt. Einer allein ist in der Regel immer so weich, so fügsam wie Erlenholz, die Menge aber starr wie ein Buchwald. Ein deutlicher Beweis dafür, daß der Mensch eigentlich ganz gut wäre, ein grundgemüthlicher Kerl, der nur durch die Menge und wegen dem großen Haufen zurückhält, vorwärts geht und thut und läßt, was er einzeln nie thun und lassen würde. Es wäre sicher ein Leichtes, den und jenen zu einem vernünftigen Menschen zu machen, wenn man ihn nur allein hätte; mit dem Haufen aber ist nichts anzufangen, da ist's, ob man Bohnen aufbeigen*) wollte."

„Vielleicht," entgegnete Franz, „hat's aber auch sein Gutes und ist unser und Anderer Glück, daß der Einzelne nicht alles zu Stande bringt wie er möchte.

*) zu Haufen aufsetzen wie Scheite.

Der Senn begegnet meinen Weltverbesserungsplänen stets mit der bekannten Redensart: Jesus wählte darum zwölf Apostel, weil er als Gott wol wußte, daß ein Einziger nicht Alles ausrichten und verstehen kann."

„Viele Köpfe, viele Sinne!" meinte Sepp.

„Aber es gibt doch keine dümmeren Thiere als die Schafe, die dem überallhin nachlaufen, der eine Schelle trägt."

„Mit deiner Sprichwörter- und Altweiberweisheit laß ich dich nicht obenauf. In den meisten Fällen haben's die guten Bauern gerade wie die Schafe, die sie so dumm schelten. So hassen sie beispielsweise schon der Spur nach jeden, der nicht des Herrn Pfarrers Freund ist."

„Wißt Ihr, warum?"

„Allerdings: Weil der Pfarrer eben der Pfarrer ist und —"

„Der Hirt," fiel Franz ein, „der Hirt, dem sich die Gemeinde anvertraut. Es ist daher kein Wunder, wenn die öffentliche Meinung —"

„Laß mich um Gotteswillen gehen mit dem Unsinn!" rief Sepp. „Es gibt gar keine öffentliche Meinung. Was der Pfarrer, oder der Vorsteher, oder der Adlerwirth sagt, ist öffentliche Meinung, das heißt: es hallt in den gedankenleeren Schädeln nach, bis einer kommt der noch mehr Einfluß hat, noch ärger lärmt und etwas anderes sagt."

„Ich meine, so entstehe nur das Tagesgeschwätz.“

„Es ist das Nämliche.

„Nein Vater, bei weitem nicht.“

„Gut, gut! glaub' du was du kannst, ich glaube nur was ich muß, und um das was Hans oder Greth etwa sagen werden, bekümmere ich mich gar nicht. Darum kümmern sich nur erbärmliche Heuchler und Spitzbuben. Vernünftige Menschen leben, glauben und hassen für sich selbst, denn sie wissen, daß im Allgemeinen keiner ungerupft durchkommt. Dir hat der Senn den Kopf verdreht. Schäme dich! Ist's etwa besser, wenn man nach den Grundsätzen Anderer handelt als nach den eigenen? Sicher nicht. Das Allerärgste, Unzufriedenheit mit sich selbst, würde der Lohn dafür sein. Du kannst meinetwegen dem Sennen das sagen, wenn du ihm selbst gar nichts zu entgegnen weißt. Himmel, ich wollte dir den frommen Schwätzer, der mit seinen Sprüchen und Kraftschlägen Alles vor sich hertreibt, mit Vernunftgründen und Erfahrungssätzen kitzeln, daß er sich nicht mehr regen und nicht mehr bewegen könnte! Noch keiner ist wahrhaft, das heißt innerlich besser geworden, wenn er sich um die sogenannte öffentliche Meinung kümmerte. Aus dem Unfrieden mit sich selbst kann unmöglich etwas Gutes entstehen. Doch lassen wir das, du kannst selbst darüber nachdenken, wenn du das Denken noch nicht verlernt hast, was ich nicht hoffen will, wenn ich schon den Sennen als einen ungesunden Patron kennen gelernt hab'. Ich bring' dir noch etwas Neues mit von einem,

der bei deiner öffentlichen Meinung auch nicht im besten Ruf ist, den du aber doch noch nicht ganz vergessen haben wirst. Da ist ein Brief vom Klausmelker."

„Ei und was schreibt der?"

Indem Sepp Franzen den Brief übergab, sagte er: „Mach' ihn selbst auf. Mir hat er nur auf den Umschlag geschrieben, ich sollte dir den Brief uneröffnet geben und keinem Menschen sonst etwas davon sagen."

„Ein großmächtiger Brief das," bemerkte Franz, indem er ihn hastig aufriß.

Die Beiden setzten sich auf ein Hügelchen und Franz las:

Hopfenbach, den 16. Juni 1859.

Geliebtester Freund!

Du bist mir immer lieb gewesen. Auch fern von dir hab ich oft und oft an dich gedacht und gewünscht, daß auch du und Mariann mich nicht ganz vergessen thäten. Du hasts jetzt recht gut bei Vater und Mutter! Wenn auch meine Mutter noch leben thät, dann wärs schwerlich so weit gekommen mit mir. Nun, ich will niemand anklagen als mich. Ich hab mich nicht nach denjenigen gerichtet, mit denen ich hätte leben sollen. Man wird doch alle Jahre auch ein wenig klüger und die Erfahrung beschneidet dem Knabenmuth die Flügel. Wenn ich mein Leben noch einmal vom vierten Jahre an durchmachen könnte, nein Bruderherzerl, der Klausmelker würde nicht mehr Bauernknecht in Hopfenbach.

Mein Vater wird vielleicht von mir noch nichts hören wollen, drum schreib ich an dich. Die wenigen Kreuzer Botengeld für einen Brief von mir werden dich doch nicht reuen, wie ein verbregenzerwälderter Mensch du auch geworden sein magst.

Vor allem will ich dir erzählen, wie es mir gegangen ist seit meiner Abreise aus dem Vaterhause.

Geld hab ich keines gehabt, daß es des Nennens werth wäre, das Betteln ist schlecht gegangen, und als ich einen Mann antreffe, der schon oft Kühe von uns zum Wintern annahm, da frag ich ihn, wo man sich melden müsse, wenn man Grenzjäger werden wolle? Ich hatte wahrhaft so Etwas im Sinn. Der Mann aber hat mirs ausgeredet und es ist ihm gelungen, da er selbst mich anzustellen versprach. Der Spitzbube! Er meinte, mit dem Klausmelker könne man machen wie man wolle. Arbeiten mußte ich unermüdet, Hunger leiden dabei wie eine Kirchenmaus und der Lohn war kaum groß genug, mir das Schuhwerk zu erhalten.

Da sitzt er auf einem umgekehrten Melkkübel und beißt an den Fingernägeln herum, der stolze Schüler deines Vaters. Ergreift ihn Thatenlust, so kann er Stroh aufladen, und seinen Zorn kann er am harten Brot auslassen. Ja, du frommes Bregenzerwäldergemüth! die Welt ist groß und schön, aber man sollte auf etwas hinauf stehen können, um das Alles oder nur Etwas davon zu sehen. Doch was nützt es dir von den Erfahrungen zu erzählen, die einer machen muß, wenn er wie ich ohne Freunde, ohne Credit, ohne Geld, ja ohne einen

anständigen Rock, nur mit stolzen Plänen in der Welt draußen steht. Du kennst mich Starrkopf gut genug um zu wissen, daß ich den Muth nicht gleich sinken lasse. Du kannst dir denken, wie ich mich regte und rührte, nachdem ich dem Bauern fortlief, und du kannst dir meine Wege selbst vorstellen, wenn ich dir sage, wohin sie mich führten. Der Vater hat mich nichts lernen lassen, ich wollte dieß und jenes, konnte aber nichts thun als froh sein, da ich endlich in einer Fabrik Arbeit fand. Jetzt war ich so frei, wie ich's nur wünschen konnte. Ich war für mich allein da und Niemand kümmerte sich um mich als die, denen ich etwas schuldig wurde, und das waren wenige. Unser einem glaubt keiner, traut keiner; überall ist er fremd, und es wär schon zum Verrücktwerden, wenn man nicht zuweilen eine Lumperei*) hätte. Warum nicht? Du gutes Mädchenköpfchen! Es stößt einem dann und wann was auf, das nicht hinuntergewürgt werden kann wie trocknes Brot, so was muß man hinunterschwemmen, und wenn man darüber den Verstand verliert, so ist nichts hin, er kommt mehr als früh genug wieder.

Bei unsern Lumpereien sind Einige gewesen, die haben schwätzen können wie Briefträger, die haben uns denn vorgepredigt vom Kumismus, oder wie das Ding heißt. Dann und wann hat die Polizei Einen geholt und dann hats geheißen: Das seien sociale Zustände,

*) lustige Lüderlichkeit.

man sollte nach Amerika, wo es keine solchen Zustände gebe. Ich habs nicht recht begriffen mit diesen Zuständen und der Polizei, aber nach Amerika gehen hätt ich schon mögen. Schlechter wärs nicht geworden, und da hätt ich doch die Abwechslung profitirt. „Wenn ich das hätt, was mir der Vater vom mütterlichen Vermögen schuldig ist, dann könnt' ich die Spazierfahrt machen, aber der würde mir nichts geben wollen," sagte ich, und „er muß!" sagten die Andern und redeten und schwätzten, bis ich an einem schönen Morgen meine besten Kleider, auf die ich aber nicht sehr stolz war, anlegte und mich auf den Weg zum Barthle machte.

Zuerst wars mir, ob ich einen Rausch hätte, doch das verging lange bevor ich unser Dorf erreichte. Glaub mir, es steckt etwas gar Wunderliches in der Luft deiner Heimat, etwas, von dem Einem zuerst beinahe die Augen übergehen; doch der Tabakrauch trägt das bald wieder weg. Ich sah die alten Berge, hörte die bekannten lieben Alpenlieder und wurde wieder angeredet mit der Sprache der Meinigen. Früher habe ich oft erzählen hören, wie das Einem so wohl thue, ich aber habe davon nichts als das Gegentheil empfunden. Zuweilen hätt ich jedem Fröhlichen, der mir begegnete, Ohrfeigen geben mögen, dann wurde mir wieder fast weibisch zu Muthe; ich nahm mir vor daheim zu bleiben und ordentlich zu thun, wenn der Vater ordentlich mit mir rede. Sonst aber — tausend Element! — sonst wollte ich auch noch einmal recht mit ihm aufbegehren und ihm sagen, was er für Einer sei.

An einem Samstag Abends kam ich in unser Dorf. Ich war froh, daß ich meines handwerksburschenmäßigen Aussehens wegen nicht fürchten mußte, von Jemand erkannt zu werden. Ich hätte mich wahrhaftig vor allen Leuten geschämt, nur vor dem Barthle nicht. Vor den wollte ich hinstehen in meiner Erbärmlichkeit und zu ihm sagen: Da sieh, du frommer Mann, was du aus deinem einzigen Buben gemacht hast!

Doch zu dem kam es nicht. Da ich nicht heim wollte, bevor es dunkel war, ging ich zum Adlerwirth. Ich traf das Rösle vor der Thür mit Aufräumen beschäftigt. Wie doch das unterdessen so groß und schön und ernst worden ist! Es wird Einem ordentlich Angst, wenn man sich so anblicken lassen muß und ich sag dir: Ich armer, geldnöthiger Teufel hätte nicht hundert Gulden genommen dafür, wenn es mich erkannt hätte. Mir war spitzbubenangst und ich machte mich in die Stube, so schnell ich konnte. Da war kein Mensch, und draußen hörte ich das Rösle rufen: Vater, es ist einer drinnen, dem ich nichts Gutes traue, und zu dem ich doch nicht hinein mag. Der Wirth kam und brachte mir was ich verlangte. Die kleineren Kinder guckten scheu zum Fenster herein und riefen dann im Fortspringen einander zu: Er nimmt dich, er frißt dich! Manchesmal würde ich darüber gelacht haben, heut aber war mir ganz anders zu Muthe. Ich ging früh ins Bett und verschob das Heimgehen auf morgen, geschlafen aber hab ich nicht. Was wird Mariann denken, und der Vater und das Rösle? Wer bin ich eigentlich? Kann ich die Schuld

von allem auf Andere schieben? O, wie könnte ichs gut haben und glücklich sein, wenn ich nur klug gewesen wäre!

Doch ich mag nicht versuchen dir zu schreiben, was ich in jener Nacht gedacht habe, der Brief wird sonst schon lang und breit genug. Ich will kurz berichten, was aus dem Gedachten entstand.

Der Vater und die Schwester sollten mich so nicht sehen, drum ging ich noch bevor es hell war zum Dorfe hinaus, und lief den ganzen Tag wie ein Verfolgter. In die Fabrik aber wär ich nicht mehr gegangen, wenn ich auch nicht auf dem Wege in einem Wirthshaus als Stallknecht ein Unterkommen gefunden hätte. Das Spotten und Lachen mag hören, wer es lieber hört, als ich. Es reut mich, daß ich nicht länger an jenem Dienste blieb, denn hier in Hopfenbach hab ich nichts Besseres gefunden.

Ich bitte dich, von diesem Briefe keinem Menschen etwas zu sagen, dem Rösle und der Mariann schon gar nicht. Schreibe mir, wie es daheim steht und was für Gesichter man wol machen würde, wenn ich auf einmal käme. Wenn man mich nur hinein ließe. Eigenen Boden wollte ich mir so leicht schaffen als der Bauer im Himmel; der setzte sich auf seinen Hut, ich aber setzte mich auf die Eigenheiten des Vaters. Bruder, ich bin nicht mehr der Alte, ich will der nicht mehr sein. Ich habe dulden, tragen, mich fügen gelernt. Ich kann alles, wenn ich weiß warum. —

Drei Wochen hab ich jetzt zu schreiben gehabt, jeden Sonntag, das verdient doch eine Antwort. Schreibe aber entweder bald oder einstweilen gar nicht mehr, da ich doch bald einen andern Dienst suche oder in eine Fabrik gehe.

In der Hoffnung, daß du bald schreibest, verbleibe ich

dein Freund

Niklaus Melchior Kleber.

Dienstknecht bei N. N. in Hopfenbach.

„Das ist ein ernsthafter Brief," rief Sepp nach langer Pause.

Franz hatte noch einmal zu lesen angefangen, plötzlich fragte er:

„Und ihr meint nun, Klausmelker sei ein Heuchler?"

„Bisher nicht."

„Oder ein Dummkopf?"

„Ich glaube nicht. Aber warum jetzt diese Fragen?"

„Weil er gegen die Urtheile und Meinungen Anderer noch nicht gleichgültig ist."

„Ja so — nun ich denke darüber anders. Unter dem Lesen ist mir eine Rede des Seilers oben im Dorf eingefallen, über die ich oft lachte und die ich heute zum erstenmal recht nachempfand. Man redete einmal von mir, und fand noch Einiges an mir zu loben. Der Seiler sagte unwillig: „Fleißige Arbeit, aber spottschlechter Hanf! Das hält nicht, ihr mögt's anfangen wie ihr

wollt. Mit dem Sepp nimmt's kein gutes Ende, ihr werdet sehen, er reißt, wie fest er auch scheine, denn er ist im Grund gar nichts." Diese Seilerrede hab' ich nie vergessen; wenn sie auch nicht feindlicher war als hundert andere, so hat sie doch mehr Eindruck auf mich gemacht. Sie gab das Gefühl der Verachtung so ganz, daß ich sie seitdem immer brauche, um dieses Gefühl auszudrücken. Auch vorhin ist sie mir eingefallen. Dieser Klausmelker mit seinem ohnmächtigen Zorn und seinem dummen Stolz, den liebevolle Gemüther Scham nennen würden, zeigt sich überall erbärmlich. Warum ist er nicht zu mir gekommen? Er rechnet viel zu viel, und man könnte glauben, er hab' immer beim Barthle gelebt. Ich sehe wol, du denkst anders — gut, mein Mann ist so ein scheuer Lump nicht."

„Wo keine Scham ist, da ist auch keine Ehre," bemerkte Franz.

„Laß mich einmal gehen mit dieser Altweiberweisheit!"

„Die Sprichwörter sind öffentliche Meinungen und ich habe dieselben in letzter Zeit zu sammeln und zu studiren angefangen."

Jetzt hörte man den Sennen jauchzen; das war für Franzen der Ruf zum Heimfahren. Der fing auch gleich an die Kühe zusammen zu treiben, während Sepp sinnend auf seinem Platze sitzen blieb. „Zum alten Barthle," murmelte er, „wird der Klausmelker doch nicht mehr passen, er mag sonst sein wie er will. Der starre Vater

und der leicht bewegliche Sohn sind zu weit auseinander gekommen. Und," fuhr er nach einer Pause fort, „fast fürchte ich, daß das auch schon von mir und Franzen gelte. So wie sich der mir heute zeigt, hab' ich ihn nicht wollen; doch so wird er auch nicht bleiben. Was ist's, wenn er sich an die anschließt, mit welchen er leben muß? O, im Dorf drunten wird's bald wieder anders werden! Von den Alpen aus erblickt man alles schöner als es ist. Die Häuser stehen friedlich neben einander, die Kirche mitten im Dorf und sonst sieht man wenig und hört gar nichts von dem, was da drunten vorgeht."

Sepp stand nun auf und ging den heimeilenden Kühen so schnell nach als es dem etwas Ermüdeten möglich war. Als er zu Franzen kam, fragte er denselben: „Wie gefällt dir denn der Oberste, der Senn?"

„Er ist mir ungemein lieb," antwortete Franz, „o, wenn alle Leute so wären, dann wär's eine Freude mit ihnen zu leben!"

„Der Senn ist gerade wie die meisten Leute sind," sagte Sepp und es war ihm anzusehen, daß er dabei recht gleichgültig scheinen wollte.

„Ich bin froh, wenn die Meisten so sind," bemerkte Franz und wollte nun wieder vom Klausmelker anfangen. „Der Mariann," meinte er, „sollte man den Brief doch sehen lassen. Die wisse am besten zu antworten und könne sagen, wie es daheim stehe." Sepp dagegen sagte: „Dazu sei noch lange Zeit." Dann

fing er wieder vom Sennen an. Diesen aber mochte Franz vor dem demselben sehr abgeneigten Vater weder loben noch tadeln. Jeder überließ sich nun seinen Gedanken und Sepp murmelte: „Wenn ich gewußt hätte, daß uns der Käshändler diesen Brummbär heraufschickte zum Sennen, dann wäre Franz nicht Küher geworden, das weiß ich."

Zuerst ging Sepp zu den Melkern in den Stall, und blieb nicht nur dort, bis seine eigenen, sondern bis alle Kühe gemolken waren. Der Bauer will nicht nur wissen, wie viel Milch e r in's Maßbuch bringt, sondern er will auch vergleichen mit Anderen, deren Kühe neben den seinigen weiden, und er ist ordentlich stolz darauf, wenn seine Kuh einen Schoppen mehr gibt, als die des Nachbarn.

Nach dem Melken ging Sepp sinnend vor der Hütte auf und ab, bis er vom Sennen zum Essen gerufen wurde.

„Kommt der Sonntag auch bis da herauf?" fragte der Eintretende, erstaunt, als er die Alpknechte in ihren besten Kleidern am Tische sitzen sah.

„Allerdings," sagte der Senn, „nur bleibt er allemal nicht lange da. Es muß dir, der nie Alpknecht war, etwas wunderlich vorkommen, daß wir uns da anziehen als ob wir zur Kirche gehen wollten. Uns wird viel sonntäglicher zu Muthe, wenn wir den Staub der Woche wieder einmal abschütteln."

Sepp hielt diese Rede nur für das heuchlerische Geschwätz eines eiteln Frömmlers. Er wußte aber nicht,

wie lang so einem Alpknecht ein Sonntag werden kann, wenn er nicht Zeit hat in die Kirche zu gehen, die ihm nicht nur ein Bethaus, sondern auch sein Kunsttempel ist und der einzige Ort, wo er die Arbeiten und Sorgen des Lebens für einige Stunden vergessen kann. — In der Kirche probirt der Bauer alle Wochen, ob er noch lesen könne, da sieht und hört er das Schönste sein Lebtag. Drum muß ihm auch stets das in der Kirche Gesehene zum Vergleich dienen, wenn er etwas Schönes, etwas Erhabenes beschreiben will. Eine Musik ist schön wie eine Orgel, ein guter Redner kanns wie ein Pfarrer, und in großen, wichtigen Augenblicken wird dem Bauer zu Muthe als ob er allein in der Kirche wäre. Kann er einmal nicht mit der Gemeinde diesen ihm so lieben, so heiligen Ort besuchen, so will er doch den Sonntag mit den Andern feiern und ist schon zufrieden, wenn er nur durch ein äußerliches Zeichen seinem Wunsche zu Hülfe kommen kann, wie es auch den Ausgewanderten freut, wenn es ihm gelingt, die Lieblingsblume seiner Heimat auch auf fremdem Boden groß zu ziehen.

Sepp, der überall die Schattenseiten sah, hielt so Etwas nur für leeres Formenwesen. Ihm galt immer die Arbeit, die treue Berufserfüllung als das Höchste, daher sagte er zum Sennen: „Ich für meine Person halte von derlei Aeußerlichkeiten nicht viel und meine, wenn einer in einer Alp völlig wie ein Einsiedler lebe und seine Sache gehörig mache, sei Gott mit ihm zufrieden, wenn er auch das ganze Jahr in keine Kirche kommen sollte.“

„Ich hoffe auch, er soll zufrieden sein,“ sagte der

Senn ernst, „aber wenn man die ganze Woche kaum einen guten Gedanken hat, sollte man doch in Predigt und Amt gehen können, man wird sonst gar zu zeitlich."

„Ist aber nicht treue Erfüllung seines Berufes der schönste Gottesdienst?"

„Ich hab' das immer gemeint, bis vor zwei Jahren, da hat der Pfarrer einmal eine Predigt gehalten, die hat mir viel Kopfarbeit gemacht. Er hat gesagt: für die zeitliche Arbeit erhalte der Mensch auch zeitlichen Lohn; aber der Mensch sollte bei den Sorgen für's Zeitliche auch den Dienst seines Erschaffers nicht vergessen, sollte etwas Besseres sein wollen als die Ameise und andere Arbeiten und andere Sorgen haben als sie! so hat er gesagt."

„Und was hast du dann gedacht?"

„Damit meine er mich und habe recht!"

Sepp sah den Sennen erstaunt an. Er mußte sich wider Willen gestehen: der Mensch ist besser als du. Seine Selbstliebe kämpfte jedoch mit dem Gefühl der Achtung, das für diesen Menschen in ihm sich regte. „Willst auch du wie Franz dich überschwätzen lassen und in den alten Tagen blinden Glauben zu achten anfangen? Nein, für einen Mann ist Demuth keine Tugend!" Das waren die Gedanken, womit Sepp seine „Schwäche" bekämpfte, und als er Sieger zu sein glaubte, rief er dem Senn lachend zu: „der Pfarrer hat für seinen Gottesdienst zu essen, er hat gut reden, aber uns gibt dafür Niemand etwas."

„Das wär doch keine Antwort auf so eine Predigt,“ sagte der Senn.

Das hatte Sepp nur zu gut gefühlt. Es reute ihn, sich so schwach, so leidenschaftlich gezeigt zu haben. Aber gesagt war gesagt, und nun mußte dem Sennen gezeigt werden, daß er ein Recht habe, über den Pfarrer böse zu sein und alles, was von ihm kam, zu tadeln. „Dem Sennen,“ sagte er scheinbar ganz gleichgültig, „dem Sennen geht es mit dieser Predigt wie mir mit einer andern von den falschen Propheten.“

„Das sollt' Einer wieder vergessen, wenn's auch nicht ganz recht war, wir sind alle Menschen mit Fehlern und der Pfarrer auch,“ sagte der Senn.

„Aber,“ sagte Sepp, „hast du, hat sonst Jemand im Dorf es vergessen?“

Eine Minute lang war es so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören. „Niemand hat es vergessen, gar Niemand,“ rief Sepp, und fuhr dann wehmüthig fort: „Als ich vor etwa dreißig Jahren in unser Ländchen zurück kam, wollte ich den Leuten nur Gutes thun, wollte vor allem der Freund jedes Armen, jedes Unterdrückten sein, denn ich selbst hatte erfahren, was diese Leute ausstehen müssen. Ich glaubte auch zu wissen, woran es fehle: ihre Religion war Form, heuchlerisches Wesen, träge Ergebenheit in Gottes Willen und dummer Aberglaube. Nun glaubte ich dagegen kämpfen zu dürfen, ohne daß ich dem wahren Christenthum schaden werde, und noch jetzt halte ich es für ein schlechtes Zei-

chen, daß der Pfarrer anderer Meinung war. — Mit jener Predigt hat er mich ausgestoßen aus der Gemeinde, das Band zerrissen, welches mich an die Andern knüpfte, an die, von denen ich Gutes empfangen, denen ich auch Gutes thun wollte. Es war ein Glück für mich, daß ich bei der Arbeit meine Unterhaltung fand."

Der Beiknecht, der bisher stillschweigend zugehört hatte, stand plötzlich auf und sagte: „Nicht der Pfarrer, sondern du selbst hast dich verfeindet gemacht. Warum hast du unsere geistlichen und weltlichen Vorgesetzten nicht geachtet, warum achtest du sie noch nicht?"

„Ich achte jeden, der mir achtungswerth scheint."

„Der nach deinem Kopf ist," fiel der Beiknecht ein, „meinst du denn, es sei Niemand recht, als wer dir gefällt?"

„So haben es aber ich und auch du und fast alle Menschen," sagte Franz, welcher, die Natur des Beiknechts kennend, einen heftigen Streit fürchtete und wo möglich verhüten wollte.

Es war wieder so stille in der Stube, daß man aus dem Dorfe herauf läuten hörte. „Jetzt läutet's zur Wandlung," sagten die Knechte, knieten mitten in der Stube nieder und beteten. Sepp aber ging zur Thüre hinaus und schlug diese so heftig hinter sich zu, daß im Stall neben der Stube mehrere Kühe, die sich schon gelegt hatten, wieder aufsprangen und im ganzen Stall alles zu brüllen anfing.

„Allegro!" schrie der Beiknecht, „ihr Himmeltausendsakraments-Krüppel, wollt ihr ruhig werden

oder soll ich euch buchene, ungebrannte Asche einreiben?"

„Jetzt wird wol die Wandlung zu Ende sein," dachte Sepp, während der Beiknecht im Stalle herumpolterte. Als einige Minuten später Franz mit zwei Wasserkübeln zum Brunnen lief, hörte Sepp den Beiknecht zum Sennen sagen: „Meinst du nicht auch, die Kühe wären ruhig blieben, wenn Sepp gebetet hätt'? Es hat mir fast geschaudert, daß sogar unvernünftiges Vieh sich ob ihm entsetzt. Er ist aber auch Einer darnach! Der ging das ganz' Jahr nie in die Kirche, wenn sein Weib nicht wäre."

Der Senn sagte: „Mir kommt es vor, er sei im Allerinnersten nicht so schlecht, als er sich zeigt. Aber er haßt den Pfarrer, und ein Sprichwort sagt: Wer den Kaufmann nicht mag, der tadelt auch seine Waare. Ich glaube, er thut manches Unrechte nur dem Pfarrer zum Trotz und seiner Lehre."

Sepp mochte die Beiden nicht länger belauschen. Er stand auf und ging zum Brunnen hinaus. Franz wollte noch das Wasser heimtragen und dann mit ihm in der Alp herum laufen, aber Sepp hatte wenig Lust dazu. Die Alp habe er schon oft gesehen, und geredet habe er heute schon mehr als genug, er könne selbst nicht begreifen, warum er mit dem Betbruder etwas angefangen habe. Franz aber lief mit dem Wasser heim und gab dann nicht nach, bis der Vater sich wenigstens zu einem kleinen Spaziergang bereden ließ. Doch die Beiden redeten nicht mehr viel. Sepp war ärgerlich

und unzufrieden mit sich selbst, mit Franzen, mit dem Sennen und mit Allem. Franz erhielt immer nur halbe Antworten, er mochte anfangen, von was er wollte, so daß er zuletzt beinahe froh war, als Sepp vom Heimgehen zu reden anfing.

Auf dem Heimwege sann Sepp nicht mehr dem Holzhandel nach. Den ganzen schönen Wald Hansmichels hätte er darum gegeben, wenn Franz nie zum Sennen gekommen wäre. Dieser Sommer, meinte er, werde der unglücklichste seines Lebens, weil er ihn um die schönste Hoffnung bringe. Er hielt sich für unglücklicher als den Barthle, der doch noch ein Kind habe, während er statt seines Franz am Herbst eine Kreatur des Sennen in's Haus bekomme.

Sepp verargte es seinem Sohn, daß dieser den Sennen achtete und liebte, „diesen ungebildeten, dummen Bauern, der nur wie das Vieh einen Instinkt hatte;" und doch bewies der Umstand, daß Sepp alles, was er an seinem Franz verändert fand, demselben zuschrieb und auch für die Zukunft seinen Einfluß fürchtete, wie schwach er ihm gegenüber in gewissen Stücken sich selbst gefühlt haben mußte.

Der Senn war als einer der ruhigsten, leidenschaftslosesten Männer bekannt, den gar nichts aus der Fassung bringen konnte und der bei den wichtigsten Ereignissen ruhig zu sagen pflegte: die Welt hängt nicht an Einem Nagel. Er gehörte zu keiner Partei, weder zu den Reichen noch zu den Armen, und war doch bei Allen beliebt, nur beim Sepp nicht; der konnte solche

leidenschaftslose Menschen noch weniger leiden als seine Gegner. Nun fürchtete er, der Senn werde Franzen so gleichgültig machen gegen alles was um ihn vorgehe, wie er selbst sei, und mithin seinen Racheplan vereiteln, nach welchem er einst als Wahrheitsgeiger hätte auftreten sollen. Sein einziger Trost war noch die Hoffnung, daß es dem zwanzigjährigen Franz unmöglich sein werde, nach den Grundsätzen eines mehr als Dreißigjährigen zu leben. Daß dem Grunde, welchen Sepp mit seiner Erziehung legte, nicht viel zu trauen sei, hatte er heute erfahren. „Da auf der Alp mag er sich alles einbilden, wie er will," sagte Sepp, als er heimgekommen war, „es ist ihm recht närrisch wohl dabei; wenn er aber wieder etwas erlebt, so wird er wills Gott seine Spruchweisheit wieder verlieren, und statt zu träumen und zu sinnen, handeln lernen."

Achtes Kapitel.

Ein Sonderling als Küher.

Den im Lärm einer großen Stadt Lebenden erfaßt oft ein unwiderstehliches Sehnen nach ländlicher Einsamkeit und Ruhe; ja er beneidet wol zuweilen den von so vielen Naturschönheiten umgebenen Aelpler, während dieser nur selten an der bekannten Umgebung sich erfreut, mit welcher er zu sehr verwachsen ist, um sich ihr noch betrachtend gegenüberstellen zu können. Gewöhnlich muß ein Küher zuerst den Kelch der Langweile bis auf die Hefe geleert haben, ehe er etwas anfängt, womit er Kopf und Hände beschäftigen kann, aber nicht der Hundertste wird ein Beobachter der Natur. Der Eine vertreibt sich die Zeit mit Kopfrechnen, ein Anderer trägt Steine zusammen und baut Hütten und Kirchen, oder schneidet sich aus Holz Heiligenbilder und Kreuze; hie und da verkürzt sich Einer die Zeit mit Zusammenzählen aller in seinem Dorfe vorkommenden Taufnamen, so daß er jeden Herbst genau wie des Pfarrers Taufbuch sagen kann, wie viele Josefse und Hansmichel, Marien, Annen

und Theresen in seiner Heimat leben. So ein Alpknecht wird in der Regel ein wahrer Originalmensch' und erfreut sich einer Gedächtnißkraft, um die ihn mancher paragraphenbeißende Jurist beneiden könnte.

Franzen aber war bisher der Tag noch nie zu lang gewesen. Wie alle neuen Küher war er ungemein ängstlich, machte besonders anfangs oft unnöthige Gänge und Sprünge, weil er seinem Berufe unmöglich genug thun zu können meinte. Der Sohn des reichen Bauern hatte zwar sein Lebtag mit dem Vieh umgehen müssen, aber nur mit eigenem; es war ihm daher die Versorgung desselben nie so wichtig vorgekommen, als hier, wo nur etwa der vierte Theil der ihm anvertrauten Herde sein Eigenthum war. Es ist gewöhnlich viel leichter, dreißig aus einem Stalle kommende Kühe in Ordnung zu erhalten, als zwanzig aus mehreren Ställen zusammengetriebene; und Franz hatte beinahe hundert Kühe beisammen, die etwa zwanzig Bauern gehörten. Da gab es dann immer und überall aufzupassen und abzuwehren, bis die vielen Schellkühe es ausgekämpft hatten, welcher von ihnen das Recht des Vorangehens gehöre, und des Sennen Schellkuh mit lautem Brüllen ihren Sieg verkündete. Franz würde daheim, wo es den Sommer hindurch außer dem Heuen nicht viel zu thun gab, bei weitem ruhigere und bessere Tage gehabt haben, als auf der Alp, wo das Leben nicht gar so angenehm ist, als diejenigen sich einbilden mögen, die nur hie und da einen Küher jauchzen hören und dann am Heiligenkreuztag die Alpknechte mit Backen heimkommen sehen, die

fast so roth sind als die Rosen auf ihren Hüten. Mancher Maurer und Handlanger würde nicht tauschen mit einem Alpknecht, dessen Kost zwar besser und dessen Arbeit viel weniger streng ist, der aber nie einen freien Tag hat, und gerade beim schlechtesten Wetter am meisten im Felde sein muß. Sepp und besonders die Mutter hatten das und Aehnliches viel und viel Mal gesagt, um Franzen die Lust zum Küherleben zu nehmen, jedoch dieser ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis man ihm endlich erlaubte, sich zu verdingen, „um," wie er sagte, „einmal aus dem ewigen Einerlei herauszukommen, und etwas Neues zu erleben, wenn es auch nur Arbeit und Naßwerden wäre." Dem Sepp war es recht, daß Franz auch die Arbeiten eines Kühers lernen wollte und er nun seine vierundzwanzig Kühe nicht mehr lauter fremden Leuten anvertrauen mußte. Er wähnte, auch Franz habe hauptsächlich darum auf einmal so Lust, Küher zu werden, und hatte sich nur so lange gewehrt, weil er ihn ungern zu den andern Alpknechten ließ, die er „selbst unter Bauern für die dümmsten und rohesten Leute" hielt. Doch er glaubte, daß er Franzen nun gut und fest genug erzogen habe, um ihn unter die Leute lassen zu können. Er ahnte nicht, daß gerade diese Erziehung Ursache war von Franzens heißem Wunsch, aus dem Dorfe wenigstens eine Zeit lang fortzukommen.

Von frühester Jugend an hatte Franz nichts so oft gehört als Klagen über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen. Nie durfte er fort von daheim, wenn es nicht durchaus sein mußte, „um," wie der Vater laut vor

ihm sagte, „von den Andern nicht verderbt und so schlecht wie sie zu werden.“ Er war daher schon in der Schule nicht wie die andern Kinder, wurde schon da als Sonderling verlacht und gemieden. Wenn er einem Mitschüler etwas zeigen, etwas machen helfen wollte, so hieß es: „Ja, man weiß schon sonst, daß du der Gescheideste bist!“ Klagte er dem Vater seine traurigen Erlebnisse, so sagte dieser trocken: „Ja, ja, so sind sie Alle, die Großen und die Kleinen, es ist ein Glück für dich, daß du sie schon früh aus eigener Erfahrung kennen lernst.“ Marien ging ein Stich in's Herz, so oft sie solche Reden hörte, aber sie hatte schon erfahren, daß Sepp sich hier nicht widersprechen lasse, und nur wenn er es nach ihrer Ansicht gar zu arg machte, widersprach sie ihm, obwol sie wußte, was das für Folgen hatte. Im Ganzen lebte sie recht friedlich mit ihm, denn sie kannte ihn und wußte alle Steine des Anstoßes zu meiden. Sie wußte zum Beispiel, daß ihr Mann auf Palmen, Amulete und dergleichen nichts hielt und ärgerlich wurde, wenn er irgendwo so etwas brauchen sah, und sie hatte daher nie gewagt, an die Wiege des kleinen Franz ein Amulet zu nageln, wie gerne sie das auch gethan hätte. Die Nachbarinnen machten ihr oft wegen ihrer Lüderlichkeit Vorwürfe, worauf sie, da sie den Mann nicht verklagen wollte, kein Wort erwiderte, sich selbst aber mit dem Gedanken tröstete: Gehorsam sei besser als Opfer; der Allmächtige, Allessehende wisse ihren guten Willen und werde daher auch ihr Kind vor allem Bösen bewahren. So gab sie in allen Stücken nach so viel sie konnte, obwol

ihr Manches, besonders Franzens Erziehung gar nicht gefiel. Dieser hatte, nachdem auch Klausmelker nicht mehr kam, keinen einzigen Freund. Von seinen Altersgenossen und von Allen im Dorf wurde er verspottet oder gehaßt. Sogar die Taglöhner, die beim Sepp arbeiteten, machten sich über ihn lustig und sagten: Einen dümmern Menschen als den hätten sie noch nie gesehen. Der wisse nichts zu reden, als von dem, was er aus den Büchern des Vaters gelesen habe, er kümmere sich mehr um die schwarzen Leute in fremden Welttheilen, als um die schwarzen Kühe seines Nachbarn, immer wolle er belehren und gescheider sein als die Andern, und doch verstehe er von dem, was um ihn her vorgehe und was jeder Bauer verstehen sollte, nicht mehr als eine Kuh von einer Muskatnuß. Die gute Mari, die nur zu oft Gelegenheit hatte, solche Reden durch die Wände hindurch zu hören, konnte sich oft und besonders an langen Sommersonntagen nicht enthalten, zu ihrem Manne zu sagen: „Aber Sepp, du machst doch aus unserm Buben einen recht stolzen, eigensinnigen, daher unglücklichen Menschen. Schau nur, wie alle jungen Leute so froh sind beisammen, wie jeder Hafen einen Deckel findet, nur unser Franz hat keinen Freund; starr und knorrig sitzt er bei seinen Büchern oder steht vor der Hausthür, wie eine einsam aufgeschossene Buche. Natürlich! er hält sich für bräver und klüger als die, über die du sein Lebtag nur gespottet und geschimpft hast. Aber Mann! wie soll einer für die Mitmenschen etwas Gutes thun können, die er nicht kennt und nicht liebt?" Auf solche

Vorwürfe pflegte Sepp, zuweilen ruhig, zuweilen etwas heftiger zu erwidern: „Man kann sich an alles gewöhnen und gewöhnt sich an alles. Wer eine Stunde in einem Zimmer ist, merkt's nicht mehr, wenn es darin auch noch so sehr nach Knoblauch riecht. Franz soll aber nicht gleichgültig werden gegen die Fehler Anderer, indem er sich daran gewöhnt; erst wenn er fest steht auf sich selbst, soll er unter sie treten. Zu lieben braucht er sie gar nicht. Wenn er das Gute nur um ihretwillen thät, dann wär's schlecht. Nicht sein Vergnügen wird es sein, das Wohl des Nebenmenschen zu fördern, aber seine Pflicht, denn dazu hab ich ihn erzogen."

Marien kamen diese Reden grausam hart vor, doch wagte sie selten etwas zu erwidern und ging gewöhnlich hinaus, um ihre Thränen zu verbergen.

Franz hatte schon oft bemerkt, daß Vater und Mutter uneins waren und daß er, wiewol ohne seine Schuld, die Ursache kleiner Streite sei. Er gab zwar dem Vater ganz recht, da er seine Urtheile über die Bauern immer bestätigt fand, aber die Spottreden desselben thaten ihm doch weh. Er selbst konnte über erlittenes Unrecht nie lachen, sondern nur klagen, und hatte daher, da er doch mehr oder weniger mit den Leuten umgehen mußte, nur selten eine fröhliche Stunde. Da war es nun nichts Wunderbares, daß er sich fortsehnte aus einem Dorf, in welchem er in den freundschaftssüchtigsten Jahren keinen einzigen Freund hatte finden können, aus einem Hause, in dem er die letzte Zeit so vieles, das seinem kindlich zart fühlenden Herzen weh that, hatte sehen und hören

müssen. Der Wunsch, aus dem Dorf und von den Leuten fortzukommen, war so lebhaft in ihm geworden, daß er sich als Küher verdingte, ohne recht zu bedenken, welch einen wichtigen Dienst er damit übernehme und wie wenig er demselben gewachsen sei. Erst nachdem er verdingt war, fing er sich an zu fragen: Werd' ich wol den unbedachtsam übernommenen Dienst so zu versehen im Stande sein, daß man mit mir zufrieden ist? Er wagte nicht, seinem Gewissen auf diese Fragen zu antworten. In seinen Träumen sah er die Mutter jammernd neben Kühen mit zerschmetterten Köpfen und gebrochenen Füßen stehen, hörte arme Witwen und Waisen ihn verfluchen, weil er sie durch seinen Unverstand, seine Nachlässigkeit um ihre einzige Kuh gebracht hatte, und die ganze Gemeinde stand dabei und rief ihm wie aus einem Munde mit donnerähnlicher Stimme zu: Vorher gethan, hernach bedacht, hat manchem großes Leid gebracht! Das war eine schreckliche Zeit für ihn und er durfte sich vor Niemand seinen Kummer anmerken lassen, nicht einmal seinen Aeltern durfte er ihn klagen, weil er glaubte, daß ihm diese nicht helfen, sondern nur Vorwürfe machen würden, die Mutter wegen seinem Leichtsinn, der Vater wegen seinem schlechten Vertrauen auf sich selbst.

Endlich war der so lange schon gefürchtete und doch so heiß ersehnte Tag der Alpfahrt gekommen. Wol noch selten war ein Küher seiner Herde so still und traurig nachgegangen, wie Franz. Fast auf jedem Hügelchen blieb er stehen und die vielen schwarzen, weißen und gefleckten Kühe überschauend und zählend, fragte er sich:

Ob du wol die alle am Herbst gesund und in der Ordnung wieder heimbringen wirst? O dann könntest du dir auch wohl sein lassen und jauchzen und singen wie jetzt der Beiknecht. Wenn das wirklich mir von Gott verliehen würde! Dann fing er ein Vaterunser zu beten an, mit dem er aber nie fertig wurde, weil der ängstlich Besorgte sogleich wieder etwas Anderes zu thun und zu sinnen hatte. Wo zwei Kühe einander nur ansahen, fürchtete er einen auf dem schlechten Wege gefährlichen Kampf und sprang dazwischen so schnell er konnte. Ja er war so beschäftigt, daß er, obwol ein Liebhaber des Rauchens, nicht einmal Zeit hatte, sich eine Pfeife zu stopfen, bis er endlich, nach vier Stunden langer angstvoller „Fahrt" auf der Alp angekommen war.

Nachmittags stand er bei den weidenden Kühen, er sann darüber nach, wie er es anfangen müsse, daß er mit seinen Mitknechten gut auskomme und kratzte dabei seiner Schellkuh am Halse. Da kam, ein kleines Bündelchen auf dem Rücken und die großmächtige Käskelle in der Hand, der Senn herauf und rief Franzen schon von weitem entgegen: „Ah! Grüß Gott, Küher, wirst auch einmal probiren wollen, wie Alpkost und Bergluft dir anschlagen?"

Franz konnte nicht anders, als gleich von dem anfangen, was ihm just am schwersten auf dem Herzen lag. „Er sei noch nie Küher gewesen," sagte er, „man werde daher anfangs mit dem Neulinge Geduld haben müssen."

„Das muß man immer und mit allen Menschen," antwortete der Senn. „Du mußt das, ich und alle und die

friedlich und froh auf der Welt leben und mit den Mitlebenden gut auskommen wollen. Es ist überhaupt dumm, durch Eigensinn und Ungeduld sich und Andern das Leben hart zu machen, am dümmsten aber wäre das auf einer Alp, wo nur Wenige beisammen leben und Alle auf einander angewiesen sind. Ja, da wäre der Unfriede etwas Trauriges! Doch ich hoffe das nicht zu erleben, mit dir so wenig als mit Andern. Lug Küher, es kann und wird uns so wohl werden wie Vögeln im Hanfsamen, wenn wir wacker zusammenhalten, uns die Arbeit gegenseitig so leicht als möglich machen und Belehrung und guten Rath einander geben und von einander annehmen, so oft es nöthig ist."

Als nun Franz versicherte: „er werde es stets mit Dank annehmen, wenn man ihm einrede," sagte der Senn: „Nun, dann will ich damit gleich den Anfang machen! Die Kuh, die du da streichelst und kosest, wird wol deinem Vater — oder wenn du lieber willst — dir selbst gehören! Nun wollte ich dir nur sagen, daß du das für die nächsten zehn Wochen vergessen mußt. Als Küher gehört alles Vieh dein, alles hat gleich viel Recht auf deine Sorgfalt und Liebe. Du bist nicht hier, um etwa nur die Kühe deines Vaters zu versorgen, sondern du stehst, wie wir, auch im Dienste der armen Witwe, die uns mit ihrem einzigen Kühle beinahe all ihr Hab und Gut anvertraut hat."

Franz sah den Sennen ernst und erstaunt an; dieser aber fuhr nach einer Pause fort: „Ich merke, daß du gern etwas erwidern möchtest und es doch nicht thust,

vermuthlich dem Frieden zu Lieb'; das ist aber nicht recht, denn ein geladenes Gewehr ist oft gefährlicher als der Schuß, vor dem man sich in Acht nehmen kann. Wir haben zwar einander in diesem Stücke nichts einzureden; aber ich bitte dich — und gerade um des lieben Friedens willen bitte ich dich — trage doch nie heimlich geladene Gewehre mit dir herum, red' immer, wie du es meinst, sag', was du auf dem Herzen hast, damit man dir offen, wie du redest, widersprechen oder deine Meinung annehmen kann!"

„Du hast recht!" rief Franz, „und du wirst sehen, wir werden, bis es Herbst ist, ganz gute Freunde werden."

„Ja, ich wünsche und hoffe es," sagte der Senn und eilte der Hütte zu, wo es heute für ihn noch so Manches zu ordnen und herzurichten gab.

Sinnend schaute Franz dem Forteilenden nach. So frei und offen hatte er außer seinem Vater noch nie einen Menschen reden gehört. Dem reichen Bauernsohn mochte sonst Niemand einreden, er wurde nur scharf beobachtet und die Leute hatten ihre größte Freude, wenn sie wieder etwas nach ihrer Ansicht recht Dummes von dem Sonderlinge zu erzählen wußten. Als nun der Senn, kaum zu Franzen gekommen, ihm verboten hatte, sich mit seiner Schellkuh die Zeit zu vertreiben, war ihm das so dumm und unverschämt vorgekommen, daß er gewiß etwas dagegen gesagt haben würde, wenn nicht die Liebe zum Frieden und der Gedanke, daß er den Rath des Sennen noch manchesmal nöthig haben werde, ihn davon abgehalten hätten. Als ihn dieser aber gleich hernach

aufforderte, ebenfalls immer zu sagen, was er auf dem Herzen habe, da schien es ihm eine ausgemachte Sache, daß der Senn nur meine: „Du mußt jetzt vergessen, daß du reicher bist als wir, sonst würde mit dir nicht auszukommen sein.“ Franz meinte, der Senn fürchte seinen Bauernstolz, und das wär' ihm eigentlich gerade das Rechte gewesen, weil er ihn dann durch seine Bereitwilligkeit jedem seiner Befehle zu gehorchen, um so leichter für sich gewinnen konnte. Auch noch auf andere Weise hoffte Franz aus diesem Vorurtheile Nutzen für sich ziehen zu können. Wenn nämlich der Senn ihn für einen recht geld- und kuhstolzen Bauernkerl hielt, so konnte es für ihn gewiß kein größeres Vergnügen geben, als dem Reichen bei jeder Gelegenheit seine Einsicht und seine Ueberlegenheit als Alpmann zu zeigen, so daß Franz dann nie gezwungen war, durch Fragen seine Unwissenheit zu zeigen, sondern bloß durch beständiges Gehorchen sich beim Sennen beliebt machen konnte.

So rechnete Franz und zeigte sich dadurch als ein gelehriger Schüler seines Vaters, welcher immer und vor allem die Schwächen und Fehler des ihm Gegenüberstehenden herauszufinden suchte. Nur seine eigenen Fehler bemerkte Sepp gewöhnlich nicht. In diesem Stücke war Franz, welcher schon so oft Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, sich mit sich selbst zu beschäftigen, viel gewissenhafter als sein Vater, dem es an seinem Platze gewiß zu sehr an Demuth gefehlt hätte, um sich so ganz der Ansicht und dem Willen eines Anderen unterwerfen zu können. Franz kam dann aber mit seinen Mit-

knechten, von denen er sich willig weisen und leiten ließ, viel besser aus, als dieses der Fall gewesen wäre, wenn er dem Grundsatze seines Vaters gefolgt hätte, welcher zu sagen pflegte: „Nicht vom Hörensagen, sondern durch's Thun kann man etwas lernen und nur durch selbsterlebten Schaden wird man klug."

Der Beiknecht bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er nun auch einmal einem Reichen einreden und befehlen konnte. Ihm war das Befehlen immer Zweck, nicht Mittel, wie dem Sennen, welcher die Ordnung über alles liebte und nie etwas zu befehlen hatte, wenn nicht seine Ordnungsliebe ihn dazu drängte. Ihn mußte es daher freuen, daß Franz so willig und thätig war, und wenn auch die Freude am Befehlen ihn nicht blind machte für dessen Fehler, wie den stolzen Beiknecht, so war ihm Franz doch immer lieber, weil er sah, wie sehr dieser sich bemühte, ein tüchtiger Küher zu werden, und wie er fast von Tag zu Tag seinem Ziele näher kam.

Dem guten Franz kam dann aber doch zuweilen sein kindisches Gehorchen recht lächerlich, ja verächtlich vor. Der Gedanke, daß er jetzt seine Lehrzeit habe und nur gehorche, um das Befehlen zu lernen, war bald nicht mehr im Stande, sein immer mehr erwachendes Selbstgefühl zu befriedigen. Er mußte doch wenigstens zeigen, daß er sonst auch nicht gerade der Dümmste sei. Er fing daher an, mit den Andern über Dinge zu reden, die ihnen sicher noch viel neuer und fremder waren, als ihm in den ersten Tagen das, was ein Küher nothwendig wissen und können sollte. Aber trotzdem zeigten sie sich

bei weitem nicht so gelehrig wie er und seine Geduld hatte manche harte Probe zu bestehen, indem er die derbsten Widersprüche und den schonungslosesten Spott anhören mußte. Da trug keiner „ein geladenes Gewehr mit sich herum“ und sicher würde Franz, der an Widerspruch nicht gewöhnt war, mit seinen Mitknechten bald nicht mehr gut ausgekommen sein, wenn nicht die gemeinsame Arbeit aller das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erhalten hätte. Unter dem Essen gab es oft die heftigsten Streite, nachher aber mußte gemeinsam berathen werden, was nun wieder zu thun sei, und bis man dann an die Arbeit kam, war der Friede vollständig hergestellt.

Die Arbeit war das Band, welches die drei immer fester an einander knüpfte. Es war gar nicht anders möglich, als daß diejenigen, die hier Franzen so ganz beherrschten, auch sonst Einfluß auf ihn gewinnen mußten, so daß er, als einmal die vom Vater ihm eingepflanzten Vorurtheile gegen die „dummen Bauernkerle“ überwunden waren, sich oft gestand: Sie haben eigentlich bei weitem nicht so unrecht, als mir bisher die Selbstliebe hat einreden wollen; ich merke wol, daß man von ihnen auch außer der Arbeit noch Manches lernen kann.

Als einst ein furchtbares Gewitter über die Berge heraufzog, eilte der Senn in die Hütte um gesegnete Kräuter (sogenannte Palmen) zu verbrennen. Franz konnte sich nicht enthalten hierüber zu spotten. „Ein curioses Hausmittel das!“ sagte er, als er zum Sennen in die Hütte kam; „ich möchte doch wissen, was solcher frommer Plunder nützt. Ei, sei so gut und sag' mir, wie

es möglich sei, daß diese Kräuter ein Wetter vertreiben können?"

„Du bist mir auch noch auf manche ähnliche Frage die Antwort schuldig," versetzte der Senn ganz ruhig. „Vorgestern zum Beispiel hast du uns erzählt, bis in fünfzig Jahren werde man Schiffe haben, mit denen man in der Luft umher fahren könne, fliegen könne, wie die Vögel. Und als wir nun fragten, wie denn das zugehe, da — ja du lieber Gott! da wußtest du nichts zu sagen, als du habest es gelesen und der, welcher es habe drucken lassen, der werde das Ding wol verstanden haben. Auf deine Frage kann ich dir jetzt auch erwidern: Ich habe es bei der Mutter und Großmutter gesehen, wie sie Palmen verbrannten und einen frommen Spruch dazu beteten. Was aber diese Kräuter und das Wetter mit einander zu thun haben, das weiß ich freilich nicht viel besser als du weißt, wie man es machen wird, wenn man fliegen will. Ich glaube und thue das, was ich von denen lernte, die mich erzogen haben, die meine Wohlthäter und mir in allem Muster und Vorbild sind, du aber und dein Vater verachten, verlachen diese, denn euch sind die Bücher Alles; das Fremde und das Neue dünkt euch das Beste. Wir sind also nicht gleich, daher thun wir am leichtesten, wenn jeder dem Andern so viel Platz gönnt, als er braucht, um seinen Purzelbaum schlagen zu können. Ja, Franz, ich kann's dir sagen, du kommst unsereinem oft wenigstens so dumm und lächerlich vor als wir dir, und ich möchte wahrhaft gern hören, was ein Unparteiischer zu meinem Aber-

glauben und deiner Gelehrsamkeit sagen würde; was die Leute hier herum dazu sagen, wirst du wol schon mehr als genug gehört haben."

Noch selten hatte Franzen etwas so viel Kopfarbeit gemacht, als diese Predigt des Sennen. Jetzt fing er allmählich an zu begreifen, warum die Leute sein Büchergeschwätz immer so langweilig, sein Reden überhaupt so dumm und stolz gefunden hatten, während sie sonst jeder alten Plaudertasche Stunden lang mit Vergnügen zuhören konnten. Wie viel, das den Leuten unglaublich, unsinnig vorkommen mußte, hatte er schon erzählt und dann jede weitere Frage mit den stolzen Worten „ich hab's gelesen", oder „der Vater hat's gesagt" zurückgewiesen, wodurch dann seine Behauptungen freilich nichts gewannen bei Zuhörern, die Niemand als den Pfarrer, den Vorsteher und einige reiche oder „vornehme" Vettern und Basen als Autoritäten anerkannten. Der Senn hatte recht. Die Leute hatten bereits über Franzen geurtheilt und ihn einen hoffärtigen leichtgläubigen Bücherwurm genannt, worüber er sich schon manchesmal ärgerte. Doch jetzt nahm er sich vor, einmal der Unparteiische zu sein, dessen Urtheil der Senn zu hören gewünscht hatte und er fand nun, daß er diesen Tadel schon manchesmal verdient habe. Er schämte sich und erröthete bei dem Gedanken, daß er z. B. von der Luftschifffahrt eigentlich nicht mehr wisse und verstehe als die Andern. „Du hochmüthiger Tropf du!" sagte er zu sich selbst, „Andere willst du lehren und bist selbst so blitzdumm; über anderer Leute Fehler willst du spotten und dich

kennst du noch gar nicht! Das ist doch zu arg, das muß anders werden, Franz. Wenn du noch einmal über Sachen redest, die du nicht verstehst, oder Andern nicht erklären kannst, dann ist's mit deinen Vorsätzen und deinem ganzen Wollen und Können nichts, dann ist's, wie die Leute schon lang sagten, wahrhaft schad' um das theure Mehl, welches du im Jahr siebenundvierzig gegessen hast. Du hohle Rübe du."

Franz hielt diesen Vorsatz wenigstens besser, als sonst die meisten Vorsätze gehalten werden. Zuweilen vergaß er sich wol noch, aber wenn dann die Andern über seine Gelehrsamkeit spotteten, so war das genug, ihn wieder daran zu erinnern, und bald brachte er es soweit, daß er ungezwungen mitlachen konnte. Um so mehr aber zog er jetzt gegen solche Ansichten und Meinungen los, die er mit Gründen zu widerlegen im Stande zu sein meinte. Als etwa vierzehn Tage nach jenem Palmenstreit der Beiknecht einer Kuh, die ein böses Euter bekommen hatte, geweihtes Dreikönigsalz eingab, fragte Franz lachend: „Wie hängt nun das zusammen: Dreikönigsalz und eine Eutergeschwulst? Vor zwei Wochen habt ihr selbst euren Aberglauben mit meinem Bücherglauben verglichen, den ihr dann lächerlich nanntet. Ich habe mir das gefallen lassen und habe mich zu bessern mir fest vorgenommen. Ihr aber seid immer die alten. Ich dürfte wetten: wenn wieder der Himmel schwarz würde, so spränget ihr mit Palmen zum Feuer, wenn ihr schon so wenig einen vernünftigen Grund dafür hättet, als damals."

„Ich glaube, ich hätte einen," sagte der Senn, „aber einem Gelehrten wie dir wird wol nicht ausgedacht genug sein, was so einem Käsmacher wie mir in den Sinn gekommen ist."

„Das werden wir hören, fang nur an."

„Die Palmen, das Dreikönigsalz und ähnliche Sachen werden vom Pfarrer geweiht —"

„Ja, leider!"

„Es sind also an und für sich keine Hausmittel, wie etwa Brombeeren, Wegwurzeln oder solche Sachen."

„Ich glaube auch, sie nützen ungeweiht als ein Vertreibungsmittel gegen Wetter und gegen Euterkrankheiten nichts, aber du wirst eben meinen, der Geistliche könne ihnen diese Wunderkraft geben?"

„Nein, das nicht; aber dennoch können sie etwas nützen."

„Ei was?"

„Du hast selbst oft schon gesehen, wie schrecklich so ein Gewitter ist. Der Hagel, der die Arbeit eines Jahres in ein paar Minuten vernichtet, kracht so auf dem Dache, daß man nichts mehr hört als den Donner, der das Haus erschüttert und keinen Augenblick ist man vor dem Einschlagen sicher. Da fühlt dann der Mensch seine Armseligkeit, der Dumme und der Kluge. Wenn der schnelle Blitz das Haus durchleuchtet, dann siehst du den Stolzen demüthig und den Starken schwach. Draußen ist Hab' und Gut der Wuth der Elemente überlassen. Hülflos, wenn Gott nicht hilft, steht der schwache Mensch jammernd da und kann nichts thun."

„Als Palmen ins Feuer werfen und dadurch den zündenden Strahl heranziehen," fiel Franz ein.

„Der Strahl geht, wohin Gott ihn schickt," sagte ernst der Senn, „seit Vaters und Großvaters Denken ist nie ein Haus auf diese Weise zu Grunde gegangen. Wo ist wol ein Mensch, der, wenn er in so einer schrecklichen Minute Palmen in's Feuer wirft, nicht an den Allwaltenden, Gütigen denkt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt? Ich wenigstens muß allemal beten, wenn ich Palmen in's Feuer werfe. Es ist allerdings wahr: Gott weiß meine Noth, ohne daß ich sie ihm klage; aber du wirst hoffentlich nicht so hölzern sein, daß du nicht aus eigener Erfahrung weißt, wie einem selbst das Beten in solchen Augenblicken wohl thut, und wie man dadurch wunderbar gestärkt und ermuthigt wird, allenfalls auch das Aergste zu ertragen."

„Aha," sagte Franz, nachdem er, wie er beim Nachdenken zu thun pflegte, mit geschlossenen Augen eine Zeitlang ruhig neben dem Sennen gestanden war, „nun glaube ich dich zu verstehen. Du meinst, dem Gebrauche der Palmen habe man manche fromme Erhebung des Herzens zu verdanken. Aber nun möchte ich doch fragen: Kann man denn nicht auch ohne Palmen beten? Wozu denn immer diese Aeußerlichkeiten?"

„Allerdings kann man auch ohne Palmen beten und für so gescheide Leute, wie dich und deinen Vater, wären vielleicht solche Aeußerlichkeiten gar nicht nöthig; aber darum nennt man euch eben Sonderlinge, weil ihr

12*

nicht seid wie der große Haufe, welcher, wenn er ein Kreuz erblickt, an die Kirche, und wenn er ein Glas sieht, ans Wirthshaus denken muß. Ich will dir nun noch von einem alten Brauch erzählen, der dir dann am besten erklärt, wie ich's eigentlich gemeint habe. Du weißt selbst, was für eine gefährliche Arbeit das Heuziehen ist, besonders wenn Branntwein und Uebermuth die jungen Leute alle Vorsicht vergessen lassen. Pfeilschnell treibt es sie oft mit der schweren Last an todrohenden Klippen und Abgründen vorüber; die kleinste Nachlässigkeit wäre ihr Untergang und kein Wunder ist's, wenn die daheim besorgt sind um Gatten, Söhne, Brüder und Liebhaber. Da ist denn, wie mir der Großvater noch erzählt hat, vor uralter Zeit ein gar wunderlicher Brauch aufgekommen. Die Aeltern, die Schwestern oder die Schätze der Heuzieher haben diesen nämlich Aepfel, Birnenbrot oder Lebkuchen auf den Heuzug mitgegeben. Diese Sachen wurden dann beim Besteigen der Berge an den gefährlichsten Stellen hart neben den Fahrweg in den Schnee gelegt. Auf der Rückfahrt war es nun Ehrensache für jeden, das was er von seinen Lieben bekommen hatte, wieder mitzunehmen und hernach, sobald man auf der Ebene angekommen war, zu essen. Hierdurch wurde Jeder zum langsamen, vorsichtigen Fahren gezwungen und auf diese Weise sicher manches Unglück verhindert. Du wirst vielleicht über das Ganze lachen wie über alles, was nicht aus Büchern, sondern aus dem Gemüthe kommt, ich aber finde es recht schön, daß die Liebe und Sorgfalt der Seinigen so den

Heuzieher bis auf die höchsten Berge begleiten und an jeder gefährlichen Stelle warnen konnte."

Franz gestand: „Er habe immer gelacht, wenn man von diesem wunderlichen Brauch erzählt habe, den er sich gar nicht zu erklären im Stande gewesen sei."

„Das glaub' ich gern," sagte der Senn, „wärst du nur einmal mit auf dem Heuzug oder hättest du dir alles recht vorgestellt, dann würde die Erklärung von selbst gekommen sein, aber wenn einer immer ein Buch vor dem Gesicht hat, und über alles mit geschlossenen Augen nachdenkt wie du, dann ist's nicht möglich, zu erfahren und zu begreifen."

Solche Nutzanwendungen würde Franz noch vor kurzem sehr übel aufgenommen haben. Jetzt aber kam ihm sein bisheriges Leben zuweilen gerade so unnatürlich, so traurig vor wie dem Sennen. Er konnte gar nicht begreifen, warum ihm der Vater den Umgang mit den Menschen so ängstlich gewehrt habe. Wenn er etwas für sie thun sollte, mußte er sie doch erst kennen und lieben lernen. Oder wußte etwa der Vater nicht, wie viel Schönes und Gutes sein Franz von seinen Landsleuten noch lernen könne?

Wie viele traurige Erfahrungen mußte der Vater gemacht haben, daß er, der doch so gut und freundlich war gegen jedes Thierle, gegen die meisten Menschen so hart und ungerecht hatte werden können! So z. B. hatte er im letzten Frühling, als Franz ihn fragte: „Was denn eigentlich der Senn für ein Mensch sei?" kurzweg geantwortet: „Er sei nicht besser als hundert

Andere, ein ganz gewöhnlicher Mensch." Nun der Senn hatte auch wirklich nicht viel Besonderes; aber was war das für ein Mann, und hundert Andere waren nach des Vaters Urtheil wie der Senn. — Franz konnte es dem Vater kaum noch verzeihen, daß der ihn immer in seinen vier Wänden einzusperren gesucht hatte.

„Weg mit der traurigen Vergangenheit!" rief er sich vielmal zu. Nur noch mit der Zukunft wollte er sich beschäftigen, die er sich und den Seinigen so schön zu machen gedachte. Es mußte ihm ein Leichtes sein, den Vater, der die Menschen im Grunde doch liebte, doch ihr Bestes wünschte, mit Leuten, die dem Sennen ähnlich waren, wieder zu versöhnen.

Als Sepp ihn auf der Alp besuchte, wollte er damit den Anfang machen.

Nun aber erfuhr er, daß es viel leichter ist sich selbst, als seine bisherigen Gesinnungsgenossen mit einem Gegner zu versöhnen.

Der Senn und der Beiknecht hatten ihn anfangs gewonnen, indem sie ihn auf mancherlei Weise zur Dankbarkeit verpflichteten. Bald war sein gutes Herz ihr Lobredner geworden. Als aber Franz nun auch den Vater bekehren wollte, hatte er es einzig mit dem Verstande zu thun. Hätte er alles Liebe und Gute von seinen Mitknechten erzählen können, so würde er den Vater doch nur von seiner Dankbarkeit überzeugt haben. Wie viel sich Franz an jenem Sonntag auch zu sagen vorgenommen hatte, er kam nicht recht zum Reden, denn er fand einen ganz andern Mann als der war, für wel-

chen Franz in langen Wochen seinen Vortrag über den Umgang mit Menschen zusammengestellt hatte. Es schien ihm, der Vater habe sich, seit er das letzte Mal mit ihm geredet, noch mehr verändert als er. Er kam ihm so kalt und herzlos vor, daß es ihm beinahe recht war, als Sepp ihn und die Alp wieder verließ.

Die diesem Sonntag folgende Woche wäre sicher für Franzen die langweiligste gewesen unter allen die er auf der Alp erlebte, wenn nicht der vom Vater ihm überbrachte Brief Klausmelkers ihm neuen Stoff zum Denken gegeben hätte. Es war keine Kleinigkeit, alle Stellen dieses Briefes mild und gut auszulegen, und doch meinte Franz, er könne sich nicht mehr beruhigen, bis ihm das gelungen sei. Wenn ihm auch Klausmelker nie besonders lieb geworden war, so war ihm doch Mariannens Bruder keineswegs gleichgültig. Zuweilen nahm er sich vor, sobald als möglich in's Dorf hinabzugehen, um dem gewiß eine Antwort sehnlichst Erwartenden zu schreiben; aber er sagte sich, wenn die Antwort nicht schneller befördert werde, als der Brief den er bekommen, so werde Klausmelker dieselbe nicht mehr erhalten, da er ja schon vor einem Monat seinen damaligen Dienstort zu verlassen beabsichtigte. Zudem sollte er erst etwas zu schreiben wissen. Man mußte vorher vorsichtig beobachten und wo möglich für den Verstoßenen, der sich nun zu bessern versprach, ein gutes Wort einlegen. Franz war nicht Klausmelkers Meinung, daß es schon genug sei, wenn er nur einmal unter dem väterlichen Dache sich befinde; so ein wichtiger Schritt, meinte er, dürfe nicht

übereilt werden. Franz wünschte Klausmelkers Heimkehr und dessen Aussöhnung mit dem Barthle, denn er wußte wol, wie glücklich das die gute Mariann machen würde. Darauf, daß auch er an Klausmelkern einen Freund finden werde, hoffte er gerade nicht. Doch es war noch viel Unverhofftes möglich. Er und Klausmelker standen sich vielleicht jetzt näher als früher. Klausmelker hatte in der Welt Schlimmes, er daheim Gutes erfahren; beide waren zu der Einsicht gekommen, daß es mit den Bregenzerwäldern schon zu machen sei, wenn man sich nur recht zusammennehme und ihre Eigenart, in der doch auch viel Gutes stecke, ertragen lerne. Jedenfalls war jetzt eher zu erwarten, daß Klausmelker und sein Vater gut mit einander auskommen werden als früher, da der unerfahrene thatenlustige Junge noch die ganze Welt mit seinen Einbildungen füllte und meinte, nur der Vater stehe seinem Glück im Weg. Damals hatte er geglaubt, wenn er einmal frei wäre und an einem Orte, wo gar nichts der Brauch sei, dann werde es ihm an nichts mehr fehlen. Nun aber hatte er seine Kräfte versucht, hatte gesehen, daß man keine Faust machen kann, wenn man keine Hand hat, und gewiß kam er besser, erfahrener, demüthiger zurück, als er einst fort war. So legte Franz jene Stellen in Klausmelkers Brief aus, die der Vater für Beweise erbärmlicher Schwäche genommen hatte.

Lächelnd erinnerte sich Franz an eine Erzählung des Sennen:

Ein Bäuerlein haderte des schlechten Wetters

wegen so lange mit unserm Herrgott, bis der zu ihm kam und sagte: „Ist dir mein Wetter nicht gut genug, so mach dir besseres. Auf ein Jahr lang unterordne ich dir alle Elemente.“ Das Bäuerlein regierte nun zur Zufriedenheit aller andern. Gute und schlechte, klare und trübe Tage wechselten nach Wunsch, und doch war das Jahr das unfruchtbarste seit die Welt steht, gar nichts war gewachsen, denn das Tröpflein hatte den ihm in seiner baufälligen Hütte unangenehmen und doch so nöthigen Sturmwind vergessen.

So geht es dem kurzsichtigen Menschen mit seinen Wünschen, sagte Franz. Diese einfache Fabel hätte Klausmelkern so viel lehren können, als eine ganze Reihe von Erfahrungen; aber der Mensch ist eben nur fähig Beispiele zu verstehen, wenn er auch etwas erlebt hat. Man muß selbst mit auf den Heuzug, wenn man die dabei vorkommenden Bräuche verstehen will. Klausmelkers Brief ist freilich hart und eckig wie eine neugemachte Erfahrung, aber wenn der erste herbste Schmerz vorüber ist, wird er ruhig werden. Schwach freilich auch, da hat der Vater recht, aber unter Mariannens Pflege würden seine Kräfte schnell wachsen und bald wird er genesen sein.

„Ja auch der Sturmwind ist nöthig, und es ist ein Glück, daß er ungewünscht kommt,“ rief Franz manchesmal, wenn er sich an das erinnerte, was er im letzten Winter hatte erleben müssen. Damals hatte er die ersten seinetwegen zwischen den Aeltern vorkommenden Streitigkeiten bemerkt. Die Entdeckung, daß er nun

nicht mehr für die Mutter sein könne, ohne gegen den Vater zu sein, hatte ihn so traurig gemacht, daß er's daheim gar nicht mehr aushalten zu können meinte. Da, wo der Boden, in welchem er bisher so fest wurzelte, zu wanken begann, da mußte er fliehen. Ihn, wie Klausmelkern, hatte ein furchtbarer Sturm aus der Heimat fort getrieben. Sie beide waren scheinbar unglücklich, aber beiden hatte das Unglück Segen gebracht. — Bald, o bald konnten sie beide nun einsichtsreicher und besser in die Heimat zurückkehren und Glück und Frieden mitbringen, in die Häuser ihrer Lieben.

Ungleich ist das Schicksal der Menschen und der Bäume, ihr Beruf aber ist der nämliche: sich vollständig zu entwickeln und Früchte zu tragen. Franzen hatten angenehme, Klausmelkern trübe Erfahrungen die Augen geöffnet. . . .

Ja Franz war glücklich, seit er den Sennen und in ihm alle seine Landsleute kennen und lieben gelernt hatte. . . .

Wenn er einsam ob den friedlich weidenden Kühen auf einem Felsen saß, so hoch über den Dörfern, daß auch die Kirchenglocken sein Ohr nicht mehr erreichten, — dann war's ihm wie dem Hirten, welcher immer das Schellengeläute des Thieres, das er sucht, zu hören meint. Von den Bergen, den Wäldern, den Strömen — überallher glaubte er sich das zuflüstern, rauschen, jubeln zu hören, was er leider nur in des Vaters engem Hause, in seinen Büchern gesucht hatte. Er war zu weit von andern Alpen entfernt, um die frohen Lieder

ihrer Küher zu verstehen, aber es war ihm ob alle sängen: „Wir sind frei, nur liebevoll wie eine Mutter zwingt uns die Natur, den Willen Gottes zu erfüllen!“ — Jubelnd stimmte er dann ein in die frohen Weisen der Andern, daß es weithin wiederhallte. O, Franz hörte droben in den stillen Bergen so viel, daß er seine Bücher, die er zum Zeitvertreib auf die Alp gebracht hatte, stets mitzunehmen vergaß.

Von den Menschen, mit denen er lebte, wollte er lernen; jeder von ihnen mußte einige von den Wahrheiten erfaßt haben, die die Welt Gottes predigt. Daß das so war, bewiesen schon die herrlichen Sprichwörter und Redensarten, mit welchen der Senn und der Beiknecht und wol alle Bauern ihre Erzählungen „auszutäfeln“*) pflegten. Franz sammelte dieselben mit einem Fleiß, daß der Senn sein Staunen darüber nicht verbergen konnte. Es war ihm fast unbegreiflich, wie ein Mensch in Franzens Alter so wenig von der Heimat wissen könne. Doch ohne auf seine Ueberlegenheit in dieser Beziehung nur im Geringsten eitel zu werden, erzählte und erklärte er Franzen so viel und so gut er konnte. Wenn er dann allenfalls einmal nichts auszulegen wußte, so legte Franz etwas unter, obwol er noch sein Lebtag nie im Goethe gelesen hatte.

Der Senn war wirklich ein merkwürdiger Mann, ein wahrer Tausendkünstler: Schuhflicker, Thierarzt,

*) Die Zimmer sind dort zu Lande oft mit Täfelwerk künstlich „ausgetäfelt“.

Wäscher, Zimmermann, Schneider, Philosoph und sonst noch vieles war er, und zwar nicht bloß für den Fall der Noth. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geduld arbeitete er im Winter zuweilen Tagelang an etwas, das ihm sein Nachbar, der Handwerker, für einige Kreuzer gemacht haben würde. Der größte Meister im Handwerk wäre vielleicht nicht im Stande gewesen, mit dem Handwerkszeuge, welches dem Sennen zur Verfügung stand, einen Gegenstand zu verfertigen, der dem, was er sein sollte, so ähnlich sah wie das, was des Sennen zu allem geschickte Hand zu leisten im Stande war. Als Franz einmal darüber seine Verwunderung aussprach, sagte der Tausendkünstler: „Ja ihr verwöhnten Dorfkatzen hinterm warmen Ofen haltet das freilich für unmöglich, ihr müßt nur mit eurem Geldstrumpf rasseln und dazu schreien: Schneider sitz! Maurer geh! Schreiner komm! Wäscherin lauf! Dokter spring! dann sitzt, geht, kommt, läuft und springt man für euch, daß es eine Lust ist; ein alter Alpmann aber, der auf alles gefaßt ist und schon so mancherlei erlebte, hat sich selbst helfen gelernt. Er kann und mag nicht wegen jeder Kleinigkeit zu seinem nächsten, etwa zwei Stunden weit weg wohnenden Nachbarn laufen, um seinen Rath oder Beistand zu holen. Du wirst das schon auch noch erfahren, bis du etwa anderthalbhundert Wochen Küher gewesen bist.“

Diese Rede machte auf Franzen einen merkwürdigen Eindruck. Erst in den letzten Wochen war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er im Ganzen ge-

nommen doch nicht viel klüger und besser sei als Andere, jetzt aber kam er sich auf einmal recht schrecklich klein vor, der Senn dagegen stand so groß da, wie vorher noch nie. Dieser Senn und tausend Andere, die fast alle ihre Bedürfnisse durch sich selbst befriedigen konnten und anderer Leute Arbeit so wenig zu danken hatten, wie stolz durften sie sich hinstellen vor ihn, der auf sich selbst allein angewiesen, jämmerlich umkommen mußte, und Anderen für ihre Thätigkeit nichts als das vom Vater und seinem Glück zusammengebrachte Geld bieten konnte. War es denn ein Verdienst, im Hause des Vaters oder irgendwo zu sitzen und nachzurechnen, wie viel sein Vermögen sich von Jahr zu Jahr vermehre? Franz kam sich in diesem Augenblicke beinahe vor wie ein Hummel in einem Bienenkorbe. Das mußte anders werden, er mußte etwas Rechtes können und sein. Aber was? Mit seinen Aufklärungs- und Weltverbesserungsplänen wenigstens war es nichts, das wußte er jetzt gut genug, und er gestand sich, daß all sein Wissen und Können den Leuten um ihn herum nicht so viel werth sei als das desjenigen, der eine kranke Kuh zu behandeln verstehe und im Nothfall einen Schlitten zu flicken im Stande sei.

Franz wurde ungewöhnlich stille. Als er Abends beim Sennen auf dem Heuboden lag, sagte er leise, damit es der Beiknecht im Stalle nicht höre: „Du, nun habe ich einen neuen Grund, die Bauern hochzuachten.“

„Was für einen?“

„Ich muß dieselben jetzt auch darum achten, weil sie mich bisher verachtet haben.“

„Warum nicht gar!“

„Es ist schon so. Was bin ich für sie und was ist der ärmste Handwerker für mich? Ich habe heute ernstlich über diese Fragen nachgedacht und dir nun gesagt, worauf ich endlich kam. Nicht wahr, nun bin ich demüthig genug?“

„Haltest du den Adlerwirth für demüthig, der fast vor Gift und Galle erkrankte, weil er sich vor Jahren bei den Wahlen für unfähig zum Vorsteher hielt? Ich heiße das nur sich selbst zu kennen anfangen. Du fühlst jetzt, daß du nicht der bist, für den du dich hieltest und gern noch halten möchtest. — Nun das ist schon recht, aber der Demuth gleicht es noch so wenig, als ein neuer Käs einem alten.“

„Aber Hoffart kann man denn doch das wol auch nicht nennen! — ?“

„Ich meine, es ist so zwischen beiden. Aber mußt du denn durchaus demüthig oder hoffärtig sein? Kannst du denn gar nie Maß halten und zum Gewöhnlichen kommen? Du mahnst mich gerade an ein junges Rind, welches das erste Mal zum Ziehen eingespannt wird. Entweder läuft und zerrt ein solches wie verrückt, oder es steht ganz still.“

„Und ich?“

„Und du — nun es fällt mir gerade kein besonderer Fall ein, der hier paßte; aber im Ganzen bist du mir schon oft gerade wie so ein Rind vorgekommen. Laß

doch einmal das ewige Grübeln über dich selbst. Man hat Hände und Füße nicht um sie nur anzusehen, sondern zum Arbeiten und zum Gehen. Du hast da ausgerechnet, es sei nicht viel mit dir; morgen, wenn es dir gelingt einen Hosenträger zu flicken, hältst du dich wieder für einen Kerl wie Salomon. Thue du was der Tag fordert, dann merkst du ohne viel Kopfzerbrechen, wer du bist, und was du kannst und sollst!"

„Ja Senn, du hast recht, es muß anders mit mir werden," sagte Franz kurz, als er den Beiknecht die Stiege herauf klettern hörte.

Am andern Tage blieb Franz nicht mehr mit gehängtem Kopfe bei den Kühen sitzen, sondern er kletterte fast immer auf den Bergen herum, wo er die Kühe stets im Auge behalten konnte. Abends brachte er seine Hirtentasche voll seltener Kräuter und Wurzeln heim, welche er sogleich dem Sennen zeigte, um von ihm zu hören, wie man sie nenne und wozu sie gut seien. Zugleich theilte er dem Ueberraschten mit, daß er sich nun entschlossen habe, wenigstens für den Fall der Noth, ein Thierarzt zu werden. Dem Sennen machte Franzens Entschluß unverkennbar große Freude; er versprach ihm alles treulich mitzutheilen, was er sein Lebtag' in dieser Beziehung erfahren und gelernt habe.

„Zwar," meinte er, „werde ich dir hier nur von den Zeichen, an denen man eine Krankheit erkennt, und von den Mitteln dagegen sagen können, da wir hoffentlich keine kranken Kühe bekommen; aber auch die studirten Thierärzte lernen anfangs nicht viel mehr, das Thun

ist auch hier wie sonst überall das Wichtigste und Lehrreichste. Einstweilen will ich dir sagen, was ich weiß, und im Winter wird es dir nicht an Gelegenheit zum Lernen fehlen. Sobald es dir nicht mehr zu gemein ist in den Ställen der Bauern zu sitzen, sobald du nicht mehr den ganzen Tag sauber geleckt und gestriegelt daheim bei den Büchern sitzest, wird jeder dich um Rath und Hülfe ansprechen im kleinsten Nothfall, und du wirst dir in kurzer Zeit viele und gute Freunde gewinnen, denn durch den Stall geht, wie du weißt, der Bauer in die Stube. Ein bischen Stallgeruch wird dich bei den Leuten, mit denen du es zu thun hast, nicht unbeliebt machen und dir viel weniger schaden, als wenn du etwa wie Wein und Cigarren riechen würdest."

Nun kletterte Franz fast täglich, Wurzeln und Kräuter suchend, auf den Bergen herum; seine Begierde, das Gelernte nun auch zu üben, war so groß, daß es ihn sichtbar freute, als zwei seiner eigenen Kühe krank wurden. Er behandelte dieselben mit Glück, und nun wuchs Lust und Liebe zum Ding immer mehr. Der Senn kannte bei weitem nicht alle Pflanzen, welche Franz heim brachte, und dieser beschloß daher, sich über die Pflanzen Vorarlbergs und über die Behandlung kranker Hausthiere einige Bücher von Bregenz herein kommen zu lassen. Der Senn hatte nicht viel dagegen einzuwenden; er meinte nur: Die, welche Bücher machen, würden von so etwas wol nicht viel verstehen. Franz sagte nun, daß die Büchermacher nicht etwa eine besondere Klasse von Leuten seien, sondern Menschen aus

allen Ständen und Verhältnissen hätten schon durch Bücher ihre Ansichten und Meinungen, oder was ihnen sonst im Kopfe herumgegangen sei, zur Belehrung oder Unterhaltung Anderer und zum Unterhalt ihrer selbst veröffentlicht. Der Senn meinte, das beste Buch sei Erfahrung, doch würde er die Sachen gerade nicht ungern lesen, nur um zu sehen, was die Herren verstanden hätten.

Die Tage waren schon bedeutend kürzer geworden und immer lauter wiederhallten die Berge, wenn Franz seine frohen Lieder sang. Der Septembernebel machte seinen Wanderungen ein Ende und zwang ihn, nahe bei den Kühen zu bleiben, die er jetzt nur zu bald aus den Augen verlor.

Jetzt dachte er oft wieder an seine Heimat. Er war gern auf der Alp gewesen und doch war er froh, daß der Heiligkreuztag nahte. Er gedachte, im Dorfe drunten nun ein ganz anderes Leben anzufangen. Früher hatte er überall nur dummen Bauernstolz, Aberglauben und Geiz gesehen. Jetzt erwartete er lauter Sennen anzutreffen, der Bauernstolz war edles männliches Selbstgefühl, der Aberglaube hatte einen tiefen geheimnißvollen Grund, der Geiz war weise Sorgfalt für das Glück und Wohl der Angehörigen. Kurz, alles war herrlich und prächtig und gut. Ihn aber erwartete die allerschönste Aufgabe, nämlich die, dem Vater die Augen zu öffnen und dem Durstenden die vielen Quellen rings um ihn her zu zeigen; dann auch in Mariannens Hause dem Frieden und dem Glücke die

Thüre wieder zu öffnen. Franz malte sich das Dorfleben jetzt so schön aus, daß man es ihm nicht verargen darf, wenn er den Heiligkreuztag fast nicht mehr erwarten konnte.

Jemehr er nach Mitteln und Wegen suchte um für Klausmelkern etwas zu thun, desto mehr mußte er die gute Mariann bemitleiden, denn er sah sie unter dem Alten das leiden, was sich ihm vermuthlich als Hinderniß in den Weg stellte. Sie sollte ja alle Launen ertragen, hatte nie einen freien Augenblick und mußte leben wie in einem Kloster. Wie viel besser hatte sie es, wenn einmal der Bruder ihr einen Theil ihrer Arbeiten und Sorgen abnahm. Franz konnte kaum noch begreifen, warum er an das nicht früher gedacht, nicht früher Schritte gethan habe, um dem Bruder eine erwünschte Antwort schicken zu können.

Am Tage vor der Heimfahrt brachte der Beiknecht die Kleider der Alpknechte, den sogenannten Alpsaum ins Dorf hinab und kam mit einem ganzen Sack voll natürlicher und künstlicher Blumen wieder zurück. Abends nach dem Melken wurden nun die Hüte der Alpknechte und die Schellenbänder und Köpfe der schönsten Kühe, sowie auch derjenigen, welche den Knechten die liebsten waren, mit Kränzen umgeben, während man sich gegenseitig gestand, daß man sich in der letzten Woche in Gedanken mehr mit der Heimat beschäftigt habe, als in den neun vorherigen.

Dann legte man sich zum letztenmal für dieses Jahr ins Heu. Vom Schlafen jedoch war noch lange

keine Rede. Das Scheiden von Menschen, mit denen man Monate lang im schönsten Frieden lebte, weckt in Jedem ein wehmüthiges Gefühl, welches den frohen Gedanken an die Wiederkehr zu den Seinen eine Zeitlang gar nicht mehr aufkommen läßt. In solcher Stimmung theilt man sich noch Manches mit, was man sonst immer sorgfältig verheimlichte. Franz und die Andern gestanden sich gegenseitig, daß sie sich sehr viel zu verdanken hätten, obwol sie anfangs nicht besonders viel Gutes von einander erwartet. Der Beiknecht bemerkte: „Man sollte sich das zur Lehre nehmen und nie mehr urtheilen, bevor man selbst gesehen und gehört habe. Er wenigstens nehme sich fest vor, dem allgemeinen Geschwätz allein nie mehr zu glauben." Da sagte Franz: „Wenn ich anders bin, als die öffentliche Meinung urtheilte, wenn ich eure Zufriedenheit verdiene, so hab' ich das nur euch zu verdanken; früher war ich wirklich der erbärmliche verbissene Sonderling, für den ihr mich hieltet."

Nun versprach man einander, sich nur Gutes nachzureden und wenn man sich später da oder dort wieder antreffe, daran zu denken, daß man einen Sommer friedlich und froh mitsammen gelebt habe.

Am Morgen in aller Frühe wurden noch die letzten Kränze gewunden und dann den Kühen die geschmückten Schellen angelegt. Dann nahmen Franz und der Beiknecht Abschied vom Sennen, der noch in der Hütte bleiben und alles in Ordnung bringen mußte. Wol sah man sich im Dorfe drunten bald wieder, aber darum er-

faßte die drei doch ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, als sie in der engen dunkeln Stube einander die Hände reichten.

Im Stalle war große Bewegung, als die Kühe die bekannten Klänge der Alpzugsschellen hörten. Fröhlich muhend und brüllend sprangen die losgelassenen Thiere dem Beiknecht nach zum Stalle hinaus.

Es war ein fröhlicher Alpzug. Alle Kühe, die Franz vor zehn Wochen daherauf getrieben hatte, konnte er wieder mitnehmen. Keiner der Alpbesetzer mußte ihm traurig oder gar mit Vorwürfen entgegen kommen. Lächelnd gedachte er jetzt des Vorsatzes, den er beim Alpzuge gemacht hatte, und fing nun an zu singen und zu jauchzen, daß es fünf- und sechsfach in den nahen Bergen wiederhallte. Etwa eine halbe Stunde mochte Franz auf dem Wege sein, als ihm die Eigenthümer der Kühe schon entgegen kamen, die nun alle auf einmal mit ihm reden und ihren Kühen nachfragen wollten, „wie sie sich gehalten und wie viel Maß dieselben beiläufig auf die Milchtafel gebracht hätten.“ Franz gab allen Auskunft so gut er konnte und sah dann lächelnd zu, wie jeder von ihm weg zu seinen Kühen eilte, um dieselben streichelnd und liebkosend wieder zu begrüßen. Nur Sepp blieb bei Franzen zurück. Er lobte ihn, daß er, wie der dem Alpsaum von ihm beigelegte Pack beweise, für die lange Weile Kräutersammler geworden sei. „Zwar,“ sagte er, „halte ich nicht viel auf Hausmittel und solche auswendig gelernte Pfuschereien, aber es ist doch ein Weg zu den Leuten, da man die ungemein hoch

schätzt, welche so etwas treiben. Der Senn wäre ohne diesen Hokuspokus gewiß nicht bei Jung und Alt so beliebt geworden. Er hat dir also den Weg doch gezeigt, den er selbst geht und immerhin ist das mehr als ich von ihm erwartet hätte." Franz wollte nun anfangen die Hausmittel und den Glauben an dieselben zu vertheidigen; sie seien, wie die Sprichwörter aus der Erfahrung entstanden und daher . . .

„Gut, gut!" fiel Sepp ein, „spare deine Abhandlung nur für die Mutter, der wird sie besser gefallen. Ich halte jeden Hausmittelbraucher für einen Betrüger, oder einen Betrogenen. Aber salbe du meinetwegen, bis du genug hast. Wenn du mich nur mit deinen Lobreden gehen lässest, will ich dich gern machen lassen; ja sogar loben will ich dich — wie im Evangelium der Herr den ungerechten Haushälter lobte." Franz betheuerte, daß er nicht betrügen, die Liebe und Dankbarkeit der Mitmenschen nicht mit List gewinnen, sondern verdienen wolle. „Dann ist's ganz recht," sagte Sepp, „deine Absicht ist also gut, kurz, für dich ist alles gut, und um Andere sich zu kümmern ist jetzt nicht mehr Mode." Franz sah wol ein, daß er und der Vater noch nicht so schnell eins werden könnten, doch tröstete er sich damit, daß er bald Beweise für sich haben werde und sagte, er kümmere sich schon auch um Andere und möchte zum Beispiel ungemein gern wissen, wie es jetzt beim Barthle zugehe, da er im Sinne habe, dem Klausmelker so bald als möglich zu schreiben. Sepp wußte nicht viel zu berichten, er vermuthete, daß der Alte jetzt nicht bei guter

Laune sei, da man ihm vor kurzem eine kranke Kuh aus der Alp heimgebracht habe.

Jetzt kam der Zug ins Dorf. Stolz schritten die bekränzten Kühe voran, als ob sie wüßten, daß ihretwegen die Leute zu allen Thüren und Fenstern heraus schauten.

Franzens Mutter, die heute den ganzen Morgen nirgends Ruhe fand, war die erste gewesen, die das Schellengeläute gehört und den Zug gesehen hatte. Glücklich wie ein Mädchen, dessen Geliebter siegreich aus blutigem Kriege heimkehrt, stand sie unter der Hausthür. Zuerst war es ihr, daß sie Franzen entgegen hätte eilen und ihn auf der Gasse begrüßen und umarmen mögen; doch sie sah den Sepp, sah die vielen andern Leute nun auch, und jetzt war sie ganz ruhig und wischte sich die Augen mit zitternden Händen.

Mari war übrigens nicht die Einzige, welche den Zug mit nassen Augen ansah. Das frohe Jauchzen der Aelpler, das Muhen und Schellen der glücklich und gesund heimkehrenden Kühe dünkt den Bauer und die Bäurin schöner, feierlicher als Orgelton und Saitenklang. Keiner, der den Bauern und sein Fühlen und Denken kennt, wird es unbegreiflich finden, daß zu Schwarzenberg*) noch vor wenigen Jahren stets mit allen Kirchenglocken geläutet wurde, wenn der Alpzug aus der der Gemeinde gehörenden „Gräsalp" ankam.

Auf dem Marktplatze des Dorfes hielt der Zug

---

*) dem Geburtsort der Angelica Kaufmann.

stille. Sepp und die andern Bauern suchten jetzt mit Hülfe der Alpknechte die ihnen gehörenden Kühe heraus, und trieben dieselben in ihre Vorsasse — niedriger gelegene, eine bis ein und einhalb Stunden vom Dorfe entfernte Alpen, wo die Bauern mit ihrem Vieh sich aufhalten, bevor die Hochalpen bezogen werden und nachdem dieselben verlassen worden sind.

Neuntes Kapitel.

Der Alpsonntag.

Am ersten Sonntag nach Heiligkreuztag — dem sogenannten Alpsonntage — Morgens hatte Franz gleich den andern Alpknechten gebeichtet, dann mit der Mutter den Kaffee getrunken und spazierte nun sonntäglich gekleidet vor dem Hause auf und ab. Während er dichte Wolken aus der wieder hervorgesuchten, porzellanenen Sonntagspfeife blies, dachte er daran, wie mißvergnügt, wie unzufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt er den letzten Sonntag gewesen war, den er daheim zugebracht hatte. Hätte er damals gewußt, wie frohe Tage auf der Alp ihn erwarteten, so würde er den kurios angeschaut haben, der im Stande gewesen wäre, ihm vorauszusagen, daß er dennoch hernach das Leben in seiner Heimat für das angenehmste auf der ganzen Welt halten werde.

Wie ganz anders war er geworden seit damals und wie ganz anders kamen ihm auch Welt und Menschen vor, da er sie nun mit heiterm Lächeln ansah! Jetzt

schien es ihm beinahe unbegreiflich, daß er sich früher an so manchem schönen Sonntage in seine vier Wände einsperren und über das frohe Reden und Lachen der Vorübergehenden hatte ärgern können, weil ihn das zuweilen beim Lesen störte. Er war niemals ein Freund und Liebhaber von Unterhaltungen gewesen, wie sie in seinem Dorfe am häufigsten vorzukommen pflegten. Den Bauern, meinte er, seien ihre Kühe ihr Alles und so würden auch sie selbst mehr als halb zum Thiere, das von nichts wisse, als von seiner Nahrung und von seinem Nest. Auch der Bauer wisse von nichts, als vom Nutzen oder Schaden, den er mit seinem Vieh gehabt. Es gebe doch auf der Welt nichts Langweiligeres, als die Geschichte einer Kuh von A bis Z anhören zu müssen: an welchem Wochentage und in welchem Kalenderzeichen sie zur Welt gekommen sei, wie die Mutter ausgesehen, wie alt dieselbe damals gewesen, was das Weib, der Schwager und der Nachbar über das Kalb gesagt, wie viel Milch es getrunken und ähnliches; dann auch noch, wie man später lieber Geld entlehnt als das stattliche Rind verkauft habe und so weiter bis auf den heutigen Tag. Das seien doch Unterhaltungen, daß es schade wäre um die verplauderte Zeit sowol, als um die Gabe der Sprache. So hatte Franz früher über die Unterhaltungen der Bauern geurtheilt, daher dieselben soviel als möglich gemieden; heute aber war ihm jeder Vorübergehende willkommen. Er kannte beinahe alle Verhältnisse und Angelegenheiten derjenigen, die er antraf, wie das bei jedem Dorfbewohner der Fall ist, der, wie

man zu sagen pflegt, allen Andern in Stall, Küche, Wohn- und Schlafstube hineinsehen kann. Es war ihm daher leicht möglich, mit jedem ein Gespräch über sein Lieblingsthema — seine Angelegenheiten — anzufangen, wobei sicher jeder sich am besten unterhielt, obwol oder vielmehr weil Franz ihn fast immer allein reden ließ und nur den Zuhörer machte.

Es nahm dann auch bald hie und da Einen Wunder, warum heute die Leute so lange bei Franzen stehen blieben, und immer mehrere kamen, um zu hören, was es denn da Besonderes gebe, so daß er sich bald von etwa zwanzig Bauern umgeben sah. Bisher hatte Franz nichts aus Berechnung gethan, jetzt aber wollte er den guten Leuten, die heute so freundlich und mittheilend waren, doch auch ein Opfer bringen, wollte ihnen zeigen, daß er nicht der sei, für den sie ihn bisher hielten.

Sobald er unter den Anwesenden einige Mitbesetzer seiner Alp erblickte, fing er mit denselben von ihren Kühen zu reden an und nun waren — wie er vermuthet — wenigstens für den Augenblick auch die letzten Vorurtheile gegen den Sonderling beseitiget, welche bisher noch den Redestrom zurückgehalten hatten. Franz mußte beinahe lachen, als es auf einmal so laut wurde, daß man kaum noch einen der Redenden verstehen konnte. Unwillkürlich dachte er wieder an sein früheres Urtheil über solche Unterhaltungen, aber er merkte bald, daß die Geschichte einer Kuh bei weitem nicht so uninteressant sei, wie er früher gewähnt hatte. In solchen Geschichten zog immer auch ein Abschnitt aus dem Leben des

Erzählers an Franzen vorüber, ja oft wurde die ganze Familie, mit ihrem Wollen und Können, um die Kuh herum gestellt. Wenn zum Beispiel Christian von seiner „Blaßköpfigen" erzählte, erfuhr man so nebenbei auch, daß er seinem Weibe und ihren Verwandten sehr viel nachfragen müsse, und daß erstere, obwol alle Jahre reicher und wohlhabender werdend, dennoch jeden Gulden zweimal umkehre, ehe sie dem Mann denselben in die Hände lasse. Franz fand das auch ganz natürlich, als Christian zuletzt erzählte, wie es gegangen sei, als er im letzten Winter beim Adlerwirthe das Geld für das Kalb der Blaßköpfigen vom Metzger eingenommen habe. Ja nicht nur die Erzählenden, sondern, wie gesagt, oft auch alle ihre Angehörigen konnte man durch solche Geschichten kennen lernen, und zwar oft besser, als wenn man vielleicht Wochen lang bei ihnen gewesen wäre. Der alte Martin erzählte: „Am nämlichen Tage, an welchem der heil. Klaus ihm seinen jüngsten Buben gebracht habe, sei ihm auch ein Kalb zur Welt gekommen. Das Kalb mußt du dem Jungen aufziehen! habe er zu sich selbst gesagt. Es sei denn auch eine wahre Prachtkuh geworden, bis der Junge in's sechste Jahr gekommen. Dann aber sei das gute Thier auf dem Eise gefallen und habe ein Bein gebrochen, so daß man es habe fortthun müssen. Ihm nun habe das damals schon so weh gethan, daß ihm das Weinen nahe gewesen; sein Weib aber habe gesagt: Da sehe man es wieder, wie Glück und Unglück neben einander komme und sich die Wage zu halten suche. Der Vater komme um eine Kuh und der Junge

finde — ein Vogelnest — alles an einem Tage. Ihm sei diese Rede so — so, er wisse nicht wie vorgekommen, daß er darüber gelacht und seinen Kummer bald vergessen habe."

Der immer aufmerksamer zuhörende Franz dachte bei diesen und ähnlichen Erzählungen oft an die Behauptung des Sennen, daß man bei den Bauern durch den Stall ins Haus gehe. Jetzt war es nicht mehr bloß Berechnung, was ihn an diese ihm ganz neue Unterhaltung fesselte, sondern die Liebe zu den einfachen, glücklichen Menschen, die er dabei kennen lernte.

Man unterhielt sich so gut und so lange, daß man beinahe zu spät in die Kirche gekommen wäre.

Franz vergaß in der Eile sogar seinen Hut mit einem Blumenstrauße zu schmücken oder schmücken zu lassen, was außer ihm heute wol sonst im Bregenzerwalde kein einziger Alpknecht vergessen hatte. Erst als er in der Kirche die mit Blumen fast ganz bedeckten Hüte der andern Aelpler sah, erinnerte er sich an den alten Landsbrauch und seine Vergeßlichkeit ärgerte ihn jetzt so sehr, daß er der Predigt nur wenig Aufmerksamkeit schenkte und unter der Messe sein Gebetbuch verkehrt in den Händen hielt. Er dachte, heute sehe Alles auf ihn und wenn man dann bemerke, daß er wieder nicht gethan habe wie die Andern, so werde man kopfschüttelnd, achselzuckend und handumdrehend sagen: Er ist doch immer der alte Sonderling! was ihm jetzt bei weitem weniger gleichgültig gewesen wäre, als früher, wo er die Leute noch zu wenig achtete und liebte, sich um ihr Urtheil über

ihn zu kümmern. Nach dem Gottesdienste eilte er heim, so schnell er konnte. Dem guten Tropfen fiel es nicht ein, daß das den auf dem Platze vor der Kirche versammelten Alpknechten sowol, als den Andern, welche an diesem Tage jeden Aelpler wieder einmal von oben bis unten betrachten wollen, noch viel mehr als sein unbekränzter Hut auffallen und ihn von neuem in den Ruf eines unverbesserlichen Sonderlings bringen werde.

Auf die überall laut werdende Frage: „warum ist der Franz nicht da?“ konnte man die verschiedensten Antworten hören. Da hieß es: er sei zu stolz, sich neben sie zu stellen, dort: der müsse heimeilen, um die im Sommer versäumten Zeitungen zu lesen, es sei für ihn schon merkwürdig viel, daß er sich habe Zeit nehmen können in den Gottesdienst zu gehen. Einige meinten, er müsse sich von den Worten des Pfarrers besonders getroffen gefühlt haben, denn er habe unter der ganzen Predigt einen Kopf gemacht wie eine gelbe Rübe; dagegen aber wollten Andere wissen, daß er von der Predigt kein Wort, ja keine Silbe gehört habe. Solche gescheide Köpfe brauchten ja das nicht mehr zu hören und hätten Wichtigeres zu sinnen als das. Habe doch der Tölpel unter der Messe nicht bemerkt, daß das Gebetbuch in seinen Händen so „unter und über“ sei, wie die Welt alle Nächte. Der Franz sei und bleibe gewiß ein Sonderling von der ungehobeltsten Art, man möge ihn hinbringen, wo man wolle. Auf Zeitlosenstengeln würden auch im Paradiesgärtlein keine Kirschen wachsen.

Einige der Beherztesten wagten nun gegen den Strom

zu schwimmen. Erst leise, und dann, als sie sahen, daß es ihnen nicht an Zuhörern fehle, immer lauter erzählten sie: „Heute vor dem Gottesdienst seien sie lange bei Franzen gewesen, und er habe so ordentlich mit ihnen geredet und so vernünftig, als ein Mensch in seinen Jahren es nur im Stande sei, so daß sie dann hernach beim Kirchengehen sich hätten gestehen müssen: der Franz wäre denn doch im Grunde gar nicht so übel, und es sei nur jammerschade, daß er dem alten Freimaurer gehöre. Ja, es thät's kein Mensch glauben, wie der so anders sei als der Sepp. Man könne mit ihm schwätzen von was man wolle, und so liebsam sei er und so freundlich —"

„Wie eine Katze, die just einen Braten riecht," fielen die Andern lachend ein. „Meint ihr," spotteten einige, „man werfe mit Prügeln drein, wenn man Vögel fangen will? Die Kinder lockt man mit Zucker und die Narren mit freundlichen Worten. Ihr solltet nur hören, wie Vater und Sohn heut noch lachen über euere Redereien, die ihnen sicher wenigstens eben so dumm vorkommen als uns ihr Zeitungsgeschwätz. Konntet ihr Tröpfe denn so alt werden, ohne die beiden Spitzbuben, die wie die Füchse wol die alten Haare, aber nie die alte Tücke lassen, besser kennen zu lernen?"

Die Gesichter derjenigen, welche Franzen zu vertheidigen versucht hatten, verlängerten sich immer mehr, denn nun wurde ihnen das Unbegreifliche klar und mit wahren Sündermienen hörten sie die Vorwürfe derjenigen an, welche sie Wetterfahnen und erbärmliche Schwäch-

linge nannten, die der Freimaurer in fünf Minuten jüdisch, und sein Franz in gleicher Zeit lutherisch zu machen im Stande wäre.

„Die Stimme der ganzen Gemeinde ist die Stimme der Wahrheit.“ Das ist ein Sprichwort, an welches der Bauer wenigstens eben so glaubt, als an seinen Katechismus. Nichts auf der Welt achtet und fürchtet der gewöhnliche Dorfbewohner mehr als die öffentliche Meinung, ihr gelingt auch das, was aller geistlichen und weltlichen Beredtsamkeit unmöglich wäre; die Eigensinnigsten kann sie umstimmen und der Stolzeste unterwirft sich endlich dem harten Urtheile, welches die Allmächtige über ihn gefällt hat. Wenn jetzt die Lobredner Franzens noch mit den Andern stritten, so thaten sie das nicht mehr um den Sonderling zu vertheidigen, sondern alles, was von ihnen gesagt wurde zu seiner Vertheidigung, war nur noch der Nothschrei der geschlagenen Eigenliebe, der letzte Verzweiflungskampf gegen den Vorwurf der Dummheit und Schwäche, den ihnen die öffentliche Meinung, wie früher den Verbrechern die Schandtafel, anzuhängen drohte. Doch ihre Niederlage war leicht vorauszusehen, denn wenn Bauern, sei es nun im Scherz oder Ernst, über Unwichtiges oder Wichtiges, mit einander streiten, entscheidet fast immer die Mehrheit der Stimmen, weil sich die Streitenden nicht mit Gründen zu widerlegen, sondern einfach — zu überschreien suchen.

Während das eben Erzählte auf dem Kirchenplatze vorging, saß Franz auf der Bank vor der Hausthüre

neben der Mutter, die seinen Hut mit Blumen schmückte. Eine Zeit lang hatten beide geschwiegen und nur den Vorübergehenden Red' und Antwort gegeben; als es aber auf der Gasse leer geworden war, sagte Franz: „der Vater muß heute Wichtiges zu verhandeln haben mit dem Adlerwirth; schon mehr als eine Viertelstunde sehe ich die beiden am Hag drunten stehen und plaudern."

„Ja der gute Mann scheint in seiner Freude ganz vergessen zu haben, daß das Mittagessen erkaltet und daß wir auf ihn warten," sagte die Mutter.

„In seiner Freude — worüber?"

„Hast du denn das Neueste noch nicht gehört vom Sägenprozeß?"

„Vom Sägenprozeß?" sagte Franz sich besinnend, „ja richtig! Im Sommer hat mir der Vater davon erzählt."

„Seit damals," fiel die Mutter lächelnd ein, „hat der Handel ein ganz anderes Gesicht bekommen und wird nun hoffentlich wol bald zu Ende sein."

„Und wer wird gewinnen? Was glaubt man?" fragte Franz ein wenig gähnend.

„Nun der Adlerwirth und der Vater; doch den Vater freut es jetzt viel weniger, da er doch dem Vorsteher keinen Possen mehr spielt," antwortete die Mutter und das bisherige Lächeln war plötzlich aus ihrem Gesichte verschwunden.

Franz bemerkte das und mit etwas mehr Theilnahme, als er vorher gezeigt hatte, fragte er: „Wie ist

es denn mit dem Handel worden seit dem Sonntage, wo der Vater mich besuchte?"

„Daß der Vater dir noch nichts erzählte, nimmt mich fast Wunder," sagte die Mutter, „er erzählt sonst sehr gerne davon; doch ist er eben, seitdem du von der Alp gekommen bist, fast nie mehr zu Hause gewesen. Der Vorsteher und sein Anhang hätten, wie du dir wol einbilden kannst, keinen Grund gehabt, sich auf die Seite des Finken zu stellen und so hitzig für seine Sache zu kämpfen, wenn das Oberhaupt unseres Dorfes nicht von der Hoffnung, der Fink werde sein Töchtermann werden, besessen gewesen wäre. Die ganze Gemeinde wußte von der Liebschaft und nun hatten selbstverständlich die Gemeinderäthe nichts Wichtigeres zu thun, als dem Vorsteher sich gefällig zu zeigen. So standen die Sachen noch am letzten Kirchweihtag, an welchem der Fink mit der Susanne tanzte, daß es stob. Zum Unglück sind auch einige Fremde auf dem Tanzplatz gewesen, die haben so nobel gethan wie die vornehmen Vergnügungsreisenden, denen nichts gut genug ist. Sogar Glühwein haben sie sich machen lassen. Nun was denkst, wie wird einem Finken zu Muthe, wenn er mit einer Vorsteherstochter tanzt und so etwas vor sich sehen muß? Du weißt wohl, daß man ungern hinter Andern steht, man will eben auch kein Knicker sein und will zeigen, daß man schon kann, wenn man mag. Kurz, der Fink war so gut als einer im Stande Glühwein zu zahlen, und gleich mußte eine Halbe auf den Platz. Dadurch bewies er nun freilich, daß er kein Geizhals sei und wol auch einmal

den Zapfen springen lassen könne; aber er bewies auch, daß er noch nicht wisse, wie eine Vorsteherstochter von altem Schrot und Korn denke, eine, die zu stolz ist auf sich selbst, um sich noch durch solche Aeußerlichkeiten ein erkauftes Ansehen geben zu wollen. Ums Leben hätte Susanne keinen Tropfen getrunken. „Das sei ihr zu theuer," hat sie laut gesagt. „Das sei ein Gesöff so für Leute, denen der Bach das Geld bringe." „Ihm als dem Sägmüller bringe der Bach das Geld," hat er lachend erwiedert, „und der Wein," fiel sie ein, „nimmt dirs wieder fort." Noch eine Zeit lang haben die beiden zur Unterhaltung der andern Anwesenden gestritten und sind alsdann unwillig mit einander heim. Was es da noch gab, habe ich nicht gehört, am andern Tag aber hat der Vorsteher dem Finken berichten lassen: „Sein Mädchen sei kein Weinfaß; wenn er alles verprassen wolle, so solle er es nur allein thun, er der Vorsteher wenigstens werde seine Susanne und sein Vermögen nie und nimmermehr dazu hergeben." So hat auf einmal alle Lieb' und Freundschaft ein Ende gehabt und auch der Sägenprozeß hat, wie gesagt, ein ganz anderes Gesicht bekommen; denn der Vorsteher und natürlich mit ihm seine Anhänger machten kehrum, weil sie nun über Nacht zu der Einsicht kamen, daß dem guten Adlerwirth grausam unrecht geschähe, wenn sie ihren Einfluß auf dem Gericht gegen ihn gebrauchen würden. Zeiten ändern die Menschen! Früher hat das keiner im Dorf öffentlich zu sagen gewagt als dein Vater und der Pfarrer und der Adlerwirth."

Franz hatte der Erzählung der Mutter ruhig zugehört; als sie schwieg, sprang er auf und lief eine Zeit lang heftig hin und her. Dann plötzlich vor der Mutter stehen bleibend, fragte er: „Aber wie haben denn die Herren ihre schnelle Sinnesänderung den Leuten erklärt, wie sich vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung gerechtfertiget?“

„Ja du lieber Gott! da hat es geheißen: der Pfarrer, der beim Adlerwirth so viel aus der Gemeinde und aus den Haushaltungen heraus inne werde, sei eben darum dem Adlerwirth sehr geneigt, und er würde daher grausam zornig werden und es recht auf die hohe Achsel nehmen, wenn man den Wirth nicht machen lassen wollte. Das hat man in der letzten Zeit Jedem erzählt, der es hören wollte, geglaubt hat's aber im Grunde kein Mensch, weil ja Jeder den wahren Sachverhalt wußte.“

„Also der Pfarrer sollte am Ende die Suppe essen, die die Andern einbrockten?“ eiferte Franz.

„Die Suppe war jetzt schon zu essen. Es ist ja Allen recht, daß eine Säge gebaut wird — etwa den alten Barthle ausgenommen — und sicher macht sich heute die ganze Gemeinde mit der Sache nicht mehr so viel Kopfarbeit als du.“

„Was sagen denn die Leute, die, wie ihr mir vorhin erzähltet, den Ausreden unserer Regenten keinen Glauben schenken?“

„Sie lachen.“

Wieder schritt Franz eine Zeit lang hastig auf und ab, dann plötzlich laut auflachend, rief er aus: „Sie haben

gut lachen, so gut als der alte Martin an dem Tage, da er um eine Kuh kam und sein Bub' ein Vogelnest fand. Glücklich wer über so etwas noch lachen kann! Und doch," sagte er nach einer Pause, „doch möchte ich nicht so glücklich, nicht so einfältig sein. Haben denn die Schafsköpfe keinen Funken von Rechtsgefühl in sich, daß sie bei so etwas gleichgültig bleiben können? Wenn die Kirchweihgeschichte nicht drein gekommen wäre, so hätte alles einen andern Ausgang gehabt und so wenig als jetzt würde es einem in den Sinn gekommen sein, etwas gegen die Urtheile der Gesalbten einzuwenden. Wunderliche Welt!"

„In die Kirche gehen, wenn's läutet," sagte die Mutter — „und zahlen was man gebietet!" fiel Franz ein, „das würde mir auch der Senn gesagt haben. Und wirklich, das ist das Wahre! Gott und der Kaiser könnten sich diese Leute kaum anders wünschen, als sie sind. Sie passen bei weitem besser auf die Welt, wie sie hier herum ist, als ich und der Vater."

„Aber nun laß einmal sehen, wie du ausschaust," sagte die Mutter, die unterdessen Franzens Hut mit Blumen umkränzt hatte.

„Prächtig!" rief sie, als Franz den Hut aufgesetzt hatte, und ihr Wohlgefallen an dem wirklich schönen Sohne selbst vor ihm nicht verbergend, fuhr sie, ihren Liebling mit mütterlichem Stolze betrachtend, nach einer Pause fort: „Nun darfst du dich neben jedem Aelpler sehen lassen. Man sieht's jetzt, daß nur deine Lebensart, nicht deine schwache Natur Schuld gewesen ist an

deinem gottserbärmlichen Aussehen. Wie du jetzt so gesund und kräftig vor einem dastehst, daß es einem wohl thut dich zu sehen! Es wär wahrhaftig Schade, wenn du andere als Wälderkleider trügest. Weißt du's auch noch, wie ich mich um deine Lederhosen habe wehren müssen gegen den Vater? Der hat immer gelärmt: Er wollte aus dir einen Menschen, keinen eingezwängten, verbauerten Bregenzerwäldler machen, und um das was Brauch sei, kümmere er sich gar nicht. Nun ich glaube, du darfst dich jetzt neben jedem verbauerten und jedem nicht verbauerten Menschen sehen lassen."

„Mutter," sagte Franz lächelnd, „ihr macht mich wieder stolz wie damals, als ihr mir noch beinahe täglich Lederhosenpredigten hieltet und mir sagtet, ich werde doch nicht in der Welt herumlaufen wollen wie die Schneider und die fechtenden Handwerksburschen, an denen ihre langen Fetzen herumlottern, wie ein alter Strumpf an einem Rechenstiel. So macht ihr mich stolz, das ist wol nicht recht!"

„Nein, das mache ich nicht," eiferte die Mutter, „und du brauchst es auch nicht zu werden, wenn du schon weißt, daß du etwas besitzest, was nicht dein Verdienst ist. Schönheit und Gesundheit sind Gaben Gottes, für die man ihm danken soll; aber nicht stolz darauf werden, denn das wäre sündhaft. Uebrigens habe ich nur gesagt, daß dir deine Kleider gut passen und das kann mir Niemand anstreiten; auch der Hut steht dir jetzt staatsmäßig und den Blumen sieht es wol

kein Mensch an, daß nicht ein Schätzchen, sondern die Mutter sie zusammengebunden hat."

Bei diesen Worten that Franz unwillkürlich einen Blick zu Mariannens auf das sorgfältigste gepflegtem Garten hinab, wo noch mancher Strauß zu pflücken gewesen wäre.

Die Mutter, die das bemerkt hatte, sagte wehmüthig lächelnd: „Da drunten ist's für dich schon Winter und das letzte und schönste Röslein ist für dich zu Grunde gegangen, wenn's nicht auch unter'm Schnee sich erhalten und den Frühling erwarten kann, der doch hoffentlich bald allen Aprilstürmen der Laune ein Ende machen wird."

„Jetzt endlich kommt der Vater," sagte Franz erröthend und eilte in die Stube.

„Aber heut hab ich staunen müssen," rief Sepp schon unter der Thüre. „Steht dir der gelehrige Schüler des Sennen in einem Haufen Bauern wie einer, der etwas in einem Kasten für Geld sehen läßt, und erzählt von Weißfüßen und Schellkühen, daß auch Barthle mitsamt Haldenbauers Theresen daneben sich hätt' schämen müssen. Ja, Franz, auf die Art gewinnt man die Leute; doch auf die Art wird man auch ein erbärmlicher Tropf. Ist das noch dein Franz, der freie muthige Trotzkopf? hab ich mich fragen müssen, als ich, aus dem Vorsaß kommend, dich des Sennen Kunststücke machen sah, und „nein" hab ich antworten müssen, das ist ein Schüler eines Andern, das ist —"

„Zum Davonlaufen," fiel Mari ein. „Meinst du

denn, Franz müsse ein Schüler sein, entweder deiner, oder der eines Andern?"

„Es wär traurig, wenn das heutige Früchtlein auf seinem eigenen Acker gewachsen wär," warf Sepp etwas rauh ein, „er wird doch nicht schon wie die ärgsten Frömmler wähnen, der Zweck heilige das Mittel? Wer ein Gewissen hat, ist zu redlich, wer männlich denkt, zu stolz, um so den Komödianten zu spielen. Das sagt der gottlose Freimaurer und läßt dazu den Sennen ordentlich grüßen."

Franz wollte nun dem Vater erzählen, wie er mit den Bauern ins Reden gekommen und wie wohl ihm dabei geworden, Sepp aber mochte davon nichts hören. „Er kenne das ganz gut," sagte er, „man könnte darüber lachen, wenn man recht weit weg wäre; aber im eigenen Hause das erleben, selbst so ein Wesen Sohn nennen zu müssen, das könne man fast nicht ertragen. Er habe schon im Sommer bemerkt, daß es mit Franzen stark abwärts gehe, doch daß der so bald auch ihm gegenüber den Falschen und den Fremden machen werde, das wäre ihm auch im allerpeinlichsten Traum nicht eingefallen. Mir gegenüber," schloß der bisher ungewöhnlich hastig Redende auf einmal wehmüthig, „mir gegenüber, der auf der ganzen weiten Welt nur noch dich hat, nur noch dich will, mache keine solchen Dummheiten. Sieh, dein Vater steht vor dir und bittet dich: sei mir gegenüber der alte gute offene Franz, daß mein Alter nicht gar zu freudenlos werde."

„O redet doch nicht so," bat Franz, „ich kanns

nicht mehr hören, wie ihr unnöthig euch selbst und mir weh thut. Gewiß hab ich an nichts Böses gedacht. Eure Abneigung gegen die Leute hat euch unbillig gegen mich gemacht."

„Nein Franz! wenn ich zu rasch war, so hat das der Kummer gemacht, dich auf einem Abweg zu sehen. Warum kümmerst du dich um das, was Andere von dir fordern oder wünschen? Steh du fest auf eigenen Füßen, daß der Schwache sich halten kann an dir, statt mit ihm hinzufallen und so ihm das Gefühl der Scham zu ersparen wegen seiner Erbärmlichkeit. Auch wenn man gradaus geht auf dem Weg, den man als den rechten erkennt, findet man zuweilen einen Anhänger, der einem auf Abwegen entgegeneilt und sich nun zu allem willig zeigt. Auch ich hab einen solchen gefunden; ei rath einmal wen!"

„Nun den Adlerwirth," sagte Franz verächtlich.

„Nein, um Gottes willen nein! Unsern alten Pfarrer wie er leibt und lebt. Nicht wahr, es geschehen doch auch noch Wunder? — Die Erklärung des Wunders ist freilich so lächerlich einfach wie hundert andere vielleicht auch. Hast du noch nichts vom Sägenprozeß gehört?"

„Nun mich freut's, wenn ihr nun Freunde werdet, nachdem euch dieser wunderliche Streit zusammen auf ein Brett getrieben," sagte Franz lächelnd.

„Von Freundschaft ist hier keine Red'," erwiederte Sepp kalt, „der Pfarrer hat nur vor meiner Menschenkenntniß Respekt bekommen. Natürlich! die ist ihm

alles bei seiner Amtsführung und drum kann er es fast nicht leiden, daß ein noch Größerer gegen ihn arbeiten sollte. Ich hab's schon früher gesagt, seine Beliebtheit sei zu Ende, sobald er nicht mehr nur Freimaurer vernichte, sondern gegen allgemeine Fehler auftrete, statt wie bisher, dazu jedesmal einen Kapuziner kommen zu lassen. Daß der Pfarrer so lang im Gemeindeausschuß bleiben konnte, daß er die Bauern erst heuer kennen lernt, und daß das beim Sägenprozeß Erlebte ihm gar so weh thut, beweist klar und deutlich, wie oft er gegen die hier sich breit und schwer machenden Uebelstände kämpfte, und was von ihm zur Hebung des Volkes gethan wurde. Der gute Mann hatte halt erwartet, wenn er sich auf Adlerwirths Seite stelle, werde der ganze Ausschuß ihm folgen, aber dießmal handelte sich's um die Sache des Finken, die auch die des Vorstehers war, drum pfiffs eben anders und ich glaub nicht, daß er in dreißig Jahren so viel Widerwärtiges erfahren hab, als diesen Sommer, da er sich zum Adlerwirth stellte. Jetzt stehen seine Rüben freilich wieder ganz schön und wachsen, daß es eine Art hat, aber ich glaub doch nicht, daß er diese Geschichte so bald vergessen könne."

„Wachsen denn deine Rüben nicht so schön, als die des Pfarrers, neben dem du doch gestanden bist?" fragte Mari.

„Ihr guten Leut!" rief Sepp wehmüthig lächelnd, „der Soldat kämpft und wagt sein Leben; der Herr General gewinnt die Schlacht und wird pensionirt. Mit mir ist die Welt fertig und ich mit ihr auch. Ich for-

dere, ich erwarte keine Anerkennung; das Selbstbewußtsein hat mir immer genug sein müssen. Auf mein einziges Kind aber hab ich gehofft, auf dich, du theurer Franz, hoff' ich noch. Die ganze Welt könntest du mich vergessen machen. Werde du, was ich erwarte, wünsche, dann bin ich trotz allem und allem der glücklichste Mann weit herum."

„O Vater!" rief Franz, „gewiß will ich das und von Herzen gern. Oft und oft schon hab ich gewünscht, Licht und Freud' in euer trauriges Leben bringen zu können, euch zu versöhnen mit der Welt und —"

„Mich mit der Welt versöhnen? Als ob mir die Welt nicht recht wäre? Hab ich doch schon vielmal gesagt: es sei jammerschade, daß sie von so erbärmlichen Wesen bewohnt werde. Soll ich etwa Freundschaft schließen mit diesen?"

„Essen und vergessen solltet ihr," antwortete Franz. „Wol oft habt ihr, da ihr das Alte nie ruhen ließet, auch Andere wieder an das erinnert, was man euch vorwirft. Nie seid ihr den Leuten auch nur einen Schritt entgegengegangen, einzig wo es etwas aufzubegehren gibt, seid ihr dabei, so daß man das allgemeine Urtheil über euch immer auf's neue bestätiget findet. Kommt Vater, geht auch einmal zu den Leuten wenn ihr ihnen nichts vorzuwerfen habt, und seid fröhlich mit ihnen. Geht nach dem Gottesdienst mit zum Adlerwirth. Der Senn hat mir oft erzählt, wie lustig es am Alpsonntage da zugehe, und wie alles friedlich und froh sei."

„Das also," sagte Sepp bitter lächelnd, „das also

wär die Nutzanwendung deiner Predigt? Nun du redest so gut du es verstehst, und mehr thut kein Gelehrter. Eigentlich ist's recht, daß du selbst erfahren willst, und wenn ich nicht zu den Kühen ins Vorsaß gehen müßte, so thät ich wirklich kommen um zu sehen, was du mit den Leuten anfangen werdest."

Als nun Mari sogleich den Antrag machte, die Arbeit im Vorsaß zu verrichten, damit Sepp den Abend frei habe, lachte er: „da scheint ja schon alles gehörig abgekartet zu sein zwischen euch beiden. Nachgeben ist da wol das Klügste, denn ich hätte nun doch keine Ruhe mehr bis auch du genug erfahren hast. Sicher wird's bis dahin nicht besonders lang währen, drum gebet dem Alpsonntag, was des Alpsonntags ist. Das meine will ich thun; doch erwarte nicht, daß ich Andern zu Lieb, Ehr, Kurzweil und Erbauung meinen Humor verleugnen werde, wie du heute Morgens. Nein, Fränzchen, mit Heucheln und Schmeicheln mag ich keine Freunde gewinnen."

Nach dem Essen spazierte Franz wieder vor dem Hause auf und ab. Er bemerkte es nicht, daß die Vorübergehenden scheu an ihm vorbei eilten und es absichtlich vermieden mit ihm sich in ein Gespräch einzulassen. Er hatte, sobald er vor das Haus gekommen war, Barthles Mariannen in ihrem Garten sorgfältig die noch nicht verwelkten Blumen begießen sehen, und nun entfernte er sich im Auf- und Abgehen immer mehr vom Vaterhause, um so nach und nach wie zufällig zum Gar-

ten zu kommen. Früher zwar hatte er beschlossen, einmal Barthles Abwesenheit zu einem Besuche seiner Tochter zu benützen, jetzt aber kam ihm das „tummle dich Maus! die Katz' ist außerm Haus" so unmännlich vor, daß er mit Erröthen an jenen Entschluß dachte. Warum sollte er Schleichwege suchen? Er brauchte den Alten, dem er nie etwas in den Weg legte, gar nicht zu fürchten. Der Streit seines Vaters ging ihn ja nichts an, und wenn dennoch Barthle sich allenfalls geneigt zeigte, die Sünden des Vaters am Sohne zu strafen, so durfte Franz nur seiner kranken Kuh nachfragen. Das war gewiß das beste Mittel, ihm sogleich alles Andere aus dem Kopfe zu bringen. So rechnete Franz, während er immer schneller auf und ab lief. Er erinnerte sich wol noch an die Worte des Vaters: „Suche nicht, dich bei Andern beliebt zu machen, sondern ihre Liebe zu verdienen!" und er nahm sich auch vor, „in Zukunft dem Vater zu folgen und sich nie mehr verbauerter zu zeigen, als er wirklich sei." Aber dießmal mußte er sich zu helfen suchen, so gut er konnte, mußte im Fall der Noth seine thierärztlichen Kenntnisse und alles benützen, denn unmöglich konnte hier eine kleine unschuldige List so viel Böses anrichten, als sie vielleicht verhinderte. Franz glaubte sich sogar vor seinem in diesem Stücke ungemein strengen Vater rechtfertigen zu können. Er kümmerte sich ja wirklich um die kranke Kuh und hätte sie von Herzen gerne gesund gemacht. Vielleicht hätte sich dann auch hier das Wort des Sennen bestätigt, indem der Weg durch den Stall

in Mariannens Haus und sogar zur Versöhnung mit dem alten Barthle führte.

„Ah, grüß Gott Alpknecht!“ rief jetzt Mariann dem hart zum Garten Gekommenen heiter entgegen, „du mußt heuer einen besseren Sommer gehabt haben, als die Erdäpfel, denn du siehst wirklich gut aus und trägst bei weitem kein so schullehrermäßig mageres Kreidegesicht mehr in der Welt herum, wie früher.“

Wenn der alte Barthle — mit Prügeln in beiden Händen — zum Hause heraus und auf Franzen losgesprungen wäre, so würde ihn das nicht so sehr überrascht haben, als diese Anrede derjenigen, die er für so grenzenlos unglücklich, so sehr seines Trostes bedürftig hielt. Der mitleidsvolle Jüngling hatte es sich so wunderschön ausgedacht, wie er nun der Verlassenen, Bekümmerten als tröstender Engel erscheinen könne. Vor allem wollte er ihr den Brief Klausmelkers geben, dann eine Antwort auf denselben mit ihr ausdenken und — so nebenbei auch sagen, wie viel viel Kopfarbeit ihm dieser Brief, und besonders ihr jetziges trauriges Leben schon gemacht habe. O, er hatte in der letzten Zeit wunderschöne und ungemein lange Reden zusammengestellt, die er bei dieser längst ersehnten Gelegenheit zu halten gedachte, um sein volles Herz ein wenig zu erleichtern; jetzt aber stand er mäuschenstill da, und seine Sonntagspfeife an der Gartenmauer ausklopfend und in Stücke zerschlagend, sagte er zu sich selbst: „Das also ist der Humor eines Mädchens, welches einen verlornen Sohn zum Bruder und einen Barthle zum Vater hat. Ist

das möglich? Nein, das ist nur Verstellung. Sie hat vom Alten erst den Haß gegen uns, noch nicht auch den Muth geerbt ihn zu zeigen, darum jetzt dieses Durcheinander von Warm und Kalt. Von der frühern Zeit ist ihr nur noch die Erinnerung an mein Aussehen geblieben."

So urtheilte Franz über die gute Mariann, die sich so herzlich gefreut hatte, da sie ihn immer näher zum Garten herankommen sah, und als er, nur noch wenige Schritte von demselben entfernt, wieder umkehrte, da hätte sie von Herzen gern ihm zugerufen, er solle nur kommen, der Vater sei heute fort, um nicht zu den Fröhlichen beim Adlerwirth gehen zu müssen. „Komm nur!" hatte sie schon gerufen; dann aber hatte sie, erschrocken über sich selbst, geschwiegen und war froh gewesen, daß Franz noch nichts gehört hatte. Was hätten sie denn einander Wichtiges zu sagen gehabt? Mariann wußte, obwol ihr vieles ungemein schwer auf dem Herzen lag, doch nichts das sie ihm hätte anvertrauen dürfen. Nein, alles lieber als ein vertrautes ernsthaftes Gespräch über etwas ihr am Herzen Liegendes! Reden wollte sie, mußte sie mit ihm, aber nicht um ihm etwas zu sagen, sondern bloß um zu reden und dadurch zu zeigen, daß sie an der Abneigung ihres Vaters gegen Sepp und die Seinigen keinen Antheil nehme. Aber durfte sie das thun? Durfte sie öffentlich zeigen, daß sie in diesem Stücke mit dem Vater nicht einverstanden sei? Es war ihr immer, ob sie vom Zimmer des Vaters her jenen grellen weithinhallenden Pfiff höre, dessen Bedeutung

sie schon als kleines Kind nur zu gut kennen gelernt hatte. Sie hielt das nicht für eine leere Einbildung, sondern für die Stimme ihres Gewissens, oder ihres Schutzengels, der sie warnen wollte, ja nichts hinter dem Rücken ihres Vaters zu thun, was er nie und nimmer geschehen lassen würde wenn er da wäre; lieber, um der Versuchung zu entgehen, sogleich den Garten zu verlassen. Und doch ging sie nicht, denn auch etwas Anderes regte sich mächtig in ihr und hieß sie bleiben. Sie wollte ja nichts Unrechtes thun, nur ein wenig reden mit einem Nachbarn, und zwar von den gleichgültigsten Dingen, um ihn ja durch nichts an das zwischen den Vätern Vorgefallene zu erinnern. Während Mariann so noch zwischen Sollen und Wollen schwankend bald einen Schritt gegen ihr Haus, bald zwei Schritte gegen die Gasse ging, war Franz wieder hart zu ihr herangekommen. Als Mariann, die bisher ihr Gesicht dem Hause des Vaters, selbst wenn sie gegen die Straße schritt, zugewendet hatte, das Köpfchen wieder drehte, um sich verstohlen nach Franzen umzusehen, erblickte sie ihn hart neben sich und den jetzt so gesund und kräftig Aussehenden mit Wohlgefallen betrachtend, sagte sie, um nur etwas zu sagen, jene Worte, die dann Franzen so sehr aus der Fassung brachten. Mariann, die eine scherzende Antwort erwartet hatte, sah ihm staunend zu, wie er die Scherben der in der Erregtheit zerschlagenen Pfeife zusammensuchte. Sie wollte es noch einmal scherzend versuchen ein Gespräch mit ihm anzufangen und sagte: „Du hast's wie die Weiber: wenn die

eine Schüssel zerschlagen, so ordnen sie die Scherben wieder sorgfältig zusammen und sagen: so wärs gewesen!"

Als aber Franz, der sich zu schämen anfing, noch immer auf den Boden sah und schwieg, sagte das ängstlich werdende Mädchen wehmüthig: „Aber Franz, ich habe dich doch nicht erzürnen wollen! Noch von früher her solltest du wissen, wie ich zu Zeiten eine Plaudertasche bin. Offenherzigkeit hab ich schon von deinem Vater gelernt, und zuweilen wird sie sogar zur Schwatzhaftigkeit. Ich glaube bald, es sei nur ein Glück für mich, daß ich nicht mehr oft zu den Leuten komme, wenn ich sie schon erzürne, sobald ich nur einige Worte mit ihnen rede."

„Du hast mich nicht erzürnt," entgegnete Franz.

„Wenigstens wollte ich's nicht," sagte sie. „Schon Vormittags in der Kirche" — Mariann erröthete und fuhr erst nach einer kleinen Pause wieder fort — „schon Vormittags hab ich mich über dein gutes Aussehen wundern müssen, fast noch mehr als darüber, daß du keinen Maien auf dem Hut hattest. Soll ich dir einen geben?"

Franz hatte noch nicht geantwortet, als sie ihm schon ein Sträußchen überreichte. Seine Hand zitterte, da er es ihr abnahm. Dann sagte er kurz und kaum hörbar: „vergelts Gott!" und ging.

Um alles in der Welt hätte er nicht mehr länger bleiben können, so sehr schämte er sich vor Mariannen und vor sich selbst. „Bist du," sagte er, indem er das

noch ganz gebliebene Pfeifenrohr in den Sägenbach warf, „bist du nicht gerade so dumm, launenhaft und kindisch, wie der sechsjährige Toni des Adlerwirths, der gestern hier auf diesem Platze seinem Hündchen einen Stein an den Kopf werfen wollte, weil es sich von ihm nicht streicheln ließ? und hättest du nicht noch weit mehr Ohrfeigen verdient, als das einfältige Kind? Also das wäre dein Mitleiden gewesen!“

Franz war froh, als er zum Nachmittagsgottesdienst läuten hörte. In der Kirche hoffte er seiner peinigenden Vorwürfe los zu werden. Das von Mariannen erhaltene Sträußchen steckte er nicht auf seinen Hut, weil er sich für unwerth hielt, mit demselben geschmückt zu sein. „Da steh!“ sagte er, indem er das lieblich duftende Geschenk in einem Glas voll Wasser auf das Tischchen in seinem Zimmer stellte, „da steh und erinnere mich morgen, übermorgen und noch lange Zeit an meine Hoffart und Selbstsucht! Der Senn hatte recht: nur die Sucht, eine Schellkuh zu werden, und dabei das Gefühl, dazu zu klein, zu schwach zu sein, das ist's was mich unglücklich macht. Ich habe das wol schon länger an mir bemerkt, habe Vorsätze gemacht und alles Mögliche, und doch war ich wieder der Narr und merkte die Dummheit, die ich wochenlang sorgfältig groß zog, nicht eher, als da sie mir eine der Stunden verdarb, die ich sonst jetzt wol unter die schönsten meines Lebens zählen würde. Wie viel besser, als ich selbst, kennt der Vater mich und meine Sucht, etwas zu gelten! O, was bin ich gegen ihn, was gegen Andere,

gegen die, die ich so oft verspottete! Dem Vater stehts nicht so übel an, wenn er tadelt und die Fehler Anderer beim Namen nennt, ich aber gleiche dem, der auf einem gefährlichen Wege nur auf die Mitgehenden Acht gibt, bis er selbst stolpert und fällt. Das muß doch noch anders werden! Was Vorsätze nicht vermögen, werden Erfahrungen thun, wer nicht gutwillig geht, wird an den Ohren geführt, sagen die Kinder."

Unter der Vesper betete Franz — und zwar so inbrünstig, wie schon lange nie mehr — um Selbstkenntniß, damit es ihm möglich werde mit sich und der Welt im Frieden zu leben.

Als nach dem Gottesdienste Sepp und Franz mit einander zum Adlerwirth kamen, fanden sie schon alle Bänke und alle Stühle besetzt. Die Bitte des Wirths, „den Beiden doch noch ein wenig Platz zu machen," schien kein Mensch gehört zu haben als der Senn, der sogleich die neben ihm Sitzenden mit einem mächtigen Ruck so nahe an einander stieß, daß es für ihrer vier genug Platz gegeben hätte, und dann die Beiden einlud sich zu setzen. Sepp und Franz folgten der Einladung, ohne sich um das am Tische laut werdende Gemurmel nur im geringsten zu bekümmern.

„Da geht's schon zu, wie vor der Himmelsthür, so drängt und stößt man und ist fröhlich," sagte Franz, nachdem er dem Sennen Bescheid gethan hatte. „Adlerwirth! eine Maß auf den Tisch, damit man sich fest setzen kann; da ist's wahrhaft eine Lust dabei zu

sein und zuzusehen. Nur ungenirt vorwärts unsertwegen!“

„Für uns ist es gerade keine besondere Lust, wenn du schon auch dabei bist und zusiehst,“ bemerkte einer der Bauern, mit denen sich Franz am Morgen so gut unterhalten hatte.

„Heut sitzt Niemand nur zum Zusehen da, wie etwa die vornehmen Reisenden, die unsere Dummheiten in ihre Bücher hineinschreiben; alles muß mitmachen, jeder seinen Kübel voll in den Kessel leeren, dann erst ist's der Mühe werth ein Feuer darunter zu machen,“ sagte der Senn. Dann sang er:

Lustige Leut, ledige Leut,
Sieht man sie nicht, hört man sie weit,
Dominus vobiscum,
Heut ist's mir drum.

Während der Senn sang und die Andern leise mitsummten, sagte Sepp zu Franzen: „Gelt du, der, welcher vorhin das Maul offen hatte, war einer der guten Freunde von heute Morgens? Ja ja, Undank ist eben der Welt Lohn!“

„Warum singst du nicht?“ fragte der Senn vorwurfsvoll. „Heut ist's gut, wenn's auch nicht nach Noten geht, wie du wol schon bemerkt haben wirst.“

„Mich nimmt's nur Wunder, wie man so lustig sein kann, sobald man ins Wirthshaus kommt,“ sagte Franz.

„Das ist gar nichts Wunderbares,“ erwiederte der Senn und sang:

Lustig bein Leuten
Und traurig allein,
So kann ich noch länger
Ein Lockvogel sein.

Dann sich wieder an Franzen wendend, sagte er lachend: „Immer den Hut nach dem Winde drehen! das ist eine alte Bauernregel. Am Ende thut's jeder, nur thun einige, auf die man mit Fingern zeigen könnte, zuerst vornehm und altklug und machen Umstände. Ja, Franz, so ist's; oder bist du auch schon lustig worden auf einem Friedhof?"

„Nein."

„Und ich noch nie traurig im Wirthshaus. Hellauf und geschwind wieder eins gesungen, bevor die Fabrik erkaltet!"

So hatte Franz den Sennen noch nie gesehen. Er, der sonst so sparsam, trank einen Schoppen nach dem andern und von der Vorsicht, mit der er sonst jedes Wort auf der Goldwage wog, war nichts mehr zu bemerken. Wäre der Senn in einem Kreise gewählter Freunde so heiter gewesen, so würde Franz das ganz natürlich gefunden haben, aber hier war ja eigentlich von einer zusammengehörenden Gesellschaft gar keine Rede. Franz konnte sich das Betragen des Sennen nur erklären, wenn er annahm, die Macht der Gewohnheit über diesen Menschen sei so groß, daß er, sich so manches frohen Alpsonntags erinnernd, gar nicht anders könne, als wie früher, der Froheste unter den Frohen zu sein. Bis zum Abend sang er ein Lied nach dem an-

dern, und als er endlich heiser zu werden anfing, wollte er auch noch tanzen, was aber der Wirth, noch ehe man eine Zither herbei geholt hatte, untersagte, „weil er ja keine gerichtliche Tanzbewilligung im Hause habe und daher gestraft werden und in Mißkredit kommen könnte.“

Ruhig setzte sich nun der Senn, der schon Platz zu machen angefangen hatte, neben Franzen auf die Bank und sagte lächelnd: „Da siehst du nun, wie viel vernünftiger es ist, die Gelegenheit zu benützen, als dem Humor etwas nachzufragen, wie verwöhnte Kinder. Wenn einer tanzen will, so ist nicht nur Humor, sondern Gelegenheit und auch Bewilligung nöthig, das Gericht hat ganz meine Meinung. Nimm wenns da ist. Die Zigeuner essen, wenn sie Speise haben, die Schwaben aber möchten essen, wenn sie hungert, und gerade das ist auch der Unterschied zwischen uns beiden.“

„Glücklich der, der in Alles sich zu fügen weiß!“ sagte Franz, welcher hoffte nun endlich mit dem heute Unermüdlichen ein vernünftiges Gespräch anfangen zu können. Der Senn aber schien das gar nicht zu bemerken und forderte Franzen immer wieder zum Singen auf, wozu dieser jedoch nicht im Geringsten aufgelegt war.

„Siehst du denn gar nicht,“ spottete Sepp, „daß dein guter Freund heut nicht eine Minute übrig hat für dich? Du armer Nothhelfer kannst dann wieder zu ihm, wenns Niemand sieht!“

„Ich bin ja heut auch bei ihm und Viele sehen es,“ sagte Franz ärgerlich.

„Ja wir müssen ihm dankbar sein, denn er hat uns wenigstens Platz gemacht.“

„Das ist aber wirklich ein schönes Lied!“ sagte Franz, nachdem er eine Zeit lang den Sängern zugehört hatte.

„Ja schön, aber fremd,“ bemerkte Sepp.

„Ist das ein Fehler?“

„Ja und nein. Ein fremdes Lied laß ich mir gern gefallen; aber man singt lauter fremde, lauter solche, deren Gegenstände und Schilderungen den hier Anwesenden fremd sind. Wiener Späße und Tiroler Schützenlieder und „sa sa geschmauset“ mit den lateinischen Brocken, die doch kein Mensch versteht, das ist so fast die ganze Herrlichkeit. Es wäre erstaunlich, daß wir so wenig Eigenes haben, wenn man nicht wüßte, wie neu hier herum die weltlichen Lieder sind. Alte Leute erinnern sich noch, wie die ersten durch Fremdler ins Land kamen und wie damals die Frommen die Zeit des Antichrist gekommen glaubten.“

„Davon hat der Senn da gewiß auch schon gehört,“ sagte Franz, erfreut ein Thema gefunden zu haben, mit dem er den Sennen sicher zu fangen hoffte. „In so etwas ist der zu Hause und weiß uns wol auch jenes erste Lied noch zu nennen, dann gibt es doch zur Abwechslung einmal einen Diskurs. Du, Senn! hörst?“

„Genießt das Leben, singt man jetzt!“ erwiederte dieser.

„Ich mag aber nicht singen.“

„So höre doch wenigstens zu und sei still!“

Franz gehorchte. Auch der Vater sagte nichts mehr. Beide hörten den Sängern zu, wobei jedoch der Vater sein spöttisches Lächeln so wenig, als Franz seinen Aerger ganz zu verbergen im Stande war. So blieb es, bis man sang:

„Bald blühen Rosen an einer Lanze,
Bald stehn sie welk und von Blättern leer.“

Jetzt aber brachen beide in schallendes Gelächter aus, so daß die Singenden erstaunt schwiegen und fragten: „Was es denn nun auf einmal gebe?“

„Etwas aufzuschreiben für einen Vergnügensreisenden,“ sagte Sepp.

Franz erklärte: „An einer Lanze blühen keine Rosen, wol aber an einem Lenze und so sollte es auch im Lied heißen.“

„Ah bah, das sind nur Schneckentänze!“ bemerkte ein Alpknecht. „Wer hat denn je was davon gehört oder gesehen, daß Rosen blühen an unserem Gerichtsdiener dem Herren Lenz in Bezau?“

Sepp und Franz lachten über diesen Einfall so laut, als die Andern. Als es endlich wieder stiller wurde, fragte Letzterer: „Wißt ihr denn wirklich nicht, was Lenz ist?“

„Allerdings!“ hieß es, „der Gerichtsdiener ist es.“

„Ja,“ erklärte Franz, „Lenz ist dessen Geschlechtsname und zwar ein sehr schöner, denn er heißt so viel als Mai oder Frühling.“

„Warum sagt man denn aber das nicht lieber deutsch, daß es auch weniger Hochstudirte verstehen können?“ fragten Einige.

„Ich und der Vater haben uns eben auch darüber gewundert, daß ihr da fast lauter Lieder singt, die ihr nicht versteht. — Und nicht wol verstehen könnt,“ fügte er mildernd hinzu, als ihm der Senn mit dem Ellenbogen einen so heftigen Rippenstoß versetzte, daß er beinahe laut aufgeschrieen hätte. „Seid doch so gut und singt — wenn es denn gesungen sein muß — einmal etwas Deutsches, Vaterländisches, das Jeder verstehen und sich einbilden*) kann.“

Nach einer leisen, ziemlich lange währenden Unterredung fingen die Alpknechte ein Liedchen an, das aber hier nicht wiedergegeben werden kann.

„Da hast du nun einmal etwas Vaterländisches,“ bemerkte Sepp.

Franz war feuerroth geworden. Eine Zeit lang sah er starr die Singenden an, dann sagte er zum Sennen, welcher diesmal nicht singen half: „Kannst du das leiden? Treibt es nicht auch dir alles Blut und alle Kraft in die Fäuste zusammen?“

„Ich muß es leiden, wenn du nicht gehst und nicht still bist,“ antwortete der Senn unwillig; dann sagte er etwas freundlicher: „Mußt du denn immer den Gelehrten spielen? Meinst du, die alle seien Bettler, daher gekommen um von deiner Weisheit ein Almosen zu empfan-

*) sich deutlich vorstellen.

gen? Hier ist ein Wirthshaus, keine Schule. Kannst du denn nicht eine Stunde deine Weisheit vergessen, fröhlich sein und thun wie die Andern?"

„Nein!" schrie Franz, „das kann ich nicht und will ich nicht; kein anständiger Mensch kann und will das."

„Um deines gesunden Kopfes willen sei still!" flüsterte Sepp mit seltener Aengstlichkeit.

„Nein, reden will ich!" fuhr Franz auf. „Ist nun das euere Religiösität? Schämen solltet ihr euch, solches Saustallgeschrei zu machen mit dem Munde, mit dem ihr sonst Rosenkränze und Litaneien plappert. Und dabei nennt ihr den einen schlechten Menschen, der nicht so viel Weihwasser verbraucht als ihr."

Man hieß die Sänger schweigen, „des Freimaurers Freimaurer wolle predigen." „Der solle es nur sich selbst thun, sie hätten an dem was der Pfarrer sage genug," murrten sie und wollten ihr Liedchen wieder fortsingen. Da schrie Franz: „Ihr müßt den Pfarrer so schlecht verstehen, als das Wort Lenz, sonst . . ." Ein Glas flog ihm an den Kopf und dann gleich fühlte sich Franz von des Sennen kräftiger Hand gepackt und zum Hause hinaus geführt.

„Thut dir etwas weh?" fragte Sepp, den man ohne Widerrede ungehindert hatte nachgehen lassen.

„Ja alles!" seufzte Franz.

Jetzt sprang auch der Wirth heraus und jammerte, „daß so etwas in seinem Hause habe geschehen müssen, an seinen besten Freunden, doch er wolle nicht mehr

lang hier plaudern, sondern hinein eilen und den Dokter holen, der glücklicherweise schon seit einer Stunde im Herrenstüble sitze."

„Nein, nein," sagte Franz heftig, „jetzt kann der mir nicht mehr helfen."

„Ist es so bös?" fragte der Wirth erschrocken.

„Was?"

„Ei nun! die Wunde."

„O, die hab ich schon fast vergessen."

„So, so, dann ist alles gut, dann entschuldige, daß ich wieder hinein gehe."

„Von Herzen gern."

Der Wirth war schon fort, die letzten Worte hatte er nicht mehr gehört. Schweigend schritten Vater und Sohn der Heimat zu. Kein Mensch sah sie, wie hell auch der Vollmond schien, denn die jüngeren Dorfbewohner befanden sich noch beim Adlerwirth, während sich die älteren schon in ihre Häuser eingesperrt hatten.

Während Sepp die Hausthüre aufschloß und Licht machte, sagte Franz: „Es ist ein Glück, daß die Mutter nicht daheim ist, die würde fast zu Tode erschrocken sein."

„Und ich wollte, sie wär da," entgegnete Sepp, „sie könnte dich wenigstens ordentlich pflegen und warten."

„Das wird nicht nöthig sein; bringt mir nur ein Glas Wasser!"

Als Franz das Gesicht gewaschen hatte, warf er

sich seufzend auf das Kanapee und klagte: „Das war ein böser Tag und ich hatte mir ihn so schön gedacht!“

„Aber gelt,“ sagte Sepp, nachdem er sich von der Ungefährlichkeit der Wunde überzeugt hatte, „es ist immer gut, einen Freund bei sich zu haben im Wirthshaus, der einen allenfalls durch Hinauswerfen vor Schlägen zu bewahren sucht.“

„Ich begreife jetzt Vieles eben so wenig, als das Betragen des Sennen, doch ich werde diese Nacht Zeit haben, darüber nachzudenken; laßt mich ins Bett und habt wegen meiner Wunde nur keinen Kummer, die wäre bald wieder geheilt. Gute Nacht.“

Zehntes Kapitel.

Folgen des Alpsonntags.

Wol mit Recht nennt man den einen Unglücklichen, vor dessen schlechter Hütte immer die Armut Wache gestanden und allen, den Kindern des Glücks unentbehrlichen Freuden und Genüssen den Eingang verwehrt hat; aber so unglücklich ist er doch nie, als derjenige, der plötzlich aus dem stolzen Palaste, in welchem er seine schönen Träume einer freuden- und genußreichen Zukunft träumte, hinausgestoßen wird auf die weite Gasse. Was der Arme in Jahren tragen muß, das Alles drängt sich dem Verarmten zusammen zu einer einzigen ungeheuren Last.

Ja Mangel läßt sich viel leichter ertragen als Verlust. Das erfuhr nun auch Franz, der seine Wunde völlig vergaß bei dem heftigern innern Schmerz, welchen ihm das Gefühl des Ausgestoßenseins aus dem ihm vom Sennen eröffneten Himmel verursachte. Zwar war er aus diesem Himmel, dessen Freuden er in den letzten Wochen mehrmals gekostet hatte, nicht in die

Hölle gestürzt, wie er in seinem aufgeregten Zustand beinahe glaubte, sondern nur wieder zurückgekommen auf die Welt, auf der er früher gelebt hatte. Aber jenes Leben kam ihm jetzt viel trauriger vor als vorher. Während er mißvergnügt in sein Zimmer schritt, plagte er sich mit dem Gedanken: der auf der Alp geträumte schöne Traum von einem frohen friedlichen Zusammenleben mit der seine Achtung und Liebe verdienenden Gemeinde sei nur ein neues Mittel seines ihn auf jede Weise quälenden Schicksals, ihm die Wirklichkeit noch trauriger erscheinen zu lassen. „Muß mir denn alles, gar alles zu Gift sich verwandeln!“ rief er, als er die ihm von Mariannen geschenkten Blumen auf dem vom Monde beleuchteten Tischchen am Fenster erblickte, wehmüthig aus. „Es scheint ob ich so wenig fähig sei Gutes zu empfangen, als Gutes zu thun. Wie furchtbar muß ich jetzt den Ernst einer Redensart empfinden, über die ich sonst immer gelacht habe: Er hat niemals einen Hut auf, als wenn's Glück regnet. Vor dem so freundlich, so liebevoll mir entgegenkommenden Mädchen stand ich so starr und stumm, wie eine geschlossene Hausthür, und eilte fort um beim gedankenlosen Haufen Hahn im Korbe zu werden. Nun, wie die That so der Lohn. Die Dornen dieser Rosen verwunden tiefer und schmerzlicher, als rohe Alpknechte es können, denn ihre Stiche habe ich verdient.“

Bei der Erinnerung an das im Wirthshaus Erlebte war Franzen immer noch der Gedanke: „Ich habe recht gehabt“ ein Trost gewesen; schmerzlicher noch war

ihm daher jetzt das Gemahntwerden an eine Zusammenkunft, bei welcher einzig seine Selbstsucht und sein dummer Stolz ihm selbst und vielleicht auch einem lieben Mädchen die schönste Freude verdarben. Warum hätte Barthles Kind ihm, dem Sohne Sepps, auf alle Weise schon entgegenjammern sollen, da es ja noch nicht einmal wußte, was der beiden Väter Streit auf ihn für einen Eindruck gemacht habe? Mariann hatte doch deutlich genug bewiesen wie sie denke, da sie ihm, dem scheinbar ängstlich sich Nahenden, so freundlich entgegenkam, und ihn nicht schon durch den ersten Blick, das erste Wort an das Vorgefallene erinnerte. Franz erröthete vor sich selbst, als er sich alles wieder lebhaft vorstellte und sprang von dem Bette, auf welches er sich, noch vollständig angekleidet, geworfen hatte. Ihm war es immer unmöglich gewesen, bei einer unangenehmen Erinnerung ruhig an einem Platze zu bleiben. Lange Zeit schritt er in dem nur vom Scheine des Mondes erleuchteten Zimmerchen auf und ab, lauschte dem Picken der Todtenuhr in den neu übertäfelten Wänden, zählte die Schläge seines ungewöhnlich laut pochenden Herzens und versuchte alles, was er schon je mit gutem Erfolg angewendet hatte, wenn er sich durchaus aus einem ihm unangenehmen Gemüthszustand herausarbeiten und auf andere Gedanken bringen wollte. Doch heute schien alles vergebens zu sein. Immer wieder blieb er vor dem Tischchen stehen und starrte Mariannens Blumen an, bis er, durch frohes Singen und Jauchzen hart vor dem Hause aus seinem Sinnen aufgeschreckt, das Fen-

ster öffnete und den nun vom Adlerwirth Heimgehenden traurig nachsah. Bald hörte er das Knarren der sich öffnenden Hausthüren, sah in den Häusern rings herum Lichter entstehen und verschwinden, und überall war es wieder still. Alles schlief, nur die Kranken wachten jetzt noch und vielleicht noch hie und da zwei Verliebte und Franz, der eigentlich beides war, krank und verliebt.

Einsam stand der Mond am sternenleeren, fast überall von Wolken bedeckten Himmel und beleuchtete traurig die herbstlich gelben Bäume und die düstern Tannenwälder, vor denen die Schatten der vom immer heftiger werdenden Herbstwinde bewegten Wipfel bald langsamer, bald schneller auf und ab krochen, während die nahen Berge düster und geisterhaft ins Thal herunterschauten. Es kam Franzen vor, als ob die zackigen Felsen droben ob seiner Alp das Gesicht verzögen zu einem schrecklichen schadenfrohen Lachen, als der bald zum Sturm gewordene Wind das reichlicher als sie von der Natur beschenkte Thal seines Schmuckes beraubte, die letzten noch stehenden Denkmale des Frühlings, die längst verdorrten Blumenstengel und Halme brach und die Bäume entblätterte. Ein kalter Schauer durchfuhr den Lauschenden, da er die Aeste in den Wäldern krachend brechen, die Fenster klippern und den Sturm mit immer mächtigerer Stimme das Ende der schönen Jahreszeit verkünden hörte. Allen Wesen nahte jetzt wieder die kalte stürmische Zeit, den Vorbereiteten sowol, als den nicht Vorbereiteten, denn unerbittlich ist der Lauf und der Wechsel der Zeit, wie der Gang einer Sägmühle,

die sich nicht darum kümmert, was der Blockwagen ihr entgegentrage. „Ja, ja!“ rief Franz aus, „das Leben ist etwas ganz anderes, als das junge Vögelein, ein Kind des letzten Frühlings wähnte, weil ihm die Alten nichts haben erzählen können. Wenn es jetzt schreiend von Ast zu Ast flieht und vergebens sein zerstörtes Nest sucht, gleicht's dann nicht gerade mir, dem der heutige Tag alles zerstörte, was ich in vergangenen Tagen baute und was ich für die Zukunft hoffte? O, daß man doch auf der Welt gar nichts wäre als klug! klug wie die Biene, die im Frühling alles singen und blühen und schön sein läßt bis es genug hat, während sie unermüdet Blumen zerstört und Honig sammelt. Ist das nicht auch bei den Menschen so? Unschuldige, sich dem Gefühle hingebende Schmetterlinge gehen zu Grunde; Andere aber, die das, was jenen schön, groß, heilig ist, mit Füßen treten, leichtfertig Freundschaften schließen und lösen, wie es Eigennutz oder Liebe zur Bequemlichkeit fordern, das sind die Männer des Tages. Ja Eigennutz und Liebe zur Bequemlichkeit, das waren stets die Bande, die Menschen und Gemeinden und Staaten zusammenbrachten, das waren der Vater und die Mutter aller Gesetze und fast aller menschlichen Handlungen. Wenn ein inneres Sittengesetz, ein Gewissen in jedem Menschen lebte und herrschte, oder nur nach Herrschaft strebte, so würden die beim Adlerwirth die Sprache der Wahrheit erröthend gehört und verstanden haben, wie früher die Predigten der Apostel von allen Nationen verstanden worden sein sollen.“

„Bin ich denn betrunken, oder verrückt, oder ist's die ganze Welt?" fragte der über sich selbst erstaunte Franz, indem er das Fenster heftig zuschlug. „Freilich hab ich zu viel des mir seltenen Weins getrunken, aber noch brennt ja die erhaltene Wunde, noch fühle ich's wo der Senn mich packte, und gewiß hab ich noch nie so klar und wahr gedacht als jetzt, obwol mir das Heilige lächerlich und das Schlechte klug vorkommt. Die größten Thaten derjenigen, die ich für die Besten der Menschen und meine Vorbilder hielt — was sind sie anderes als kühne Seiltänzersprünge einzelner Sonderlinge, die die Mitwelt belächelt, die Nachwelt bewundert, aber nur etwa ein Sonderling wieder nachzuahmen trachtet, den Stolz, Dummheit oder sonst etwas dazu treibt. Wie wahr hat doch der Senn gesagt: wenn dem Menschen wie er ist, der der er zu sein wähnt begegnete, so würden die beiden einander gar nicht kennen. Mein ganzes Leben war ein Beweis der Wahrheit dieser Worte, doch heute haben sich einmal zwei solche Halbmenschen erkannt und über ihre nahe Verwandtschaft gestaunt. Schade doch, daß man mit dem Glauben an sich selbst auch so viel, viel verliert, daß man sich an nichts mehr halten kann. Nicht mehr an den strengen Vater, nicht mehr an die fromme Mutter und nicht mehr an ihn, den ich für so treu und stark hielt. O, wie ist der jetzt so anders, als auf der Alp; aber auch ich habe mich schon gewaltig verändert und brauche ihm darum keine Vorwürfe zu machen. Wenn vor acht Tagen einer mir auf dem Heuboden gesagt hätte, wie es

am Alpsonntag Abends sein werde — doch jene Träume und Hoffnungen sind nun vorbei! —“

Auf einem Stuhle neben dem Tischchen am Fenster sitzend verlor sich nun Franz allmälich in Erinnerungen an die auf der Alp verlebten glücklichen Tage. Seine Vorstellungen wurden immer unklarer, verschwammen immer mehr in einander, wie die Farben eines Bildes, welches dem Auge des Beschauers immer ferner gerückt wird. Das Tosen des Sturmes, der noch das Haus erschütterte, hielt er für das Rauschen des weit unter ihm über Klippen stürzenden Bergstroms. Er selbst kletterte Kräuter suchend auf den höchsten Bergen seiner Alp, die er jetzt wieder ganz deutlich vor sich sah, herum, ohne daß es ihm gelang die für Barthles kranke Kuh gesuchte Pflanze zu finden. Plötzlich erblickte er nicht weit von ihm entfernt etwa zwanzig alpenrosenbekränzte Bauern beisammen, wovon einige jauchzend gefüllte Schnapsflaschen und Kautaback in die Höhe hielten, während andere ruhig saßen und sangen:

Bald blühen Rosen an einer Lanze,
Bald stehn sie welk und von Blättern leer.

Die fröhlich Zechenden hatten ihn kaum erblickt, als sie ihn schon einluden, zu ihnen zu kommen und fröhlich zu sein. Er aber, durch diese Einladung sich beleidiget fühlend, rief ihnen verächtlich zu: „Wenn ihr etwa gar wähnt, mir wäre das nicht zu gemein, dann kennt ihr Franzen noch schlecht.“ Jetzt fuhren die Bauern wüthend auf, ergriffen ihre langen Stöcke und verfolgten ihn bis zu einer Schlucht, wo er ihnen nicht

mehr entfliehen, sondern sich nur noch in der Spalte einer Lauine verbergen konnte. Aber der vor Schrecken und Angst Zitternde glitt aus, und fiel — und stürzte, — immer tiefer und tiefer, als ob die Erde ein Loch bekommen hätte, durch welches er nun bis zu den Gegenfüßlern hinunter fahren müßte. Dabei zog in furchtbarer Schnelle alles, was er im Leben gethan hatte, an ihm vorüber und jedes stolzen, selbstsüchtigen oder lieblosen Gedankens konnte er, mußte er sich wieder erinnern. Die Luft wurde immer heißer, immer drückender und er fühlte, wie seine Kraft ihn immer mehr verließ. Jetzt schloß er die Augen und öffnete sie nicht mehr, bis er eine donnerähnliche Stimme ihm zurufen hörte: „Nicht nach dem Erfolg, nach dem Willen und der Absicht wird hier geurtheilt. Dir sei, was du dir wünschtest!“

Franz, der nun wußte, daß er vor dem Richterstuhl Gottes war, wagte nicht emporzuschauen und erwartete zitternd, was da kommen werde.

Nach einer Weile öffnete sich eine der vielen Thüren, die Franz rings um ihn herum bemerkt hatte, und eine Kraft, wie die eines ungeheuern Sturmwinds, trieb ihn in einen Saal, der wenigstens so groß war als sein Heimatsdorf, und der dem Himmel, wie Franz ihn als Knabe sich vorgestellt hatte, ganz ähnlich sah. An langen bunt bemalten Tischen saßen ganze Scharen alter Weiber, krank scheinender Greise und kleiner Kinder mit Rosenkränzen und prachtvoll eingebundenen Gebetbüchern in den Händen. Etwas von den Tischen

entfernt erblickte der neugierig Umherschauende mehrere ungewöhnlich beleibte Männer, die gerade den Bildern glichen, die er sich früher von Königen gemacht hatte. Sie waren wenigstens um einen Kopf höher, als die Andern. Ihre Kopfbedeckung glich der der österreichischen Gensdarmen, nur daß sie noch größer war und glänzte und funkelte, wie die Berge im Scheine der aufgehenden Sonne; ihre langen Röcke waren fast ganz bedeckt mit aus Kronenthalern gemachten Knöpfen, deren liebliches Klingen Franz hörte, so oft die Hoheiten die Hände vor den Mund hielten um das Gähnen zu verbergen. Sonst blieb alles still, bis eine Menge geistlich und weltlich gekleideter Herren von den hintern Tischen, wo sie von Franzen unbemerkt gesessen, mit Geigen und Pfeifen, Klarinetten und Hörnern hervorkamen, den an den Tischen Sitzenden kleine Notenhefte vorlegten und dann das Dreimalheilig zu singen begannen. Franz sah die Musikanten erstaunt an; manches Gesicht kam ihm ganz bekannt vor, er mußte dasselbe schon in irgend einer Zeitung oder einem Kalender gesehen haben. „Das ist eigentlich mehr laut als schön," dachte er, als er dem Gesang eine Zeitlang verwundert zugehört hatte und wendete sich, um in einen anderen Saal zu gehen. Ein hinter ihm stehender Engel, dessen liebliches Gesicht ihn an Barthles Mariannen erinnerte, sagte ihm, daß er nach Gottes Urtheil immer hier zu bleiben habe.

„Aber was ist denn das für eine Gesellschaft?" fragte Franz erschrocken.

„Menschen wie du sie dir immer gewünscht hast,"

antwortete der Engel, „willenlose Wesen, die sich der Führung des Nächstbesten ohne weiteres anvertrauen. Die dort einsam Sitzenden sind auch Menschen von dieser Art, denen aber eine Krone in die Wiege gefallen ist. Auch sie können, wie die Andern, nicht für alles belohnt und bestraft werden, was sie gethan haben. Die mit den Instrumenten sind Weltverbesserer wie du. Ihr drittes Wort ist immer Aufklärung gewesen. Sie haben wissentlich und unwissentlich sehr viel Gutes bewirkt, aber hier wird nach der Absicht gerichtet, und hier ist ihr Platz. Einige sind schon Jahrhunderte da und bemühen sich, diesen Haufen das Dreimalheilig singen zu lehren.“

„Das,“ sagte Franz ärgerlich, „das also wären die Freuden, die noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und —“

„Das ist die unterste Reihe der Seligen,“ erwiederte der Engel.

„Und hier der Platz für die, die ihr ganzes Erdenleben dem Wohl der Mitmenschen opferten?“

„Von Stolz oder sonst einer Nebenabsicht getrieben opferten,“ ergänzte der Engel. „Hier haben sie nun, was sie sich wünschten: einfältige Bewunderer und Gelegenheit ihre Künste zu zeigen. Hier ist ihr, hier ist auch dein Platz. Und nun leb wohl, ich verlasse dich!“

Franz fuhr erschrocken auf und erwachte.

Es war heller Tag, die Sonne stand schon lang am Himmel und blickte traurig zwischen den Wolken hervor, die lieben Kinder suchend, welche ihr die Sturmnacht

noch am Leben gelassen hatte. Franz erinnerte sich bald wieder an alles in ihm und um ihn in den letzten Stunden Vorgegangene, und suchte dieses nun mit dem wunderlichen Traum in Zusammenhang zu bringen, was ihm ohne viel Kopfzerbrechen ziemlich gut gelang. Ein wehmüthiges Lächeln überflog sein Gesicht, als er an die traurige Rolle dachte, die er in seinem Himmel hatte spielen sollen, und doch gestand er sich jetzt, daß er eigentlich nichts Besseres verdient hatte. War es nicht Thorheit gewesen, wegen einem Liede den Leuten ihre Freude zu verderben? Was hatten denn die unklugen Bemerkungen über die Rosen an einer Lanze und den Wälder Volksgesang im Allgemeinen für einen Zweck? und was hätte im besten Falle Gutes dadurch entstehen können? Wie recht hatte der Engel, als er ihm sagte: „Das sind die Leute, die du dir wünschtest, bei ihnen ist dein Platz!“

Sonst, wenn Franz einen Fehler an sich bemerkte, pflegte er jedesmal zu sagen: „das muß anders werden,“ jetzt aber sagte er: „Also das bist du? wenn du kein Esel wärst, hättest du es schon gestern beim Garten merken müssen, daß dir das gute Kind nur zu wenig schwach, daß es dir zu glücklich, zu gut ist. Ja „einfältige Bewunderer“, das sind Leute nach deinem Herzen.“ Dann nach einer langen Pause fuhr er wieder laut fort: „Das müßte wol ein glücklicher Mensch sein, der alle Falten und Winkel und Spinnwebenecken seines Herzens kennen gelernt hätte. So einer würde sich nie mehr ärgern, weder über sich selbst noch über Andere.

Wie richtig hat doch der Senn den Unterschied zwischen Selbstkenntniß und Demuth bezeichnet, indem er ihn dem Unterschied zwischen einem alten und einem neuen Käs gleichstellte. Selbstanklage — das hab ich nun erfahren — ist in den meisten Fällen gar nichts anderes als ein schönes Wort für den Aerger, den man hat bei der Entdeckung, daß man bei weitem noch nicht der Prachtkerl ist, für den man sich gern gehalten hätte. Wie so manche schöne Stunde hat mir doch dieser Aerger schon nutzlos verdorben, indem ich dadurch, wie in einer Kinderschaukel, nur auf die Höhe der entgegengesetzten Seite geworfen wurde, ohne vom alten Mittelpunkt wegzukommen. Wenn der Senn mich die letzten vierundzwanzig Stunden hätte beobachten können, so würde es ihm nicht mehr an Beweisen fehlen für seine Behauptung, daß ich gerade einem Rind zu vergleichen sei, welches man das erste Mal einspannt. Wunderbar, daß nicht auch er mir im Traum erschienen ist und mir einige seiner Sprichwörter vorsagte! Doch wozu auch? Ich hörte ihn den ganzen Sommer, und doch geschah was geschah. Ich habe viel verloren: die Freundschaft Mariannens, die Liebe des Sennen und wol auch die Achtung aller Vernünftigen; aber das alles war der nicht werth, der nur sich selbst liebte; mir geschieht recht und wem recht geschieht, dem geschieht hart. Kurios, daß es mich noch beinahe freuen kann, mir selbst alle Schuld am Unheil des gestrigen Tages zuzuschreiben! aber es ist jedenfalls besser, wenn ein Einzelner sich krank fühlt, als wenn im ganzen Lande die Pest ausgebrochen wäre."

Mit einer Art von Leidenschaft suchte jetzt Franz die gestrige Wirthshausgesellschaft nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu rechtfertigen, obwol ihm das nur auf eigene Unkosten möglich war. Dann plötzlich sprang er auf, trat hastig vor sein Bücherbrett, auf welchem eine in Bauernhäusern seltene Menge meistens älterer vom Vater schon aus der Fremde heimgebrachter Bücher unter einem Haufen Zeitungen bunt durcheinander lagen. Franz suchte lange, bis er endlich mit einem kleinen Bändchen in der Hand zu seinem Stuhl zurück ging. Eine Zeit lang schien er aufmerksam zu lesen, dann auf einmal klappte er das Buch zu, schob es in die Tasche und verließ das Zimmer.

„Verschlafen heißt nicht immer lang schlafen, aber gut," rief der noch in der Küche beschäftigte Vater Franzen froh entgegen, als er diesen so rasch die Stiege herunter kommen sah.

Franz eilte schweigend zum Herd, auf dem durch ein kleines Feuer das Morgenessen warm erhalten wurde, und das aus dem Zimmer mitgenommene Buch wieder aus der Tasche ziehend, fragte er: „Ist die Mutter noch im Vorsaß?"

„Ja, sonst wär ich nicht in — was hast? Was willst?" fragte Sepp sich unterbrechend und eilte zum Herd, als er Franzen das Buch gegen das Feuer halten sah.

„Das Goldmacherdorf hab ich und will's verbrennen," antwortete Franz.

„Und sonst ist's doch immer dein Lieblingsbuch gewesen."

„Ja leider! Es hat in meinem Kopf genug Unheil angerichtet."

„Mach keine Dummheiten!" sagte Sepp, indem er Franzen das Buch entriß. „Im letzten Frühling hast du deine ersten Schuhe gefunden und im Kasten aufbewahrt; nun wenn dir das Buch da just nicht paßt, so lege dasselbe nur einstweilen zu den Schuhen!"

Franz ging in die Wohnstube, wohin ihm der Vater bald mit dem Kaffee nachfolgte.

Zum Tisch beten ließ man die Kapuziner; Sepp schenkte ein und setzte sich neben Franzen auf einen Stuhl.

„Es kommt euch also doch auch vor, jenes Buch sei nur ein Kinderschuh gewesen, der jetzt für mich nicht mehr passe?" fragte Franz, nachdem er seine „Schüssel" zweimal rasch nacheinander geleert hatte.

„Ich fange wahrhaft an der Möglichkeit eines Menschen wie jener Oswald zu zweifeln an; die Geschichte kann unmöglich wahr sein."

„Ja unmöglich!" fiel Franz ein, „wie sollte ein Einzelner eine so schlechte Gemeinde so emporbringen können?"

„Es ist eine Schande für mich, daß wir beide, wie's scheint, in derselben Nacht auf diese Frage gekommen sind," sagte Sepp.

„Wir sind also nun eins?" fragte Franz freudig.

„Ich hoffe, wir werden es," war die ruhige Ant-

wort des Vaters; dann, nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „die Irrthümer und Fehler Anderer hab ich nie geschont, drum ist's wol billig, daß ich nach dem Tage, an dem wir beide die ersten Früchte meiner Erziehung kosteten, auch von mir selbst in der gleichen Sprache rede. Weißt du, wozu ich dich erzog, oder hast du noch nie darüber nachgedacht?"

Franz sah verlegen auf den Tisch nieder und schwieg.

„Gut, gut; du hast nachgedacht, ich sehe das und sehe auch, daß du nichts Erfreuliches dabei erkopfet hast. Nun Gedanken sind frei; aber da du zu den Menschen gehörst, denen die Einbildungskraft alles vergrößert oder verkleinert, so will ich nun durch Mittheilung der Wahrheit ihr das Handwerk oder Kopfwerk für immer legen. Ich hab dir schon oft von meiner Vergangenheit erzählt, doch wirst du heut neben dem Alten, das ich dir täglich wiederholen möchte, auch Neues finden mehr als genug. Ein Leben, wie ich es lebte, ist kein Spaß. Ich hab erfahren, wie der Hunger bindet und lähmt und die besten Kräfte raubt und Leidenschaften weckt. Ja mehr, bei weitem mehr als die Kinder des Armenhauses habe ich erfahren und ausstehen müssen. Der Bettler findet Wohlthäter, der Schmeichler Freunde und der Heuchler Gönner; aber das Kind eines armen Handwerkers, der sich noch nicht, alles wegwerfend, auf den Boden gelegt und dabei gesagt hat: „Ich kann nicht mehr und mag nicht mehr!" so ein Kind findet keinen Freund, wenn es nicht schon von Grund aus schlecht ist. Als ich mich

vom Hansmichel nicht mehr geduldig abschneeballen ließ, als ich ihm zeigte, welcher von uns der Stärkere sei, da gab mir sein Vater keinen Kreuzer mehr zu verdienen und das Weberle kam wegen seiner Erbärmlichkeit an meinen Platz. Solche Beispiele könnt ich Tage lang erzählen, wenn ich möchte. Es schien alles dazu eingerichtet, die Armen durch die Reichen und die Reichen durch die Armen zu verderben. Einst wollt ich vom Armenvater einen Gulden entlehnen, aber der fuhr mich an: „Ich solle nur gehen, wenn ich zu stolz sei zum Betteln.“ Zu dem war ich aber zu stolz, und diese Menschen verachtete ich zu sehr, um noch etwas von ihnen anzunehmen. Ja Franz, ich wär fort, wenn ich keinen Vetter gehabt hätte, fort wär ich, und wenn's Federmesser gehagelt hätt, alle mit den Spitzen voran. Ich wurde was rechtes, denn ich wollte. Ich kam reich zurück und nun galt es, mich an den Reichen zu rächen und den Armen zu helfen. Der kleine Bauer ist vom großen abhängig im Handel und Wandel. Nun gedachte ich's anzurichten, daß wir alle in den Sack bekämen. Sie sollten dabei nicht zu klagen haben. Ich erfuhr ihr trauriges Loos zu sehr, um nicht von Herzen ihr Bestes zu wollen. Manchem half ich, daß er sein Gütlein behalten konnte, manchem, wie dem Klaus, ein Handwerk zu lernen. Dadurch schon hab ich die Reichen erzürnt, denn sie fürchteten, daß dadurch die Löhne in die Höhe getrieben werden könnten von den Tagwerkern. Du kannst dir nun denken, wie das Geheul erst anging, als ich auch von einer billigern Vertheilung

der Gemeindelasten öffentlich redete. Das nun würde gefährlich worden sein, wenn nicht noch zur rechten Zeit der Blitz von der Kanzel getroffen, und auch meine Anhänger ohnmächtig geschlagen hätte. Später hätt ich wol wieder eingegriffen in's öffentliche Leben, aber ich würde es ganz allein mit Hohen und Niederen, mit Studirten und Unstudirten zu thun gehabt haben, und dazu hat es mir an Bildung gefehlt. Drum solltest du, der nicht wie ich, in den besten Jahren für's tägliche Brot sorgen mußte, mein Amt, wie mein Vermögen erben, solltest wie im Hause, so auch in der Gemeinde dort anfangen, wo ich aufgehört hatte. Niemanden, als Barthles Klausmelkern sah ich gerne neben dir in unserm Haus. In ihm konnt ich dir vielleicht einen Freund, einen Anhänger erziehen. So wurde der zu frei von den Fesseln der öffentlichen Meinung, denn er war zu schwach, sich selbst zu beherrschen. Immer beim Barthle wär er vielleicht glücklicher, immer bei mir tüchtiger geworden, wir beide aber haben ihn verdorben."

„Es ist noch nicht aller Tage Abend," unterbrach ihn Franz.

„Es liegen zwei Keime in ihm, die sich aufheben," behauptete Sepp.

„Vater," sagte Franz kleinlaut, „es kommt mir zuweilen fast vor, ob ihr den Menschen für einen Blumentopf haltet."

„Es ist das auch nicht ganz unrichtig."

„Da bin ich nicht dabei. Sogar im Traum wehrt sich meine Natur —"

„Gut, ich weiß das,“ fiel Sepp ein, „du hast etwas vom Wachsgemüth der Mutter und bist zu warm, um das fest machen zu können. In deinem Blick starrt eine Klage mich an, das will ich nicht. Erst die Zukunft soll zwischen uns richten. Wir werden sehen, welcher weiter kommt. Daß ich Seitenwege einschlage, brauchst du bei der Wette nicht zu fürchten, denn weder Tod noch Teufel hält mich zurück. Ich will groß sein oder fürchterlich. Einst guter Tropf, einst bin ich auch weich gewesen, aber ich bin hart worden, und nur gleichgültig zu sein will mir nicht gelingen, und doch wär' das das Klügste, behaglich leben das Schönste. Das hab ich in der letzten Nacht ausgedacht, das dir heut sagen wollen, wenn ich schon vorhin, von der Erinnerung erhitzt, ganz anders geredet habe. Deine gute Mutter — wenn man vom Wolf redet, ist er nahe,“ unterbrach Sepp sich plötzlich, als Mari athemlos zur Thüre hereinstürzte.

„Gott Lob und Dank!“ rief diese aufathmend. „Er ist da und sie haben mich nur angelogen — die Unmenschen. Aber nein, ich will gar nichts mehr sagen und nur Gott danken, daß es nicht wahr ist. Halb todt, sagten sie, hätte man dich geschlagen.“

„Nein, mir ist wohl,“ sagte Franz, das Gesicht der Mutter zuwendend.

„Jesus Maria und Josef!“ schrie diese, aber du siehst blaß und dort — großer Gott! so hart am Auge. Nur ein Wunder hat dich gerettet. Aber Gott kann ja jetzt so wol Wunder geschehen heißen als zur Zeit, da die Heiligen wegen ihrer frommen Lehre verfolgt worden

sind von bösen Heiden. O Sepp, wie recht hast du immer gehabt und ich glaubte dir nicht! Alles, was du je über diese Ungeheuer sagtest, war bei weitem noch nicht schlecht genug. Aber sie haben uns doch kein Leid anthun können. Deinen Leib hat Gott beschützt und aus einer solchen Gesellschaft gestoßen zu werden, ist keine Schande. Jeder Biedere wird dich achten, wenn man ihm die Geschichte ordentlich erzählt."

Das war sie, die liebe herz- und seelengute Mutter, die nichts als ihre Liebe zu Franzen zu einem vielleicht allzu harten Urtheil über andere Menschen bringen konnte. Doch nur für einen Augenblick; denn nichts war im Stande, den reinen Himmel ihres Gemüths zu bewölken, daß sie das Vertrauen auf Gott und den Glauben an gute Menschen, diese Leitsterne in des Lebens Kummernächten, gänzlich verlor. Ja, das war eine derjenigen, denen es nichts schadet, wenn sie etwas Giftiges trinken, weil für Reine alles rein ist. Franzen war noch gar nicht eingefallen, wie gefährlich der Wurf mit dem Glas war. Hätte er daran gedacht, so würde das wol nur noch seinen Aerger über die ungehobelten Aelpler und alle Bauern vermehrt haben; die gute Mutter aber, obwol ihr sicher Franzens Wunde und das erlittene Unrecht viel mehr Schmerz und Kummer machten, als ihm selbst, dachte schaudernd daran, wie viel schlimmer es hätte gehen können, und ihr Herz wurde dabei so weich, daß sie sogar den Feinden ihres Lieblings alles verzieh. Sie schien zu hoffen, daß nun Jedermann einsehe, wie grausam unrecht man Franzen gethan habe, so daß alles

mit Freuden ihm die Hand zur Versöhnung reichen werde.

„Ja, für Reine ist alles rein," dachte Franz. „Die Gute hält mich beinahe für einen Märtyrer einer heiligen Sache, die Andern für schwache Menschen, die leicht zum Bösen, aber auch wieder so leicht zum Guten zu bringen sind. O, wenn sie wüßte, wie viel ich zu bereuen habe und wie wenig die Andern, wenn sie mich und alles Andere genau kennte, dann würde sie nicht mehr unter Thränen lächeln, sondern weinen — bitterlich weinen über ihren ihr so unähnlichen Sohn. Und doch ist es meine Pflicht, offen gegen sie zu sein. Ja ich muß ihr sagen — alles, alles!"

So redete Franz mit sich selbst, bis endlich der Vater sagte: „Es geht immer gut auf der Welt, wenn man's nur so auszulegen weiß. Mir kommt's fast vor, als ob aus dem Wirthshausstreit der Hausfriede heraus wachsen werde; sieht doch endlich jedes von uns ein, daß und worin es unrecht hatte. Ja Mari, als du kamst, war ich eben daran, Franzen zu gestehen, daß die ihm von mir gewordene Erziehung eine verfehlte gewesen sei. Du nun hast vorhin eingestanden, daß — —"

„Franzens Erziehung?" fiel jetzt die Mutter hastig ein, „nein, die laß ich mir nicht schimpfen. Gut und recht muß sie gewesen sein, denn er ist ein Mann worden, dem, wie der Pfarrer sagen würde, keiner im Dorf die Schuhriemen aufzulösen würdig ist."

Jetzt mußte Franz reden. „Es kommt mir vor," begann er hustend, „es kommt mir vor, ob Ihr den Ver-

lauf der ganzen Geschichte sehr ungenau gehört habet. Ich verdiene Euer Lob wahrhaftig nicht!"

„Ja, viel eher das meinige," meinte Sepp. „Ich ging mit zum Adlerwirth, nicht nur, um seinen Wunsch zu erfüllen, sondern auch darum, weil ich ihn dem Sennen nicht ganz allein überlassen wollte, denn diesen hielt ich für die Ursache der Veränderung, welche ich in der letzten Zeit an Franzen zu bemerken glaubte. Doch bald sah ich zu meiner Freude, daß in dem guten Jungen, obwol unbemerkt von ihm selbst, noch immer der alte Adam stecke. Aber — ihr Lieben — ich habe noch etwas gesehen und zwar etwas, das mir noch fast die ganze Nacht im Kopfe herumging: Franz wird nie im Stande sein, das zu thun, was ich von ihm erwartete, weil er zu genau so worden ist, wie ich ihn wollte. Ihm fehlt, trotz aller Gemüthlichkeit, wie mir in den letzten Jahren, die Liebe, sie, die wie die Sonne dem Feld, dem Wirken des Menschen Fruchtbarkeit und Gedeihen gibt. Er ist — das hat er nun bewiesen — kein Heuchler, der sich mit List Herzen und Stimmen zu gewinnen sucht, aber auch kein geduldiges Lamm, das die Sünden der Welt aus Liebe zu ihr trägt. Nein, mein Franz darf den Leuten bei ihren Dummheiten so herzhaft ins Gesicht lachen als ich, und beobachtet zu scharf, um sie noch lieben zu können; er ist weder Spitzbub noch Dummkopf, und ihn würde, das seh ich nun ein, mein trauriges Schicksal treffen, wenn er meine Pläne ausführen wollte. Bloß darum, weil man das Gute, Rechte will, wird man nicht gehört, man müßte befehlen, herrschen können; beherr-

schen aber lassen sich die Leute freiwillig nur von denen, die es thun, indem sie zu dienen scheinen."

„Du guter alter Tropf!" fuhr Sepp nach einer Pause wehmüthig fort, „es waren so schöne Träume, die du träumtest, wenn du deinen kleinen Schreihals auf den Knieen wiegtest. Es sollte so viel, viel werden, dieses Fränzchen, und alles durch den Freimaurer. Er wollte sich dann hinter dieses Wunderthier von Sohn stellen und Ersatz nehmen für alles durch den Gedanken: das ist mein Werk! Ja, ihr Guten, es waren schöne Pläne, aber nur Pläne. Ich hätte eigentlich den Leuten folgen und dich zu den Studenten schicken sollen."

„Wunderlicher, ehrgeiziger Mann!" zürnte Mari, „hast du denn gar keinen Sinn für das frohe Zusammenleben daheim?"

„Wunderliches, selbstsüchtiges Weib!" ahmte Sepp Mariens Redeweise nach, „hast du denn gar keinen Sinn für das Glück deines Kindes? Der Sonderling paßt nicht zu den Bauern in die Stube, der Bauernsohn mit seinem Stallgeruch nicht zum Doktor in's Herrenstüble. So Mutter, so steht dein Franz nun immer zwischen Thür und Angel."

„Ich brauche aber gar nicht im Wirthshaus zu stehen," sagte Franz, und indem er aufstand, sich zwischen Vater und Mutter stellte, ihre Hände hastig erfassend und drückend, rief er feierlich: „Hier, in euerem Hause und zwischen euch ist mein Platz, da laßt mich glücklich sein und auch euch glücklich machen!"

„Nun wären wir denn endlich alle beisammen!“ sagte Sepp heiter. „Die Mutter hat lang die auf Abwegen Herumirrenden erwarten müssen; aber nun sind wir da, matt und müd von der Last der Erfahrungen, die wir mitschleppen mußten. Häusliches Glück ist gewiß das Schönste, das Einzige, da hat die Mutter recht. Zum geschlossenen Fenster hinaussehen und lachen über die wunderlichen Menschenkinder, das ist das Klügste; nicht wahr Franz?“

Sepp mußte lange auf eine Antwort warten; Franz hatte über die Thorheiten und Verirrungen des Nebenmenschen nie lachen können, jetzt aber wäre er dazu noch weniger aufgelegt gewesen als je. Er hatte in den letzten Stunden an sich selbst so manches, was er nicht einmal entschuldigen konnte, gefunden. Warum sollte er sich nun stolz über Andere erheben, sie tadeln oder verspotten, da es vor der eigenen Thüre noch so viel zu kehren gab? Aber auch der Fehlerlose könnte gewiß nicht seine Freude haben an den Fehlern Anderer. Der Vater hatte freilich viel Schlimmes von den Mitmenschen erfahren, aber damit war seine jetzige Denkungsart nicht zu rechtfertigen, sondern nur zu entschuldigen. Der gute Sohn mochte zwar in diesem Augenblicke dem Vater nicht widersprechen, mochte nicht gestehen, daß die letzten Erfahrungen ihn fast näher um den Glauben an sich selbst, als den an die Menschen um ihn herum gebracht hätten. Aber wenn er's auch nicht über's Herz bringen konnte, den Vater dadurch versöhnlich gegen seine Umgebung zu stimmen, daß er ihm die eigenen, vor wenigen

Minuten gestandenen Fehler vorwarf, so hätte er ihm doch eine Antwort geben mögen, die ihn daran erinnern mußte. Er besann sich eine Weile, dann sagte er: „Wer über Thorheiten und Fehler lachen könnte, der fände Stoff genug in sich selbst und bei Andern!"

„Ja genug," fiel Sepp ein, „und es ist auch wirklich zum Lachen, wie die Leidenschaften um die guten Menschen zanken. Jede nimmt der andern die Kraft, drum sind die am schlimmsten daran, die nur eine haben. Doch solche Leute sind so selten, daß man sie Sonderlinge nennt. Nun wirst du wol merken, daß ich dich verstand; dennoch thät ich bitten, in Zukunft ein wenig deutlicher zu reden, da man denn doch nicht immer mit der Goldwage dabei sein kann."

Mari meinte: „Sepp rede jetzt auch nicht besonders deutlich. Sie wenigstens verstehe noch nicht, warum die am schlimmsten dran sein sollten, die nur einen bösen Trieb hätten."

„Das ist ganz einfach," erklärte Sepp. „Wer ganz von einer Leidenschaft beherrscht wird, den hält nichts mehr zurück. Man sollte, um glücklich zu sein und gewöhnlich, nicht nur getrieben, sondern auch zurückgehalten werden. Schaut euch um! Da bekämpft der Geiz die Trunksucht und die Begierde den Geiz, während dort Stolz, Trägheit, Unzucht und noch viele miteinander hadern. Dieser Kampf macht eben das Leben, das Gleichgewicht aller Triebe die Weltordnung."

„Mann," rief Mari plötzlich, „warum gehst du denn noch in die Kirche?"

„Die,“ antwortete Sepp ruhig, „ist in der jetzigen Zeit eine sehr nützliche Anstalt. Dem Paßunwesen müssen sich jetzt auch die anständigen Leute unterordnen, und mit der Kirche ist's mir auch so. Es stünde schlecht mit dem Eigenthumsrecht und der persönlichen Sicherheit, wenn diese Bildungsanstalt ihr Ansehen verlöre.“

„Vater,“ rief Franz, „da kann ich nicht mehr mit! In der Kirche lernt man nicht nur meiden, sondern auch thun.“

„Ja man geht zu Gott auf den Taglohn; er soll sehr gut zahlen.“

„Machen wir uns an die Arbeit,“ sagte Mari aufstehend.

Franz wollte mit der Mutter die Stube verlassen; diese hielt ihn aber zurück und sagte streng: „Wenn du daran denkst, dich in dieser Woche nur einmal der kalten Herbstluft auszusetzen, so werd' ich bei dir bleiben und dich bewachen müssen bis am nächsten Sonntag.“

Wenn Mari auch nie etwas vorbringen konnte, wodurch ihr Mann auf „christlichere Gedanken“ kam, so hatte sie ihn doch daran gewöhnen können, von seinen wunderlichen Auseinandersetzungen schnell wieder zur Tagesordnung überzugehen. Lächelnd sagte er: „das, was deine Sorge für Franzen dir eingab, schickt sich schlecht zu dem Plan, den ich heut Vormittag gemacht habe.“

„Ich lasse keinen Plan gelten, der dem guten

Jungen nicht einmal eine Woche Ruhe und Wärme gönnt," versetzte Mari mit ungewöhnlicher Hast.

„Davon ist auch nicht die Rede," beruhigte Sepp. „Ich weiß eben auch, daß Franz morgen nicht nach Dornbirn kann auf den Markt. Jemand aber muß doch hinaus und da hab ich dann gedacht: Uebernimmt Mari die Arbeit im Vorsaß, damit wir in's Wirthshaus können, so wird sie wol auch die Güte haben, in Gottes Namen noch zweimal hinaufzugehen, damit ich meine Geschäfte besorgen kann. Franz leidet darum noch keine Noth; er befindet sich jedenfalls so wohl, daß man ihn getrost sich selbst überlassen darf."

Mari sagte nicht viel dagegen. Seufzend packte sie zusammen, was nothwendig mitgenommen werden mußte. Nebenbei schärfte sie Franzen wiederholt ein, doch das Haus nicht zu verlassen und ruhig in der warmen Stube zu bleiben, bis sie wiederkommen werde.

Als die Mutter fort und der Vater wieder hinter dem Hause bei den Baumästen war, suchte Franz die im Sommer erschienenen Zeitungen, die ihm natürlich nicht auf die Alp geschickt worden waren. Er überflog von Nummer zu Nummer die Nachrichten vom italienischen Krieg, bis der heute ganz ungewöhnlich früh und schnell kommende Abend ihn am Lesen hinderte.

Der Vater hatte das Nachtessen gebracht und alle Fensterläden geschlossen. Jetzt saßen die beiden beisammen am Tische und Sepp sprach eben seine Befürchtung aus, daß er dem Anschein nach morgen einen recht ungesunden, langweiligen Tag bekommen werde, als draußen zuerst

leise, dann aber immer lauter und heftiger an die Thüre geklopft wurde. Sepp eilte mit dem Licht hinaus und war nicht wenig erstaunt, den Sennen und einige seiner Freunde zu erblicken.

„Das ist mein Haus!“ rief er etwas ärgerlich.

„Dann haben wir also doch trotz Nacht und Nebel das rechte getroffen,“ sagte ruhig der Senn und schob den erstaunten Sepp ein wenig auf die Seite, um sich und den ihm Folgenden Platz zum Eintreten zu machen.

Sepp sah die Eindringlinge zuerst mit zornigen Blicken an, dann aber lächelte er wieder und murmelte: „der Mensch hat eine hinreißende Beredtsamkeit. Was er wol anfangen wird, um nun Franzen wieder von seiner treuen Freundschaft zu überzeugen? Gott sei den schwachen Rippen des armen Jungen gnädig!“

Im ersten Augenblick hätte Sepp den Unerwarteten die Thüre vor der Nase zuschlagen mögen; jetzt aber war er froh, daß er nicht dazu gekommen war und nun Gelegenheit bekam zu hören, was heute die Freunde sich zu sagen haben würden. Spöttisch lächelnd gieng er dem voraneilenden Sennen mit dem Licht in die Stube nach und war über Franzens freundlichen Gruß viel erstaunter als der Senn zu sein schien. Dieser erkundigte sich sogleich sorgfältig nach Franzens Befinden und nachdem er vernahm, „daß derselbe oft lange Zeit gar nie an seine Verletzung denke,“ sagte er: „dann hast du es wenigstens heute besser gehabt als ich. Wenn es mir auch möglich gewesen wär', die heillose Geschichte zu vergessen, so würde man mich gleich wieder daran erin-

nert haben mit dem ewigen Fragen nach deinem Befinden. Ich hab mich wahrhaftig fast geschämt, nicht einmal etwas Bestimmtes von dir zu wissen."

„Sonderbar, daß du dennoch deinen Freund nicht früher besuchtest," spottete Sepp.

„Da könnt ich wol Auskunft geben; aber die Wahrheitsgeiger sind keine beliebten Musikanten."

„Ich hör es gern, wenn man trotzdem die Wahrheit geigt."

„Nun," sagte der Senn trocken, „ich bin erst jetzt da, weil ich dich nicht mehr anzutreffen wünschte. Du wirst auf den Markt nach Dornbirn wollen, daß du noch hier bist?"

„Ja, das will ich," antwortete Sepp etwas gereizt. Die Rede des Sennen ärgerte ihn weniger, als das Gefühl der Achtung, das sich wider Willen immer mächtiger in ihm regte.

Eine Zeit lang blieb es in der Stube ganz still; endlich bemerkte Sepp: „vermuthlich würdest du es Franzen auch gestern nicht gar so spitzbübisch unfreundschaftlich gemacht haben, wenn ich nicht dabei gewesen wäre?"

„Wer nicht thut wie Andere, dem geht auch nicht wie Andern," versetzte der Senn.

„Franz hätt' also mitsingen sollen? Singen oder sich schlagen lassen — Vogel friß oder stirb!"

„Ja mitsingen hätt' er sollen!"

„Auch das letzte Liedchen?"

„Damals hatte der Kessel schon ein Loch," ant-

wortete der Senn, welcher wol merkte, daß Sepp ihn nur auf die Aeste hinaus treiben wolle. „Aber das ist nicht zu läugnen, daß alles anders gegangen wär, wenn Franz allein gekommen sein würde. Solche Gelehrtheit mag Niemand, also laßt sie daheim. Unterhaltet uns besser, wenn euch unsere Unterhaltungen nicht gefallen, aber lacht keinen aus wegen seinem einzigen schlechten Rock, wenn ihr ihm nicht einen besseren gebet. Leeres Reden ist nur Papiergeld; wir aber sind nicht da, um uns bloß vor eurem Geschwätz zu schämen, dazu braucht es mehr, meine gelehrten Herrn!"

„Du hast ja recht," fiel Franz ein, „noch länger von der Sache zu reden ist unnöthig; ich weiß, daß ich an allem Schuld bin."

„Nein, das bist du nicht," entgegnete der Senn, „aber wie geht's? zwei harte Steine mahlen nicht, und wenn zwei Narren an einem Strick zerren, so reißt er; wär' ein Kluger dabei, so blieb er ganz."

„Da wärst eben du der Mann!" spottete Sepp.

„Wenn Franz meinem Rathe gefolgt hätte, würde der Abend ganz friedlich abgelaufen sein."

„Du bist also wenigstens ein guter Rathgeber, drum muß man dir wol verzeihen, wenn du dich auch als einen schlechten Helfer zeigtest," bemerkte Sepp.

„Die Leute waren über eure Bemerkungen so erbittert, daß eine schreckliche Schlägerei entstanden sein würde, wenn ich ihm beigestanden wäre; denn sicher habe ich nicht so viele Freunde, als er in jenem Augenblick Feinde hatte. Man mußte also in Gottes Namen

dem Haufen die armselige Freude gönnen, stärker zu sein, als ein ihnen allein Gegenüberstehender. Das war wirklich alles, was Franzens Gegner gewannen. Die Geschichte hat einen ganz andern Ausgang, als deine Freunde und deine Feinde erwarteten. Wenn deine Welt- oder Menschenverbesserungspläne dir alle gelungen wären, so hätte dich das nicht beliebter machen können als der gestrige Tag."

„Wie ist das möglich?" fragte erstaunt Franz, an den die letzten Worte des Sennen gerichtet waren.

„Ja, das ist ein eigenes Ding," antwortete der Senn langsam. „Ich sage nicht gern, was ich nur so beiläufig herauskopfen kann. „Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllfrei," sagt das Sprichwort; doch da meine Gedanken — oder eigentlich unsere, denn auch meine Freunde sind meiner Ansicht — auch wenn sie unwahr sind, nicht viel schaden können, so darf ich dir wol sagen, daß wir die Weiber für die Ursache einer so schnellen Sinnesänderung halten zu müssen glauben."

„Die Weiber?" fragten Vater und Sohn zugleich.

„Ja, sie, oder eigentlich ihre Abneigung gegen solche Lieder und solche Sänger. Du mußt nicht glauben, guter Franz, daß nur du Sinn habest für das was sich schickt und nicht schickt. Heut hat wol drei Stunden weit alles davon erzählt, daß man gestern beim Adlerwirth Schandlieder gesungen, und den Einzigen, der sich dagegen gewehrt, halb todt geschlagen und zum Hause hinausgeworfen habe. Bettlerinnen, die mit dem Sack

auf dem Rücken von Thür zu Thür gingen, haben lange und vielleicht zum Theil wunderschöne Predigten hergesagt, die du gehalten haben solltest; alles was ihnen Kluges und Erbauliches einfiel, war darin enthalten. Dann zuletzt hieß es jedesmal: Kurz er hat geredet, der Pfarrer hätt's nicht schöner und nicht besser können; sie aber haben ihm ein Glas an den Kopf geworfen, ihn geschlagen und verschimpfirt, wie die Juden unsern Herrgott, und ihn dann zum Hause hinausgeworfen. Solche Reden gehen heut überall im Dorf herum und zwar so stark, daß auch die, welche dir gestern dein Unheil gönnten, sich jetzt schämen und viel darum gäben, wenn sie zu Hause geblieben wären. Wenn du weißt, was es heißt, das Schamgefühl aller Weibsbilder in einer Gemeinde zu beleidigen, so kannst du dir auch denken, wie du jetzt beinahe als Märtyrer für ihre Religion verehrt und bemitleidet wirst."

„Wunderbar, merkwürdig," sagte Sepp sinnend, „heut glaubte ich mein Weib seit langer Zeit das erste Mal wieder gegen die öffentliche Meinung reden zu hören, und nun kommt's heraus, ob nicht nur Mari, sondern auch die öffentliche Meinung kehrum gemacht habe. Wo wol das Rad sein mag, von dem alles so gleichmäßig getrieben wird?"

„Das," fiel Franz begeistert ein, „das ist das allgemeine Sittengesetz im Menschen, welches ich gestern leugnen wollte und ihr heute. Ihr habt bei euerer Abhandlung über die Leidenschaften die Weiber ganz vergessen; ihre Liebe zum Guten und Schönen, ihren Ein-

fluß auf die Erziehung und — die Macht ihrer sanften Natur über die Starrköpfigkeit der Männer," setzte der Erröthende nach einer Pause hinzu.

Sepp lächelte. „Wie schwach doch der Mensch sein kann," dachte er, „und wie willig ein Anhänger seiner Anhänger zu werden! Nein, Fränzchen, du kannst nicht führen, sondern nur mitgehen. Das Betrachten ist deine Neigung, das Uebrige an dir ist mein Werk." „Wenn," sagte er dann laut, „wenn auch Barthles Mariann diese Macht hätte, dann würde vieles anders sein, dann würde sie z. B. dem Alten heute nicht beim Holzsägen geholfen, sondern ihm dazu einen Taglöhner angerathen haben."

„Habt ihr sie gesehen?" fragte Franz hastig.

„Den ganzen Nachmittag."

„O, das hätt' ich auch sehen mögen!" rief Franz die Anwesenden gänzlich vergessend aus; „das ist ein Beweis, daß auch ein Mädchen stark werden kann, wenn es gilt dem Vater zu folgen, zu helfen. Sich selbst beherrschen ist größer, als herrschen über Andere. Ich hätte sie sehen mögen!"

Jetzt sah Franz den Sennen und seine Freunde, die er im Eifer gar nicht mehr beachtet hatte, erschrocken an, seine Unvorsichtigkeit, die, was er so sehr geheim zu halten wünschte, verrathen haben konnte, bereuend und verwünschend. Glücklicherweise aber hatte der Mischmasch, welchen die beiden Sonderlinge aus dem Ereignisse beim Adlerwirth zu kochen begannen, dem Sennen und seinen Freunden gleich anfangs so wenig gefallen,

daß sie, um sich die Zeit zu vertreiben, die auf der Bank liegenden Zeitungen zu durchblättern angefangen hatten.

Erst nachdem der italienische Krieg zu Ende war, fanden die Bregenzerwälder, welche als Kaiserjäger dienend denselben mitgemacht hatten, Zeit und Gelegenheit, den Angehörigen in der Heimat zu berichten, was sie in den letzten Monaten sahen, hörten und erlebten. So ein Soldatenbrief ist immer ein Ereigniß für eine ganze Gemeinde. Die, welche ihn erhielten, geben ihn ihren Verwandten, die Verwandten ihren Freunden, diese ihren Nachbarn und so kommt er im ganzen Dorfe herum von Einem zum Andern. In der letzten Zeit nun waren fast alle Wochen solche Briefe ins Dorf gekommen und von Haus zu Haus gelesen oder doch besprochen worden. Davon kam es, daß im Herbste des Jahres **1859** die Bregenzerwälder viel mehr vom italienischen Krieg redeten als im Frühling, wo man die unglücklichen Zeitungsnachrichten nur eitles Geschwätz schalt, dem bloß die Vorbereitungen zur Errichtung einer Landwehr einigen Glauben verschafften. Die Bauern, die überhaupt am liebsten „gedruckt lesen", was sie schon anderwärts gehört haben, wurden daher erst durch die vielen Soldatenbriefe begierig, die in den „Lügenzetteln" enthaltenen Schlachtenberichte zu lesen. Jetzt warfen sie in den Wirthshäusern die neuen d. h. nur drei Wochen alten Zeitungen verächtlich weg, um auf einem alten schmutzigen Packpapier von der Schlacht bei Solferino zu lesen. Neben den im Herbste gewöhnlichen Ge-

sprächen über den Käse- oder Kuhhandel hörte man beinahe von nichts als vom Garibaldi und vom italienischen Kriege.

Als daher Franz seinen Freunden sagte: „Es seien jene Zeitungen schon längst gekommen und er lese sie nur noch, weil er gerade Zeit habe, das auf der Alp Versäumte wieder einzubringen," fragten alle auf einmal, „ob auch etwas vom letzten Krieg drin stehe," und als Franz bejahte, ließen sie nicht mehr mit Bitten nach, bis er ihnen einige Schlachtenberichte vorlas.

Wie glücklich würde das Franzen erst vor kurzem noch gemacht haben! Sicher würde sein Eifer, eine solche Bitte zu erfüllen, so groß gewesen sein, daß sie nachher wol nie mehr an ihn gerichtet worden wäre; jetzt aber hielt er mit Lesen inne, so oft er wieder mit einem Satze fertig war, theils um die Zuhörer nicht zu ermüden und ihnen Zeit zu lassen, das Gehörte zu besprechen, mit anderwärts Vernommenem zu vergleichen oder in Zusammenhang zu bringen, hauptsächlich aber weil er sich zu lebhaft die holzsägende Mariann vorstellte, um seine Aufmerksamkeit dem Inhalt alter, schon einmal gelesener Zeitungen zuwenden zu können. Sepp hatte nicht unrecht, wenn er Franzen vorwarf noch nie so schlecht vorgelesen zu haben wie heute, unrecht aber hatte er, da er meinte, das müsse für einen Bauer gerade zum Davonlaufen sein. Freilich, wenn einer sagte: „Das hat auch Theresen, Tonis, Josefs, Leonhards Buben Bub heimgeschrieben," so mußte Franz noch einmal nachlesen um zu wissen, wovon denn eigentlich die

Rede sei. Doch das schadete gar nichts, denn unterdessen hatten die Andern Zeit über das Gehörte zu reden und gerade dieses war das Kurzweiligste. Drum blieb man auch bis nach zehn Uhr sitzen.

Als nun der Senn vom Heimgehen zu reden anfing, baten Alle, recht bald wieder einmal kommen, auch noch einige ihrer Freunde mitbringen zu dürfen.

Gleichgültiger als der Vater erwartete, sagte Franz: „Mir ist's lieb, wenn ihr kommen möget, das Haus ist immer und jedem offen. Machet ihr da, wie ihr könnet oder möget.“

„Nun endlich wird er dann doch noch kurirt werden von seiner wunderlichen Sucht, immer und überall Rädleführer sein zu wollen,“ dachte der Senn.

„Die Leute, welche dem Franz vorwerfen, er wolle gar alles verstehen, gönne Niemand Zeit zum Wort, und wolle immer Schellkuh sein, die kennen ihn gar nicht, oder sie sind feindselige unverschämte Lügner,“ dachten die Andern.

Franz hatte alles, was diesen Abend geredet worden war — das von Mariannen ausgenommen — schon vergessen, als der Vater, welcher den Gehenden die Thüre öffnete, mit dem Lichte wieder in die Stube zurückkam und zu ihm sagte: „Fast hab ich gefürchtet, diese Lockvögel würden dich schon wieder wegbringen von dem Platze zwischen der Mutter und mir; doch wenn du dich immer so hölzern stellst wie heut, so wird ihnen das Locken bald vergehen, hahaha!“

Franz erzählte nun gähnend, wie merkwürdig

schläfrig er heute gewesen sei. Das Hin- und Herwiegen zwischen dem Gedachten und Gehörten, der Zwang, den er sich dabei hab anthun müssen, das Lesen der enggedruckten Blätter hab ihn so müd gemacht, daß er jetzt gern gleich ins Bett gehen möchte. Er glaube, auch der Vater werde froh sein, wenn er vor seiner Reise noch einige Stunden ruhen könne.

„Das," lachte dieser, „würde nun ins Sennische übersetzt etwa so lauten: Für heut hast du nun das Maul zu halten! Nun, ich hab nichts mehr zu sagen, da ich überzeugt bin, daß du mein gehören willst, und dich nicht mehr abgeben mit dem großen Haufen."

„Vater —"

„Ja ich will still sein — gute Nacht!"

„Schlafet wohl!" sagte Franz und verließ die Stube.

Er war wirklich schläfrig; doch bevor er ins Bett ging, schnitt er noch die langen Stengel an Mariannens Blumen ein wenig kürzer und stellte sie in frisches Wasser, um sie auf diese Weise so lang als möglich zu erhalten. Jetzt bemitleidete er das liebe gute Anneli nicht mehr; das was der Vater von Barthles Kind erzählte, hatte ein Gefühl in ihm geweckt, welches schon oft mit dem Worte Anbetung bezeichnet worden ist.

„Ich Einfalt," sprach er halblaut, „ich Einfalt glaubte das Mädchen unglücklich, meinte helfen zu sollen, trösten zu müssen. O, so ein Wesen, so ein Engel ist auch in der Hölle nicht unglücklich! Mariann hat ja den Himmel im Herzen."

Franz erinnerte sich nicht mehr an das Durcheinander der letzten Tage. Lieblichere Bilder umschwebten ihn, und „Mariann, Anneli“ hauchte er leise, als der Engel des Schlafes ihm die Augen zudrückte.

Ende des ersten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.